Emn

Das

Gespenst der Baronin.

Von

Vicomte Ponson du Terrail.

Aus dem Französischen

von

Marie Saphir.

Wien.
Heinrich Spitzer.
1865.

Das

Gespenst der Baronin.

Prolog.

I.

„Herzogin!“

„Baron! —“

„Haben Sie Nachrichten von dem Regenten?“

„Nein — seit gestern nicht.“

„Das flößt mir ernsthafte Besorgnisse ein, meine liebe Herzogin, und ich fürchte sehr —“

„Fürchten Sie nichts, Baron! Ihre Ernennung muß zu dieser Stunde schon unterzeichnet sein.“

„Gott gebe es, Herzogin!“

„Es liegt Ihnen also viel an diesem Gouvernement, mein Lieber?“

„Teufel — urtheilen Sie selbst darüber, Herzogin! Ich ließ gestern Abends meinen Intendanten zu mir rufen und forderte von ihm eine klare Darstellung meiner Vermögens-Verhältnisse —“

„Ich errathe — Sie sind ruinirt!“

„Noch besser, Herzogin: ich habe eine Million Schulden und keinen Kredit mehr!“ —

„Sie werden Ihre Schulden einfach nicht bezahlen, mein lieber Baron!“

„Daran dachte ich auch schon; aber wie soll ich dann Neue machen?“

„Kind! — Da Sie von Sr. Majestät Ludwig dem XV. zum Gouverneur der Provinz Normandie ernannt werden sollen —“

„Und wenn es nicht geschieht?“

Der Baron, welcher noch zu Bette war, streckte seine schöne, aristokratische Hand nach dem Tischchen aus, welches neben dem Kopfende seines Lagers stand, nahm seine goldene Dose und bestäubte sein Jabot mit jenem gelben Pulver, welches man Spaniol nennt.

Die Herzogin, welche in einem großen Fauteuil mit zurückgebogener Lehne saß, klopfte ungeduldig mit ihren Fußspitzen auf den Teppich auf und erwiederte:

„Wissen Sie, Baron, daß Sie impertinent sind?“

„Wieso, Herzogin?“

„Wieso? Die Frage gefällt mir! Sie zweifeln ja an meinem Einfluß!“

„Oh, Herzogin!“

„Gewiß, da Sie befürchten, Sie könnten doch nicht ernannt werden.“

„Gott behüte mich! — Aber, kann man Alles voraussehen? Sind wir sicher vor einem Pistolenschuß, der den Regenten tödtet? Können wir dafür gutstehen, daß jetzt,

wenn Sie mich verlassen, Herr de Saint-Simon, dieser arme Herzog, der an Sie denkend, ruhig schläft, nicht auf der Straße vorübergeht — Sie trotz Ihres Schleiers erkennen und sich einbilden könne, Sie hätten die Nacht hier zugebracht?"

„Oh, abscheulich!"

Der Baron lächelte.

„Ich weiß es sehr gut," sagte er, „daß die ganze Welt — ihn ausgenommen — berechtigt ist, zu wissen, daß Sie gütig gegen mich sind, aber am Ende —"

„Beruhigen Sie sich, Baron, der Herzog hatte nur einigen Zweifel gegen seine Frau gehegt — das bin ich nicht —"

„Zum Glück für mein Gouvernement."

„Glauben Sie?"

„Gewiß. Die Herzogin ist volle achtundvierzig Jahre alt. Wenn ich gezwungen wäre, mich an diese zu wenden und nicht an Sie, die kaum halb so alt ist, so bedürfte dies eines Muthes, den ich nicht besitze."

„Schmeichler!" flüsterte die Herzogin, und legte ihre kleine, aus einem Meer von Spitzen hervorstehende Hand an des Barons Lippen.

„Ich darf also hoffen —?"

„Ohne die geringste Besorgniß."

„Und ruhig schlafen?"

„Sobald ich fortgegangen bin, Baron."

„Oh, nicht früher, Herzogin!"

„Ach Gott," seufzte die Herzogin, „seit dem Tode des großen Königs seid Ihr Herren so wenig galant."

„Das können Sie schwer beurtheilen, Herzogin, denn Sie sprechen von einer Zeit, an die Sie sich wohl nicht erinnern können!“

„Es ist wahr,“ sagte kokett die Herzogin, die eben ihr dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, „ich war damals sehr jung.“

„Waren Sie schon auf der Welt?“

„Oh, Baron, diese Phrase verräth Ihre Liebe — für das Gouvernement der Normandie!“

Der Baron lächelte.

„Meine theure Seele,“ sagte er, „wenn ich die Wahl hätte zwischen Ihren Augen und der Normandie —“

„So würden Sie sich für die Normandie entscheiden, davon bin ich überzeugt, mein Guter!“

„Oh nein. Allein da mir der Himmel heute Beides zu meiner Verfügung stellt — so sagen Sie mir doch wenigstens —“

„Was das Gouvernement betrifft, so kann ich Ihnen versichern —“

„Aber Ihre Augen —“

„Undankbarer!“ sagte die Herzogin mit einem reizenden Schmoll-Mäulchen, und wandte ihre Blicke nach der Roccoco-Pendule am Kamin. „Sie sehen, es ist noch nicht zwölf Uhr Mittags; — würde ich zu so früher Stunde hier sein —?“

„Geben Sie mir Ihre Elfen-Hände, Herzogin, und setzen Sie sich zu mir — hieher — ganz nahe —“

„Wie kindisch Sie sind!“

„Ich will Ihnen etwas anvertrauen —“

„Bah — irgend eine Intrigue —“

„Nein. Man will mich verheiraten.“

Die Herzogin, die am Rande des Bettes saß, stand schnell auf und nahm ihren früheren Platz im Fauteuil wieder ein, und zwar mit einem Stirnrunzeln und einer grollenden Miene, welche der Eitelkeit des Barons in hohem Grade schmeichelten.

„Ah,“ sagte sie, „und mit wem?“

„Oh, seien Sie nicht eifersüchtig, Herzogin! — Es lohnt sich wahrlich nicht der Mühe. — Es ist die Tochter eines Kaufmannes.“

Das verzogene Gesicht der Herzogin hellte sich wieder auf.

„Die Sache wäre ernst, wenn Sie nicht Rossac wären, lieber Baron!“ sagte sie,

„Ach Gott!“ sagte der Baron von Rossac, denn er war es, den wir hier im Bette liegend, die Herzogin von A.... zu seinem kleinen Lever zulassend, kennen lernen, „ich weiß wohl, daß es eine Mesalliance wäre.“

„Etwas Unerhörtes!“

„Aber, was wollen Sie? Die Mesalliancen sind beinahe seit einem Jahrhunderte in der Mode.“

„Finden Sie?“ sagte Madame A...., deren Gesicht sich wieder umwölkte und bleich wurde.

„Gewiß, Herzogin. Hat Anna von Oesterreich nicht Mazarin geheiratet?“

„Im Geheimen, Baron.“

„Gut — aber was thut das! Hat Mademoiselle nicht Langre geheiratet — ja, Ludwig XIV. die Maintenon?

Hat nicht Monseigneur, der Regent, eine gleiche kleine Sünde in seiner Familie?"

„Also," sagte die Herzogin, sich zornig erhebend, „Sie hätten wirklich den Muth —"

„Das sage ich nicht, Herzogin, da Sie ein Gouvernement für mich erwirken; aber — wenn ich es nicht hätte, — alle Wetter, mein künftiger Schwiegervater würde Gold genug haben —"

„Um Sie sein Plebejerthum vergessen zu machen, nicht wahr? Wahrhaftig," rief die Herzogin entrüstet aus, „es gibt keinen Edelmann mehr!"

„Wenn Sie kein Gouvernement haben, Herzogin!"

„Und," fuhr sie in spöttischem und verächtlichem Tone fort, „wer hat Ihnen aber denn diese Heirat vorgeschlagen?"

„Mein Freund Simiane, Herzogin; er ist ein ziemlich guter Edelmann, dächte ich."

„Und hilft seinen Freunden, sich zu verpöbeln, nicht wahr? Das ist eine schöne Opferfähigkeit!"

„Er trug mir eine hübsche Frau an, die geistreich ist, feine Manieren hat, und überdies ich weiß nicht mit wie vielen Millionen belästiget ist."

„Nehmen Sie sie an, mein Herr," sagte die Herzogin, sich in die Lippen beißend, „ich widersetze mich nicht Ihrem Glücke."

„Oh Herzogin, wie boshaft sind Sie! — Ich habe sie ausgeschlagen."

„Entschieden?" frug die Herzogin, und ein Freudenstrahl zuckte aus ihren großen, blauen Augen.

„So ziemlich; Simiane soll heute noch einmal zurückkommen.“

„Und Sie bleiben bei Ihrem Entschluße?“ sagte Madame A. . . ., sich auf den Rand des Bettes setzend und den gepuderten Kopf des Barons in ihre kleinen schmalen Hände nehmend.

„Je nachdem,“ erwiederte Herr von Rossac, „wenn ich mein Gouvernement habe.“

Wieder kehrte die Herzogin in das Fauteuil zurück.

„Das ist schmeichelhaft für mich!“ flüsterte sie. „Oh, dieser abscheuliche Baron! Oh, dieser Undankbare!“

„Meine kleine Herzogin,“ sagte der Baron mit heroischer Ruhe, „ich bin gewöhnt, meine Geliebte in meinem Palais zu empfangen und in einer Equipage zu ihr zu fahren. Wenn ich mein Gouvernement nicht bekommen und die Millionen der mir angebotenen Frau ausschlagen würde, so wird man mein Palais verkaufen, und mit meinem Palais auch meine Equipage.“

„Das ist wahr,“ sagte die Herzogin, „aber Sie werden Ihr Gouvernement erhalten.“

„Mehr will ich nicht, Herzogin.“

„Ich eile zu dem Herzog.“

„Schön.“

„Und das Patent soll Ihnen in einer Stunde zugeschickt sein!“

„Ich rechne darauf, Herzogin!“

Und ohne etwas von dem Phlegma zu verlieren, wies der Baron mit dem Finger auf die Uhr.

„Ich gebe Ihnen eine Stunde mehr, Herzogin," sagte er. „Es ist Mittag: Simiane kommt in einer Stunde und bleibt bis zwei Uhr hier."

„Gut," sagte Madame A . . ., „wenn das Patent um zwei Uhr nicht hier ist, so steht es Ihnen frei, Ihr Wort zu verpfänden. Aber ich fordere einen Schwur —"

„Welchen?"

„Wenn Sie heiraten!"

„O Herzogin, Sie glauben ja nicht daran —"

„Gewiß nicht; übrigens kann man nicht voraussehen, was geschieht."

Bei diesen Worten spielte ein feines Lächeln voll Spott um die Kirschenlippen der Herzogin.

„Wenn Sie heiraten," fuhr sie fort, „so verpflichten Sie sich mir noch vierundzwanzig volle Stunden zu schenken."

„O, von Herzen gerne."

„Vierundzwanzig Stunden nach meiner Wahl, wohlverstanden!"

„Wie verstehen Sie das?"

„Ich verstehe es folgendermaßen: Zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht, wo ich mich bei Ihnen einfinden und sagen werde: Baron, ich will meine vierundzwanzig Stunden, werden Sie, wenn wir auf der Straße sind, in meinen Wagen steigen, wenn Sie in Ihrem Hotel sind, Hut und Degen nehmen und mir folgen."

„Und wenn ich anderswo bin?"

„Das bleibt sich gleich, Baron."

„Bei Gott," rief der Baron aus, „ich sehe darin nichts Unmögliches! Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort als

Kavalier, Herzogin, daß ich Ihnen vierundzwanzig Stunden lang als Sklave angehören, überallhin folgen und in Allem blind gehorchen will."

„Von dem Tage an, wo ich von Ihrer Heirat hören werde —"

„Gut, es sei," sagte der Baron.

Dann fügte er hinzu:

„Das ist wohl ein sehr überflüssiger Schwur, Herzogin."

„Wer weiß," sagte sie, ihm die Hand reichend; „leben Sie wohl."

„Auf Wiedersehen, Herzogin."

Die Herzogin schritt auf eine kleine, verkleidete Tapetenthüre zu, öffnete sie und verschwand durch dieselbe.

Das Hotel, in welchem der Baron von Nossac die Herzogin von A . . . empfing, welch die Maitresse des alten Herzogs von Saint-Simon war, und sich einer großen Macht über ihn erfreute, war, wie man sieht, zugleich der Ort, wo er seine Rendez-vous abhielt.

II.

Der Baron Hector von Nossac war ein junger Mann von sechsundzwanzig Jahren, von ausgezeichnetem altem Adel, feinem Benehmen, erprobtem Muth, und erfreute sich am

Hofe des Rufes, viel Glück in galanten Abenteuern zu haben.

Niemals war eine Ansicht so berechtigt, wie diese.

Der Baron war schön, verschwenderisch, unbeständig, ein Spieler und Raufbold, und hatte eine kleine Neigung zum Wein von Aï und zum Tabakschnupfen.

Die Herzogin du Maine hatte ihn in den Orden eingeweiht; er war in die Verschwörung von Cellamare verwickelt gewesen und Dubois hatte ihn in die Bastille sperren lassen.

Nach dem Tode des würdigen Kardinals hatte Simiane ihn mit dem Regenten versöhnt und dieser verlieh ihm ein Regiment.

Ein Liebäugeln der Madame de Phalaris entzweite ihn auf's Neue mit dem Herzog von Orleans und dieser entzog ihm sein Lieutenants-Patent.

Ein Onkel — wie man deren heutzutage nicht mehr findet — war am Tage nach seiner Ungnade zu sehr gelegener Zeit gestorben, und hatte ihm zweimalhunderttausend Livres Renten hinterlassen.

In sechs Monaten hatte der Baron obbenannte Renten und etwas mehr noch mit den Koriphäen der Oper ausgegeben.

Nun dachte er daran, sich wieder bei Hofe einzuführen, und da er es dazu für unumgänglich nothwendig hielt, eine Maitresse von Bedeutung zu haben, so hatte er die Herzogin von A . . . gewählt, welche zu Anfang der Geschichte, die wir erzählen wollen, auf dem Punkte stand, ihm das Gouvernement der Normandie zu verschaffen.

Nun war aber der Tag, an welchem wir den Baron von Rossac von seinem Bette aus mit der Herzogin von A... sprechen sehen, gerade der 2. Dezember des Jahres 1723.

Während die Herzogin auf ihren Wagen zuschritt, der sie an der kleinen Pforte des Gartens erwartete, rollte ein anderer Wagen in den Hof.

Ein sehr magerer Edelmann, von vornehmen Ansehen, stieg aus und ließ sich sogleich zum Baron führen.

Dieser Edelmann war Herr von Simiane.

„Ah, da bist Du ja, mein Lieber," sagte der Baron nachlässig.

„Ja, da bin ich!" rief Simiane lebhaft.

„Aber mein Gott, Du bist ja ganz verstört! — Wo kommst Du denn her, was ist Dir begegnet, Marquis? — Sollte irgend ein schlecht erzogener Ehemann Dich durch seine Leute haben mit dem Stock bedienen lassen?"

„Mein Lieber," sagte Simiane, ohne auf diese ziemlich impertinente Frage des Baron von Rossac zu antworten, „es ist höchste Zeit, Dich zu verheiraten."

„Glaubst Du, das wäre schlimm? denn ich werde nicht heiraten — ich habe mein Gouvernement."

„Glaubst Du, Baron?"

„Ich bin dessen sehr gewiß."

„Und ich — ich bin des Gegentheiles gewiß. Dem Regenten blieb keine Zeit, Dein Dekret zu unterzeichnen."

Herr von Rossac macht einen Satz in die Höhe.

„Was hat das zu bedeuten, Marquis, und was willst

Du mit diesen Worten sagen: „Es blieb ihm keine Zeit!“

„Der Regent ist heute Nacht gestorben.“

Der Baron stieß einen Schrei aus.

„Er wurde vom Schlage getroffen — bei Madame de Phalaris, bei der er eben war.“

„Du träumst, Marquis, das ist ja unmöglich, die Herzogin von A... war eben hier und sie wußte keine Silbe davon.“

„Es giebt noch ganz andere Leute, die nichts davon wissen — man wird es erst morgen erfahren. Und sieh', ich will wetten, daß die Herzogin von A... noch vor heute Abend arretirt sein wird.“

„Warum das, Marquis?“

„Weil sie die erklärte Feindin der Madame de Prie ist.“

„Nun?“

„Aber wo kommst Du denn her, mein Lieber,“ rief Simiane aus. „Weißt Du nicht, daß die Marquise de Prie die Maitresse des Herzogs von Bourbon ist?“

„Ja wohl weiß ich es.“

„Nun, dann muß ich Dir noch etwas mittheilen: der Herzog von Bourbon ist erster Minister.“

Der Baron erbleichte.

„Herr von Frejus ist edelmüthiger Weise zurückgetreten; dieser würdige Prälat läßt sich Zeit, aber sei ruhig, er wird nichts dabei verlieren.“

„Und mein Gouvernement?“

„Lege Trauer dafür an, das ist das Klügste, was Du thun kannst.“

„Und diese Heirat?“

„Du mußt entweder darauf verzichten, oder sie augenblicklich schließen.“

„Warum?“

„Weil Herr Borelli, der Pächter der Salzsteuern, welcher heute glaubt, ein prächtiges Geschäft zu machen, wenn er Dir seine Tochter giebt, weil er von dem Gouvernement Wind hat, sich morgen schon zurückziehen wird, wenn das Gerücht Deiner Ungnade zu ihm dringt.“

„Aber mein lieber Marquis, man heiratet doch nicht von einem Tag auf den andern?“

„Man heiratet von einem Abend bis zum nächsten Morgen, willige ein und Du bist heute Abend verheiratet.“

„Wirklich?“

„Ich bürge dafür.

„Ich werde dem guten Borelli zu verstehen geben, daß es in seiner Würde liegt, sich den Anschein zu geben, als schenkte er Dir die Hand seiner Tochter aus vollkommener Uneigennützigkeit und ohne noch etwas von Deiner Ernennung zum Gouverneur der Normandie zu wissen.“

„Bravo!“

„Ich kann also alles vorbereiten?“

Der Baron sah auf die Uhr.

„Warte noch zehn Minuten,“ sagte er, „wenn ich um zwei Uhr mein Dekret noch nicht habe, so hast Du mein Wort.“

„Gut.“

„Man wird also heute noch nichts von dem Tode des Regenten erfahren?“

„Nein — man will erst seine Maßregeln treffen. Du wirst heute um Mitternacht verheiratet sein, und wenn es Dir gut dünkt, Deine Frau auf irgend eines Deiner Schlösser führen."

„Oh nein, ich werde in Paris bleiben."

„Die Heirat wird bei dem Vater vollzogen werden, ohne allen Pomp."

„Oh nein, ich will ein glänzendes Fest, ich verpöble mich nicht in der Dunkelheit, ich will es am hellen Tage thun!"

„Das heißt, bei heller Nacht."

„Gut, besorge Du die Einladungen. Wer nicht kommt, schreibt mir mein Benehmen für die Zukunft vor."

„Oh sei unbesorgt, die Mesalliancen sind heut zu Tage so modern, daß sich Alle einfinden werden. Uebrigens ist Deine Frau schön."

„Ah wirklich? — Uebrigens ist mir das ziemlich gleichgültig — für das, was ich vorhabe."

„Sie hat eine sehr vornehme Miene und ist von einer Schönheit, die überall glänzen würde."

Es schlug zwei Uhr — da öffnete sich die Thüre.

„Ach, mein Gott!" rief der Baron aus, „das ist mein Dekret."

Der Baron irrte sich.

Es war einfach der Kammerdiener des Herzogs von A..., der dem Baron im Vertrauen mittheilte, daß die Herzogin vor einer Stunde arretirt worden sei, als sie eben in ihr Hotel einfahren wollte.

„Arme Herzogin!“ rief der Baron mit philosophischer Ruhe.

„Nun, was sagst Du, mein Lieber?“ frug Simiane.

„Ich sage, Marquis,“ erwiederte der Baron phlegmatisch, „daß Du alle Anstalten treffen kannst; ich werde heute Abend das Fräulein Borelli heiraten.“

III.

Fräulein Helene Borelli, die Tochter des gleichnamigen Pächters der Salzsteuern, war 23 Jahre alt. Ihr Kopf trug das Gepräge des griechischen Typus; ihre großen, schwarzen, sogenannten Sammet-Augen waren von langen Wimpern beschattet; ihre Gestalt war groß und von schönen Formen, ihre Hand tadellos schön, und ihre Haut von so blendender, aber matter Weiße, daß man sie — wenn sie regungslos stand — leicht für eine Marmorstatue hätte ansehen können.

Um zwei Uhr Nachmittag hatte der Baron von Nossac seine Braut noch nicht gesehen; um vier Uhr wurde er ihr vorgestellt; um sechs Uhr dinirte er an ihrer Seite bei seinem künftigem Schwiegervater, und um eilf Uhr stieg er in den Wagen, der ihn nach Saint-Germain l'Auxerrois führte, wo sein Cousin, der kleine Abbé von Monfras, die Trauung vollziehen sollte.

„Nun,“ frug Simiane den Baron im Augenblicke, als

dieser sich anschickte, seine Verlobte zum Wagen zu führen, — „wie gefällt sie Dir?“

„Bei Gott, mein Lieber,“ sagte der Baron geckenhaft, „sie ist wirklich hübsch, und ich glaube, ich werde sie einen ganzen, langen Monat lieben!“

„Herr Baron,“ sprach ihn hier Helene mit sanfter Stimme an — „ich wünsche zehn Minuten mit Ihnen allein zu sprechen. — Wollen Sie Ihren Freund, den Marquis von Simiane, ersuchen, den Wagen meines Vaters zu benützen?“

„Marquis,“ sagte der Baron von Rossac leise zu Simiane, — „es ist die erste und gewiß auch die letzte Unterredung, die ich allein mit dem Fräulein haben soll, bevor sie meine Frau ist.“

„Ich verstehe, Baron, genire Dich nicht!“

Simiane stieg zu dem Salzsteuer-Pächter in den Wagen, der sich in seinem goldgestickten Kleide auf den Damastkissen seines Wagens breit machte.

Die schöne Welt der Stadt und des Hofes waren zum Hochzeitssouper im Hause des Ehrenmannes Borelli geladen, aber der Marquis von Simiane war so taktvoll gewesen, nur sehr wenige Personen zu der Trauungs-Zeremonie zu bitten.

Nur zehn Wagen folgten daher dem Wagen, der das Brautpaar führte.

„Herr Baron,“ sagte Helene zu ihrem Verlobten, als ihr Wagen sich in Bewegung setzte, „es schlägt eben eilf Uhr, wir werden nicht vor Mitternacht verheiratet sein.“

„Diese Stunde ist eine Ewigkeit, mein Fräulein!" — entgegnete der Baron zuvorkommend.

„Wollen Sie mir eine Viertelstunde ernster Unterredung gönnen?"

„Ich stehe zu Ihrer Verfügung."

„Und wollen Sie mir mit unbegrenzter Freimüthigkeit antworten?"

„Bei meinem Kavaliersworte!"

„Nun, Herr Baron, da will auch ich aufrichtig sein. Mein Vater wollte unsere Verbindung nur aus Stolz und Eitelkeit. Ich hingegen —"

Das junge Mädchen zögerte.

„Nun — Sie?" frug der Baron.

„Wäre ich nicht so nahe daran, Ihre Frau zu sein so würde ich nicht wagen, es Ihnen zu gestehen: bei mir geschieht es — aus Liebe!"

„Ach, Fräulein," rief der Baron erfreut aus, „Sie haben mich also gekannt?"

„Ich sah Sie eine Stunde — vor zwei Monaten. — Nun weiß ich aber, mein Herr, daß Sie mir nicht dasselbe sagen können, und daß diese Heirat für Sie nichts weiter ist, als —"

„Diese Heirat," unterbrach der Baron Helene, „konnte noch gestern nichts für mich sein, als eine Spekulation; — heute ist das anders: ich liebe Sie!"

„Sprechen Sie die Wahrheit?"

Und das junge Mädchen warf, trotz des sie umgebenden Halbdunkels, einen feurigen Blick auf Rossac.

„Können Sie daran zweifeln? Sie sind so schön!"

„Es handelt sich darum,“ sagte Helene, „daß ich Sie nicht täuschen will; und Sie müssen mich ganz kennen.“

„Oh!“

„Sie sagen mir, daß Sie mich lieben, ich glaube Ihnen; wenn Sie mich aber betrügen würden —“

„Oh — pfui!“

„So würde ich Ihnen nie vergeben!“

Und ein Blitz, der Rossac schauern machte, zuckte aus dem glühenden, schwarzen Auge Helenen's.

„Nun ja — es ist wahr, mein Gott,“ fuhr das junge Mädchen fort, „ich bin nicht von Adel, mein Vater trägt nicht einmal den Degen an der Seite, und auch keine geistlichen Würdenträger haben wir in unserer Familie. Wir sind einfache Bürgersleute, die reich geworden sind, und ich begreife, daß ein Edelmann, der sich herabläßt, uns zu sich zu erheben, sich wenig Gewissensbisse darüber macht, eine Frau meines Standes zu betrügen.“

„Ich schwöre Ihnen, daß ein solcher Gedanke mir fern ist.“

„Ich glaube Ihnen auch das, Baron; aber hören Sie: wir werden erst in einer Stunde getraut — es ist also noch Zeit, zurückzutreten.“

„Oh — welcher Vorschlag!“

„Schwören Sie mir, die etwas — ausschweifende Lebensweise aufzugeben, die Sie bis zum heutigen Tage geführt haben?“

„Ich schwöre es Ihnen!“

„Sie werden mir nie das Recht geben, aufzuhören, eine tugendhafte Gattin zu sein?“

„Oh — niemals!“

„Wenn ich eines Tages einen Geliebten nähme — würden Sie den Muth haben, mich zu tödten?“

„Gewiß!“ rief der Baron entschlossen aus.

„Geben Sie mir dasselbe Recht?“

Der Baron zögerte; allein, als er das junge Mädchen ansah, fand er es so schön, daß er sogleich im festen Tone erwiederte:

„Ja, ich gebe es Ihnen!“

„Und Sie schwören mir, daß Sie mich lieben?“

„Ich schwöre es Ihnen!“

„Genug, Herr Baron,“ sagte Helene. „Ihre Frau vor den Menschen werde ich in einer halben Stunde sein — Ihre Frau vor Gott bin ich von diesem Augenblicke an!“

Sie reichte ihm ihre Marmorstirne hin, auf die er einen Kuß drückte.

Bald darauf hielt der Wagen vor dem Portal der alten Kirche.

Der Baron stieg erst aus dem Wagen und bot seiner Braut die Hand.

Sie stützte sich auf seinen Arm und stieg mit edler Würde mit ihm die Stufen der Kirche hinan.

Auf der letzten blieb sie stehen.

„Herr Baron,“ sagte sie, ihm fest in's Gesicht blickend, „noch ist es Zeit. — Soll ich Ihnen Ihr Wort zurückgeben?“

„Welch' thörichter Gedanke!“

„Sie werden Ihre Schwüre halten?“

„Ja!“

„Nehmen Sie sich in Acht! Sie sind schwer für einen Menschen wie Sie!"

„Sie könnten es sein — bei einer andern Frau als bei Ihnen. Ich habe es Ihnen schon gesagt, Helene — Sie sind schön — und ich liebe Sie!"

„Wohlan denn," sagte sie, und ihr Gazellenauge glühte im keuschen Feuer, „wohlan, so will ich Ihre Frau sein!"

— — — — — — — — — — — —

Der Priester stand vor dem Altare, die Zeugen hatten schon ihre Plätze auf dem Chor eingenommen.

Simiane und Villarceaux waren die Beistände des Barons.

Der Chevalier von Mirbel und der Graf von O.. die der jungen Braut.

Um halb ein Uhr nach Mitternacht war die Trauung an dem jungen Paare vollzogen und Helene Borelli stieg als Baronin von Nossac wieder in den Wagen.

„Uf!" murmelte Simiane, „es ist überstanden! Der ehrenwerthe Herr Borelli wird mir jetzt die zweimalhunderttausend Livers nicht mehr versagen, die ich auf mein Gut Sault, das schon arg verschuldet ist, zu leihen nehmen will."

„Uf!" murmelte gleichzeitig der Baron von Nossac, „nun kann man den Tod des Regenten verkünden und ausrufen, ich bin reich genug, um auf das Gouvernement der Normandie verzichten zu können."

„Uf!" murmelte auch der ehrenwerthe Herr Borelli, „jetzt wird man nicht mehr sagen, daß ich ein Herr Niemand bin, will ich hoffen! Nossac ist mein Schwiegersohn, und in Kurzem haben wir auch das Gouvernement der Nor=

mandie! Frankreich hat einen verpöbelten Edelmann mehr!" fügte er mit seinem breiten, ehrlichen Lachen hinzu.

Helene aber dachte für sich:

„Er ist schön und er liebt mich. Ich bin glücklich!"

IV.

Souper und Ball, welche der Trauungs-Feierlichkeit folgten, waren prachtvoll.

Der Tod des Regenten war noch nicht bekannt geworden, und die schöne Welt war schon gekommen, um zu sehen, wie der Baron von Rossac sich „verpöbelte."

Allein die allgemeine Neugierde wurde arg enttäuscht; die Zeugen der Trauung ausgenommen, sah Niemand die Neuvermälte.

Sie hatte sich geweigert, dem Feste beizuwohnen, und sich in ihre Gemächer zurückgezogen.

Rossac war also die einzige Zielscheibe von tausend feinen Satiren und tausend mehr geistreichen als taktvollen Spöttereien.

Er führte seine Rolle muthig durch und trotzte den Kugeln der Epigramme, die um ihn zischten, mit einer Gutmüthigkeit und Heiterkeit des besten Geschmackes.

„Gedenkst Du viele Kinder zu haben, Baron?" frug ihn der Herzog d'Agen.

„Warum diese Frage, Herzog?"

„Weil viele Knaben schwer unterzubringen sind — da Du Dir eine Thüre im Voraus verschlossen hast.“

„Welche, Herzog?“

„Die von Malta.

„Und auch die des königlichen Armenhauses. Du verstehst ja Scherz!“

„Baron,“ sagte eine kleine Gräfin, die nicht in Versailles vorgestellt worden war, trotz aller Mühe, die sie sich gab, es durchzusetzen. „Ihre Frau ist sehr häßlich —“

„Oh, Gräfin —“

„Nun, weil Sie sie schon am ersten Tage vor uns verstecken.“

„Sie werden Sie an dem Tage sehen, Gräfin, wo sie bei Hofe vorgestellt wird.“

Die Gräfin biß sich in die Lippen und verschwand.

„Baron,“ frug ein junger Abbé, der erst vor Kurzem die Tonsur genommen hatte, „wirst Du Deiner Frau einen Beichtvater geben?“

„Vielleicht —“

„In diesem Falle werde ich trachten, schnell die Weihe zu bekommen.“

„Unnütze Mühe, mein Lieber,“ erwiederte der Baron, „wenn meine Frau der Verdammniß verfallen soll, so kann sie es ohne Deine Hilfe.“

„Nun,“ rief Simiane, der nun sicher war, seine zweimalhunderttausend Livres zu erheben und sich entschädigen wollte, „ich hoffe, Du wirst mir jetzt die Herzogin abtreten?“

„Gewiß, wenn Du sie Dir aus der Bastille abholen willst.“

„Sie wird sie ja wieder verlassen!“

„Nur nicht zu früh!“ dachte der Baron, sich an den unklugen Schwur erinnnernd, den er ihr Tags zuvor geleistet hatte.

„Oh,“ rief Simiane aus, „der Herzog von Bourbon ist gutmüthig; wenn Du Madame nur ein wenig den Hof machen willst, so wird die Herzogin in acht Tagen frei sein!“

„Wem denn? Madame de Prie oder der Herzogin?“

„Beiden, wenn Du willst.

„Weder der einen noch der andern.“

„Bah!“

„Ich will meine Frau lieben!“

Simiane fing an zu lachen.

„Das ist eine Laune von acht Tagen!“ rief er aus. „Und hernach?“

„Hernach wird diese Laune sich erneuern. Dann wird sie fortdauern!“ sagte der Baron mit brittischem Phlegma.

„Gott vergebe mir meine Sünden!“ rief Simiane aus. „Ich glaube, Du hast Dich wirklich verpöbelt!“

„Nun, ich dächte, das sei Deine Schuld!“

„Gewiß! Wer hätte aber denken sollen, daß Du Deine Frau lieben würdest?“

„Ein Ehemann, der gleich Dir, nie von seiner Frau betrogen worden ist. Auf Wiedersehen, mein Lieber, ich will die Marquise d'Orge um eine Menuett ersuchen.“

„Deine ehmalige Flamme?"

„Oh, sehr „ehemalig," Marquis."

Der Baron engagirte wirklich Madome d'Orge, eine trotz ihrer achtunddreißig Jahre noch schöne Brünette, die vor der Herzogin von A... sehr gütig gegen ihn gewesen war.

Allein, so verloschen eine alte Liebe auch sein mag, die Frau, welche sie einst empfunden hat, sieht doch nie ohne Neid eine neue in dem Herzen des Mannes Wurzeln fassen, den sie geliebt hat.

Die Marquise nahm die Aufforderung des Barons zu einem Menuett mit Vergnügen an und gefiel sich darin, den Baron — anfangs mit halben Worten — zu geißeln.

„Sie sind also wirklich ruinirt, Baron?"

„Noch mehr als Ihr kleiner Cousin, Marquise!"

„Und Ihre Frau ist sehr reich?"

„Ich weiß es nicht recht, Marquise."

„Das ist hübsch gesagt."

„Es ist wahr, Marquise, ich weiß nichts davon."

„Ah! Und ist Ihre Frau schön, Baron?"

„Ich glaube."

„Wie — Sie glauben?"

„Ja, Madame; denn ein Mann kann sich täuschen, wenn er liebt."

„Sie lieben sie also?"

„Vielleicht —"

„Die Marquise lächelte bitter.

„Oh," rief sie, „sollten Sie im Ernst sprechen, „mein lieber Baron?"

„Gewiß, Marquise.“

„Und Sie wollen —“

Die Marquise neigte sich zu dem Ohr des Barons und flüsterte ihm lachend etwas zu.

„Gewiß will ich es,“ sagte der Baron ernsthaft, die Marquise auf ihren Platz zurückführend, „und zwar so sehr, daß ich mich sogleich zu ihr begebe. Gute Nacht, Marquise.“

Mit diesen Worten zog sich der Baron von dem Feste zurück und suchte seine Frau auf.

V.

Die junge Baronin von Nossac saß am Kamin, mit dem Köpfchen sanft auf dem Kissen des Fauteuils ruhend, und in jener ernsten und melancholischen Stellung, welche die Erwartung annimmt, wenn sie mit unbestimmter Furcht gemengt ist.

So unerschrocken und kühn ein junges Mädchen auch sein mag, so tauscht sie die Unabhängigkeit der Jungfrau doch nie ohne einem Beben der Angst gegen die ewige Sklaverei der Gattin um.

Die junge Baronin hatte eine Thräne im Auge.

„Wird er sie standhaft lieben?“

Das arme Kind zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit seiner Versprechungen; aber versprechen und halten —

Um über Alles das nachdenken zu können, hatte Helene von Rossac noch einige Stunden allein sein wollen; darum hatte sie sich, während in dem unteren Stockwerke noch die Ballmusik ertönte, herauf geflüchtet bis in das Zimmer des jungen Mädchens, um da zu träumen und zu weinen. —

In dem Augenblicke, als die Uhr zwei schlug, öffnete sich die Thüre und der Baron trat ein.

Eine holde Verwirrung ergriff Helene bei seinem Anblicke — sie verbarg das erröthende Gesicht in ihren zarten Händen.

Der Baron näherte sich ihr, nahm sie in die Arme und drückte einen Kuß auf ihre Stirne.

Da wurde leise an die Thüre gepocht.

„Oh, oh!" rief der Baron, „wer ist da?"

Es war ein Diener, der ihn im ganzen Hotel gesucht, und sogar hier aufzufinden gewußt hatte.

„Herr Baron," sagte er, „vor dem Thore hält ein Wagen; in diesem sitzt ein Kavalier, der Sie augenblicklich zu sprechen wünscht"

„Wie heißt er?"

„Ich weiß es nicht; aber er kommt in einer dringenden Angelegenheit."

„Mein Gott!" rief die Baronin erschrocken aus.

„Beruhigen Sie sich, mein liebes Kind," sagte der Baron von Rossac, „ich bin sogleich hier."

„Kommen Sie bald, Armand!"

„Im Augenblick, mein Engel!"

Der Baron ging hinab und dachte:

„Es ist einer meiner Gläubiger — der hat es verdammt eilig!“

Vor dem Thore des Hotels angelangt, sah er den Wagen auf der Straße halten.

„Baron,“ sagte eine feine Flötenstimme, als er an den Schlag trat, „ich habe vor zwanzig Minuten von Ihrer Heirat gehört!“

Der Baron erbebte und warf einen forschenden Blick in den Wagen, in welchem er die Herzogin von A... in der ritterlichen Kleidung eines Musketiers erkannte.

„Baron,“ fuhr die Herzogin fort, „Sie haben mir heute Früh Ihr Wort verpfändet, mir vierundzwanzig Stunden nach meiner Wahl zu schenken —“

„Ja, Madame,“ murmelte der Baron bleich und bebend.

„Nun, mein Lieber, ich stimme für heute!“

„Aber, Madame — das kann nicht sein!“

„Warum?“

„Weil — weil —“ stotterte der Baron, „weil meine Frau mich erwartet.“

„Nun, Sie werden sie morgen sehen!“

„Aber — das ist meine Hochzeitsnacht!“

„Sie werden sie mit mir zubringen. Nun, Baron, steigen Sie ein und setzen Sie sich hieher!“

„Madame,“ rief der Baron aus, „seien Sie doch gnädig!“

„Sie sind es auch sehr wenig, Baron, indem Sie

kommen und mir von Ihrer Frau erzählen! Vorwärts mein schöner Freund — ich habe Ihr Wort!"

„Aber ich muß doch wenigstens meinen Degen holen!"

„Wozu? Hier ist einer!"

„Meinen Hut —"

„Eben so überflüssig! Wir fahren zu Ihnen."

„Zu mir!"

„Gewiß. Erinnern Sie sich an Ihren Schwur: Ich schwöre, Ihnen überall hin zu folgen —"

„Man wird es aber erfahren —"

„Und es wird Ihnen keine Unehre machen, Baron. Ich bin immer noch schön genug, damit man mich anerkennen kann, ohne sich meiner zu schämen."

Der Baron, den sein Ehrenwort band, stieg fluchend und mit den Zähnen knirschend in den Wagen, der sogleich fortrollte.

„Eine schöne Hochzeits-Nacht!" murmelte er.

„Sie haben den Trost," erwiederte die Herzogin höhnisch, „daß Ihre Frau sie nicht besser verbringen wird, wenn nicht Simiane —"

„Madame," rief der Baron voll Zorn aus, „ich habe Ihnen mein Wort gegeben, Ihnen vierundzwanzig Stunden lang anzugehören — mit Leib und Seele. — Ich halte mein Wort, — aber ich beabsichtige nicht Ihnen das Recht einzuräumen, meine Frau zu beschimpfen. Die Ehre meiner Frau ist die meinige!" — —

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Baron," rief die Herzogin, und streckte ihre feine, mit Ringen geschmückte Hand aus dem Bette, „es ist Mittag. Wollen Sie Ihren Dienern klingeln und das Frühstück bringen lassen? Ich erwache mit einem unerträglichen Hunger!"

Der Baron saß bleich und verstört in einer Ecke des Schlafzimmers, den Kopf in die Hände gestützt und mit einer Wolke dumpfen Zornes auf der Stirne.

Er erhob sich langsam, wie ein Automat, dessen Federn in Bewegung gesetzt werden, näherte sich einer Seidenschnur, die neben dem Venetianer-Spiegel ober dem Kamin herabhing, und riß heftig daran.

„Nehmen Sie," fuhr die Herzogin fort, „hier ist der Schlüssel des Zimmers, den unter mein Kopfkissen zu legen ich so vorsichtig war, aus Furcht, es könne Sie die Laune anwandeln, sich aus dem Staube zu machen."

„Madame," rief der Baron zornig aus, „habe ich mein Wort gebrochen?"

Die Herzogin würdigte diesen Ausruf keiner Antwort, sondern sagte mit ihrem angewohnten Spott:

„Sie werden Ihren Wagen vorfahren lassen!"

„Wozu, Madame?"

„Nun — um spazieren zu fahren, denke ich! Ich habe eine entsetzliche Migräne!"

„Hm," sagte e eine Sekunde später mit heuchlerischem Mitleide, „wie viel Uyr ist es denn?"

„Eben zwölf Uhr Mittags, Madame."

„Wie viel Uhr hatten wir denn gestern, als ich Sie abholte?"

„Halb drei Uhr, Madame.“

„Sie sind mein Sklave für vierundzwanzig Stunden, Baron! — Rechnen Sie! — Neun und ein halb und vierzehn und ein halb machen vierundzwanzig; Sie sind mir also noch vierzehn und eine halbe Stunde schuldig.“

„Und werden Sie mir nicht das Uebrige schenken?“

„Nicht eine einzige Sekunde, mein Lieber!“

„Das ist ja eine Barbarei ohne Gleichen, Madame!“

„Pfui, mein Herr! Ist es denn eine Qual, in meiner Gesellschaft zu sein?“

„Nein, gewiß nicht,“ grinste Nossac, „aber ich habe eine Frau, die mich erwartet —“

„Und die die Beute einer furchtbaren Besorgniß sein muß, nicht wahr? Seien Sie unbesorgt, Baron, wir wollen uns bemühen, sie zu beruhigen. Ich sehe dort — auf jenem Tischchen — Papier und Feder. Rücken Sie das Tischchen näher, Baron!“

„Was wollen Sie thun, Madame?“

„Rücken Sie es nur her — so! — Nun setzen Sie sich — Sie begreifen wohl, daß nicht ich an die Baronin von Nossac schreiben werde.“

Und ein feines Hohnlächeln glitt über die rosigen Lippen der Herzogin.

Herr von Nossac nahm eine Feder und schrieb folgende vier Zeilen:

„Mein holder Engel!

„Der Regent ist in der vergangenen Nacht ge„storben. Der Herzog von Bourbon ist erster Mini„ster und — ich schreibe dies in der Bastille —“

Die Herzogin streckte schnell ihre schönen zugespitzten Finger nach dem Briefe aus, ergriff und las ihn.

„Ach, mein Gott!“ rief sie laut auflachend aus, „welch' eine hübsche Lüge? Sie lügen also, mein Armer?“

„Aber,“ stammelte der Baron, „was wollen Sie denn, daß ich zu meiner Entschuldigung sagen soll?“

„Ei — die Wahrheit, Baron!“

„Unmöglich!“

„Sie sind albern. Glauben Sie etwa, ich habe sie diese Nacht entführt, damit Sie heute Abend auf's Neue zu den Füßen Ihrer Frau girren können, Ihrer Frau, die davon überzeugt ist, daß Sie in der Bastille waren!“

„Also, Madame — Sie wollen mich aufopfern!“

„Ich glaube, Baron, daß eher ich es bin, die sich ein wenig für Sie aufgeopfert hat — Oh, nur ein wenig — seien Sie unbesorgt.“ —

„Was wollen Sie aber beginnen?“

„Sehr wenig. Ihnen Ihren Brief diktiren.“

„Oh — ich werde nie zugeben —“

„Mein lieber Baron, Sie vergessen etwas von großer Wichtigkeit!“

„Das wäre?“

„Daß Sie bis morgen Früh mein Sklave sind!“

„Nun?“

„Nun — Sie müssen mir den unbedingtesten, blindesten Gehorsam weihen. Schreiben Sie, Baron — gedenken Sie Ihres Schwures!“

Der Baron verging beinahe vor Wuth; aber er nahm eine Feder, ein anderes Blatt Papier und murmelte:

„Ich bin bereit, Madame!“

„Schreiben Sie!“ sagte die Herzogin.

„Meine schöne Freundin!

„Ich habe — vor meiner Verheiratung — einer Herzogin, die ich nicht nennen will, die jedoch einige Liebenswürdigkeit für mich hatte — vierundzwanzig Stunden Sklaverei versprochen. Ich halte stets mein Wort — ich habe es auch gestern gehalten. Ich schreibe Ihnen bei mir zu Hause — eben vor dem Frühstücke mit meiner schönen Kerkermeisterin. Mein Haushofmeister hat dafür gesorgt, daß der Bordeaux gewärmt und der Champagner in Eis gekühlt werde. Das Programm ist köstlich. — Im Laufe des Tages wollen wir eine Spazierfahrt machen und morgen, beim ersten Grauen des Tages, kehre ich zu Ihnen, meine schöne Freundin, zurück. Vielleicht noch ein wenig bleich — ein wenig angegriffen von meiner letzten Junggesellen-Thorheit, aber schon im Voraus dazu entschlossen, jenen rosigen Teint und jene stattliche Wohlbeleibtheit zu erlangen, welche stets die Attribute des Ehemannes sind.

„Ich küsse Ihre schönen Hände.“

„Und diesen Brief wollen Sie abschicken?“ rief der Baron bleich vor Zorn und Bestürzung aus.

„Gewiß.“

„Und denken Sie nicht an die traurigen Folgen, die das haben wird?“

„Ich bemühe mich, es zu thun."

„Damit ist mein eheliches Glück auf ewig zerstört!"

„Ich bin ganz Ihrer Meinung. Für mich ist das — die Befriedigung einer Laune. Wenn man schön und ein wenig Herzogin ist, mein Lieber, so ist es Einem erlaubt, kostbare Launen zu haben."

Der Baron sah seine frühere Geliebte starr an. Er sah ihren kalten, hochmüthigen Blick, aus dem unerbittlicher Haß strahlte; und er begriff, daß dieses Weib, das ihn noch gestern liebte, und welches er in seinem Stolze verletzt hatte, heute unversöhnlich sein würde — er ergab sich darein, den bittern Kelch bis auf die Neige zu leeren.

Man pochte an die Thüre.

Rossac öffnete sie.

„Das Frühstück ist aufgetragen, Herr Baron!" sagte der Diener.

„Baron!" rief die Herzogin aus dem Alkoven hervor, „werfen Sie einen Kennerblick auf die Vorbereitungen Ihres Haushofmeisters und senden Sie mir meine Kammerfrau, die schon gekommen sein muß. Ich will mich ankleiden."

Zehn Minuten später saßen die Herzogin von A... und der Baron von Rossac bei Tische.

Die Herzogin saugte an dem Flügel eines Repphuhnes, kostete von dem und jenem Gerichte einen leckeren Bissen, netzte ihre Lippen in dem besten Wein von Aï, und löste mit der Spitze ihres rosigen Nagels die Kerne aus einem Granatapfel au caramel — ein Gericht, das erst kürzlich über den Canal la Manche auf die Tafel des Hofes und der Aristokratie gekommen war.

Als dies geschehen war, erhob sie sich und sagte zu dem Baron: „Lassen Sie anspannen!“

Der Baron ertheilte den nöthigen Befehl.

„Und nun,“ fuhr sie fort, „bitte ich Sie, sich in Ihr Zimmer zu begeben und das Kostüm anzuziehen, das man nach meiner Anordunng für Sie in Bereitschaft hält. Auch ich will mit Hülfe meiner Kammerfrau meine Toilette ein wenig ändern.“

Der Baron wußte nun, daß er wirklich Sklave war und versuchte es also auch nicht mehr, den Vorschriften seiner herrischen Geliebten zu widersprechen.

Er übergab sich den Händen seines Kammerdieners, der ihn in das Kostüm eines einfachen französischen Gardisten kleidete, und ging dann zu der Herzogin zurück, die er in dem Anzuge einer Marketenderin fand. — Der Soldat und die Marketenderin bildeten ein entzückendes Paar.

„Wohin führen Sie mich, Madame?“ frug der Baron in einem Tone, als früge er: „An welcher Marter soll ich sterben?“

„Zu den Porcherons.“ *)

„Zu Wagen?“

„Nur bis außerhalb Paris. Dann wollen wir zu Fuße wandern — über die Felder — Arm in Arm — wie ein wahrhaftiger Gardist und eine echte Marketenderin.“

„Und,“ frug Rossac weiter, dessen Stimme aus Zorn bebte, „was wollen wir bei den Porcherons thun?“

„Was man dort thut? — uns unterhalten! Wir wer-

*) Ein zur Zeit des Regenten beliebter Tummelplatz des Adels und der Offiziere.

den in der Scheuer einer Schenke diniren — abscheulichen, gefälschten Wein trinken — eine namenlose Kost essen, bei der sie mit Sehnsucht an die künftigen Tafelfreuden bei dem Pächter der Salzsteuern Borelli denken werden."

Der Baron biß sich in die Lippen, ohne zu antwarten.

„Aber," setzte die Herzogin mit grausamem Spott hinzu — „Sie haben mich einst, gestern noch, so sehr geliebt, daß Ihnen ohne allen Zweifel die Fantasie zu Hülfe kommen wird; Sie werden die arme Baronin für einige Stunden vergessen und sich einbilden, Sie liebten mich noch immer!"

„Das wird schwer sein, Madame!"

„Und," fuhr die Herzogin fort, als habe sie nichts gehört, „die Liebe verschönert die abscheulichsten Dinge, die Scheune einer Schenke wird zum Boudoir, gefälschter Wein zum echten Epernay, die warmen Strahlen einer heitern Wintersonne — zu den Vergoldungen, die unser Jahrhundert in die Mode gebracht hat. — Seien Sie ruhig, mein schöner Ritter, Sie sollen meine Hand küssen dürfen, so lange Sie Vergnügen daran finden; Sie können sich sogar bis zum Ellbogen verlieren — wenn Sie sich dazu verführt fühlen, und wir wollen miteinander eine jener reizenden Liebesszenen wiederholen, wie sie im Operntheater, in den Stücken des seligen Thuinault zu sehen sind!"

„Wohlan, Herzogin," sagte Rossac, ihr den Arm bietend, „lassen Sie uns gehen, ich sehne mich fort von hier."

„Fürchten Sie, die Baronin von Rossac könne Sie hier aufsuchen?"

Der Baron hatte daran gar nicht gedacht — allein jetzt erbebte er bei diesem Gedanken.

„Beruhigen Sie sich, mein Lieber," fuhr die unerbittliche Herzogin fort, „wenn sie auch kommt, so bemüht sie sich vergebens — ich liefere Sie nicht aus!"

Sie stiegen in den Wagen, verließen Paris, und als sie ungefähr an jenem Punkte angelangt waren, wo sich jetzt die Umfassungs-Mauer erhebt, welche Paris von Batignolles trennt, sandten sie Wagen und Diener zurück, und gingen zu Fuß, Arm in Arm, durch die Felder, wie ein wahrhaftiger Gardist und eine echte Marketenderin, wie die Herzogin gesagt hatte.

Bei den Porcherons fand der Baron von Nossac eine zahlreiche bekannte Gesellschaft, und seine Verkleidung gab diesem „tollen Streich" einen noch tolleren Anstrich.

Es war eine ausgemachte Sache: daß der ehrenwerthe Herr Borelli vollständig angeführt und betrogen sei, und daß die Baronin von Nossac nichts von ihrem Gemal besitzen werde, als seinen Namen und — seine Gläubiger.

VI.

Es war kaum noch Tag, als der Baron, der endlich frei und die Herzogin losgeworden war, sein Hotel zu Fuße verließ und sich nach Saint-Louis wandte, wo das Haus des Pächters der Salzsteuern sich befand.

Trotz der frühen Stunde war die Dienerschaft schon auf den Beinen und die Fenster standen weit offen.

„Oh, oh," dachte der Baron, „was soll das bedeuten? Sollte meine Frau einen zweiten Mann nehmen?"

Die Diener verbeugten sich ehrerbietig, aber keiner sprach ein Wort.

Herr von Rossac verschmähte es, sie zu befragen und ging direkt in das Zimmer seiner Frau.

Die Thüren waren alle offen und sämmtliche Gemächer und das Schlafzimmer standen leer.

„Meine Frau ist bei ihrem Vater," dachte er.

Und er ging zu dem Salzsteuer-Pächter.

Hier waren, wie bei seiner Frau, alle Zimmer leer, die Betten unberührt.

„Teufel!" rief der Baron aus, „das ist geheimnißvoll!"

Er stieg die Treppe wieder hinab nnd frug den ersten Diener, der ihm in den Weg kam:

„Wo ist Herr Borelli?"

„Herr Borelli ist gestern Abend nach seinem Gute in die Normandie gereist."

„Ah!" rief der Baron verblüfft aus.

„Er hat seinem Haushofmeister einen Brief für den Herrn Baron zurückgelassen."

„Rufen Sie den Haushofmeister."

Der Haushofmeister erschien mit dem Brief in der Hand.

Der Baron öffnete das Billet schnell und las, wie folgt:

„Herr Baron!

„Sie haben meine Tochter nur geheiratet, um Ihre Schulden zu zahlen. Der Zweck ist erfüllt, — Ihre Schulden sind gezahlt. Ich füge die Quittungen Ihrer Gläubiger diesem Briefe bei — auf den ich keine Antwort zu erhalten wünsche. — Ich überlasse Ihnen mein Hotel in Paris und ziehe auf mein Gut bei Caut, wo ich hoffe, Ihren Besuch nicht empfangen zu müssen.

„Ein Mensch, der trostlos ist, Sie zum Schwiegersohn zu haben.

„Borelli.“

„Aber,“ rief der Baron aus, „wo ist Madame de Rossac?“

„Abgereist, Herr Baron!“

„Mit ihrem Vater?“

„Nein, Herr Baron.“

„Wo ist sie also?“

„Auf dem Wege nach der Bretagne, wo sie ein Schloß besitzt.“

„Seit wann ist sie abgereist?“

„Seit gestern Abend, Herr Baron.“

„Gut,“ rief der Baron zornig aus. „Holen Sie mir sogleich Postpferde, ich reise noch in dieser Viertelstunde ab.“

Der Befehl des Barons wurde mit bewunderungswürdiger Pünktlichkeit erfüllt.

Zehn Minuten später stieg er in den Wagen und dachte:

„Ich werde zwanzig Pferde zu Tode jagen, aber ich werde meine Frau einholen.“

VII.

Der Baron hielt sein Wort, jedoch nur theilweise, denn —

Denn dreißig Meilen von Paris entfernt, als man eben Pferde wechselte, kam dem Baron, ein Edelmann von vornehmen Manieren, nach und sagte mit tiefem Ernste:

„Herr Baron, ich bin der Chevalier von Courceneuille und seit gestern der Geliebte der Herzogin von A..“

„Ah!“ rief der Baron, einen Schritt zurücktretend.

„Es scheint, mein Herr, daß Sie die Herzogin schwer beleidigt haben, denn sie beauftragte mich, Sie zu fordern.“

„Ich nehme die Herausforderung an, mein Herr,“ erwiederte der Baron und zog augenblicklich seinen Degen.

Der Baron hatte sich oft mit dem Regenten in den Waffen geübt, der darin eine große Geschicklichkeit besaß. Dieß hinderte Rossac jedoch nicht, einen tüchtigen Degenstoß zu erhalten, der ihn für acht Tage auf das Bette eines elenden Gasthofes streckte.

Dieser Umstand hatte zur Folge, daß er seine Frau nicht einholen konnte.

VIII.

Acht Tage später war der Baron von Nossac im Stande, seine Reise fortzusetzen und achtundvierzig Stunden später kam er in Léonais an, in welcher Provinz das Schloß seiner Frau stand.

Auf der letzten Station sagte man ihm, daß der jetzt vor ihm liegende Weg unmöglich mit einem Wagen zu befahren wäre.

Der Baron ließ sich ein Pferd geben und machte sich, trotz der vorgerückten Stunde auf den Weg. Nachdem er die ganze Nacht hindurch geritten war, erreichte er bei Tagesanbruch die Spitze eines Hügels, von der aus man in der Ferne die grauen Thürmchen des Schlosses sah, welches das Ziel seiner Reise war.

Es war ein schöner Wintermorgen, frei von jenen feuchten, dichten Nebeln, die sich gewöhnlich bei kaltem regnerischem Winde über die entlaubten Sträuche und verdorrten Wiesen legen.

Die ersten Sonnenstrahlen fielen über bie Felder, die Vöglein zwitscherten in den Hecken längs des Weges, die

Bauern sangen, hinter ihrem Pfluge einhergehend, heitere Liedchen.

Der Baron fühlte sein Herz etwas freudiger bewegt und trieb sein schon etwas ermüdetes Pferd zu größerer Eile an.

Plötzlich drang inmitten der friedlichen Ruhe der Natur der Ton einer Glocke an sein Ohr.

Es war ein Todtengeläute.

Ein Schauer durchrieselte den Baron, der seinem Pferde die Sporen gab.

Das Pferd setzte sich in Galopp und hielt erst am Gitterthore des Schlosses still.

Der Baron ritt in den Hof — ringsum herrschte tiefe Stille.

Er stieg ab und ging die Marmorstufen der prachtvollen, mit vergoldeten Ballustraden reich gezierten Treppe hinan.

Nirgends war ein Diener zu erblicken.

Von einer geheimnißvollen und unheilschwangeren Ahnung geleitet, durchschritt er mehrere, gleichfalls leere Säle, in denen das Geklirr seiner Sporen sehr unheimlich wiederklang.

Endlich hörte er am äußersten Ende dieser Gemächer ein dumpfes, monotones Murmeln, welches dem Kirchengesange ähnlich war, den die Klostermönche zur Früh-Mette singen.

Von diesem Geräusch geleitet, ging er vorwärts mit vor Aufregung hörbar pochendem Herzen und mit kalten Schweißtropfen auf der Stirne.

So gelangte er nun endlich zu einer verschlossenen Thüre.

Hinter dieser Thüre wurde das Murmeln, welches zu vernehmen war, deutlicher. Es war ein wirklicher Kirchengesang.

Die Haare des Barons sträubten sich, allein er beherrschte sich und pochte. —

Der Gesang verstummte mit einem Male und die Thüre wurde weit geöffnet.

Der Baron trat zurück und stieß einen Schrei des Entsetzens aus bei dem Schauspiele, das sich jetzt seinen Blicken bot.

Die Baronin von Rossac ruhte entseelt auf ihrem Paradebette.

Ein Priester lag im vollen Ornate auf den Knien und sprach die Todtengebete.

Rings um die Bahre herum kniete weinend die Dienerschaft.

Auf einem Seitentische brannte eine Fackel. Daneben lag ein großes Couvert mit der Ueberschrift:

„Für den Herrn Baron von Rossac!“

Die junge Baronin von Rossac war Tags vorher gestorben.

Das Glockengeläute, welches vorhin zu des Barons Ohren drang, hatte ihr gegolten.

Bleich wie eine Statue schritt er auf die Bahre zu und legte die Hand auf das Herz der Todten. Das Herz schlug nicht mehr.

Er näherte seine bebenden Lippen den ihrigen. —

Diese Lippen waren kalt.

Er nahm in seine Hand die der Verblichenen, hob sie empor und ließ sie dann los. —

Die Hand fiel leblos zurück. — Die Baronin von Nossac war wirklich todt.

Da näherte er sich dem Tische, brach das Siegel des Couverts und untersuchte dessen Inhalt.

Das Couvert enthielt nichts als das Testament der Verstorbenen.

Dieses Testament war in folgenden Ausdrücken verfaßt:

„Ich setze den Herrn Baron von Nossac zu meinem Universal-Erben ein und fordere ihn auf, sich nach zwei Jahren wieder zu verheiraten und mein Hotel in Paris zu bewohnen, wenn er sich in dieser Stadt aufhält.

„Baronin Helene von Nossac,
geborene Borelli.“

„P. S. Sollte Herr von Nossac Witwer werden, so wäre er gezwungen, sich wieder zu verheiraten, damit die Erbschaft nicht an meine Familie zurückfällt!“

Weder ein Wort der Liebe, noch ein Wort des Zornes war diesem Testamente beigefügt.

Lag in diesem Schweigen eine Drohung oder Verachtung? —

IX.

Der Baron erwies seiner Frau die letzte Ehre, dann setzte er sich eine Pistole vor die Stirne und wollte sich tödten, als ihm plötzlich einfiel, daß er der Verstorbenen noch kein Mausoleum gesetzt hatte und er hielt es für passend abzuwarten bis dieses Gebäude errichtet sein würde, um sich dann dort eine Kugel vor den Kopf zu jagen.

Das Mausoleum wurde mit großen Kosten erbaut. Es erhob sich im Park des Schlosses und trug die Inschrift:

Hier ruht

Die Baronin Helene von Nossac,

geborene Borelli,

gestorben als Jungfrau

im Alter

von

fünfundzwanzig Jahren.

In Gott!

Der Untröstliche holte auf's Neue seine Pistole hervor und begab sich auf das Grab, um dem Namen seiner unglücklichen Frau sein Leben zum Opfer zu bringen.

Allein ein in vollem Carrière von Paris kommender Edelmann langte gerade zur selben Zeit mit ihm dort an und sagte:

„Es ist sehr schön, wenn man seine Frau beweint, aber ihr sein Leben opfern, das geht nicht. Das Leben eines Edelmannes gehört dem König."

Dieser Edelmann war der Marquis von Simiane, der dem Baron das Dekret überbrachte, das ihn zum Oberst ernannte und den Befehl, sich augenblich zu der Armee nach Deutschland zu begeben.

Der Baron entschloß sich vor der Hand am Leben zu bleiben, war jedoch der festen Ueberzeugung, sich nicht trösten zu können.

Eine natürliche Folge hievon war, daß er sich allmälig tröstete.

Erstes Buch.

Das Schloß des schwarzen Jägers.

I.

Es war genau ein Jahr, daß die Baronin von Nossac in dem Parke ihres Schlosses im Léonais beigesetzt worden war.

Wir finden den Baron einige hundert Meilen weit von dem Grabmale seiner Frau entfernt wieder; nämlich an Bord des Admiralschiffes der französischen Flotte, die unter dem Kommando des Grafen de la Motte vor Danzig kreuzte.

Der König Stanislaus von Polen, der Alliirte Sr. Majestät Königs Ludwig XV., war von den Russen in Danzig, seiner letzten festen Stadt blockirt.

In Warschau hatte Herr von Lacy, der oberste Befehlshaber der Armee des Czaars, den Prinzen August zum König von Polen und zum Großherzog von Litthauen proclamiren lassen.

Danzig konnte auf diese Weise die Blockade nicht lange aushalten und die Stadt nehmen hieß so viel, als den Kopf Stanislaus's auf dem Schaffot fallen zu machen.

Die Männer hielten an Bord des Admiralschiffes Rath: Der Admiral en Chef Graf de la Motte; der Baron von Rossac, Oberst der Landarmee und Kommandant einer eingeschifften Infanterie-Kompagnie; und der Graf Bréhan de Plelo, der französische Gesandte zu Kopenhagen.

„Meine Herren," sagte der Admiral, „wir haben fünf Linienschiffe und drei Korvetten: eine effektive Macht von kaum sieben- bis achttausend Mann. Die Russen lagern dreißigtausend Mann an der Zahl unter den Mauern von Danzig; sie sind gut verschanzt, das Fort Weichselmünde hat ihnen die Thore geöffnet, ihre Batterien beherrschen beide Ufer — es läßt sich nichts thun, wir können Danzig nicht zu Hilfe kommen!"

„Mein Herr," erwiederte der Graf von Plelo mit kalter Würde, „in Danzig befindet sich ein König, dessen Leben bedroht ist — ein König, der unter dem Beile fallen kann — wie das Leben Karl's des I. von England. Bedenken Sie dies. —"

„Ich weiß es, mein Herr, allein was kann ich dagegen thun?"

„Bedenken Sie auch," sagte der Baron von Rossac seinerseits, „daß die Augen von ganz Europa auf uns

blicken und daß, wenn Danzig morgen genommen ist, sich morgen auch gleicht ein Kriegsgericht von russischen Officieren versammelt und den König verurtheilt und richtet, und dieser am folgenden Tage sein Haupt auf den Block legend, mit nach uns gerichteten Blicken stirbt; — daß dann ganz Europa einen Schrei der Entrüstung gegen uns ausstoßen wird. Man wird sagen:

„Ein französisches Geschwader — eine Armee Ludwig des XV., der ein Freund des Königs Stanislaus ist, — war eine Meile von Danzig entfernt. Dieses Geschwader, diese Armee verhielten sich als friedliche Zuschauer und sahen ein königliches Haupt fallen, ohne daß ihre Kanonen oder ihre Musketen auch nur eine einzige Kugel abgesandt hätten."

„Meine Herren," sagte der Graf de la Motte stolz, „Sie sprechen schön und gut, aber der König, unser Herr, hat mich mit dem obersten Kommando betraut. Unter diesem Titel bin ich ihm strenge Rechenschaft über seine Soldaten schuldig. Sie den Danzigern zu Hilfe zu schicken, hieße sie dem sicheren Tode entgegen führen, ohne auch nur die geringste Hoffnung auf einen Erfolg zu haben. Ich widersetze mich also der Ausschiffung."

„Mein Herr," entgegnete der Graf von Plelo, „es gibt ein altes ritterliches Sprichwort, das in Frankreich und besonders in der Bretagne häufig angewendet wird. Ich bin aus der Bretagne, erlauben Sie mir also, es hier zu zitiren. Es heißt: „Thue Recht und scheue Niemand.

„Wohlan, ich, Graf Bréhan von Plelo, ich fordere Sie auf über das Heil des Königs zu wachen, der ein Alliirter Frankreichs ist. Bevor ich Staatsmann wurde, war ich auch ein Kriegsmann, und ich nehme im Voraus alle Verantwortlichkeit der verwegenen Expedition, die ich Ihnen vorschlage, auf mich. Sind Sie es zufrieden?“

„In diesem Falle nun, mein Herr,“ erwiederte der Admiral, „können wir unsere Truppen ausschiffen lassen. — Ich bin bereit, mich an Ihrer Seite tödten zu lassen.

„Nach mir — heißt das, Graf!“ sagte Herr von Plelo stolz. „Der erste Edelmann, der für König Stanislaus sein Leben geben wird, werde ich sein.“

„Und ich, meine Herren,“ begann der Baron von Rossac, „ich schwöre Ihnen, daß ich — und müßte ich mich ganz allein durch die ganze russische Armee durchschlagen — zu der polnischen Majestät dringen werde. Ich werde mich an seine Rechte stellen, und kann ich ihn auch nicht retten, kann ich ihn auch seinen Henkern nicht entreißen: so soll doch kein Haar von seinem Haupte gekrümmt werden, so lange das meinige noch auf meinen Schultern steht!“

Graf von Plelo reichte ihm die Hand.

„Baron,“ sagte er zu ihm, „Sie sind der beste Edelmann, den ich kenne und Sie beweisen mir noch einmal, daß Ritterlichkeit und Bravour, Tapferkeit und Edelmuth bei Ihnen stets Hand in Hand gehen.“

„Ich will die nöthigen Anordnungen zur Ausschiffung treffen,“ sagte Herr de la Motte.

„Ich werde sie beaufsichtigen,“ erwiederte der Graf von Plelo.

„Und ich,“ fügte Nossac hinzu, „ich werde mich einfach als Edelmann schlagen und meine Macht als General den Händen eines meiner Obersten übergeben.“

„Warum das — Baron?“

„Weil ich bis zum König gelangen will und nicht hoffen kann, dieses Ziel mit meiner Armee zu erreichen.“

„Welch' thörichte Ritterlichkeit!“ murmelte der Admiral.

„Thorheiten dieser Art,“ entgegnete Herr von Plelo, „sind mehr werth, als diplomatische Weisheit.“

II.

Die Ausschiffung und der Angriff fanden noch am selben Tage statt.

Herr von Plelo und der Baron von Nossac schlugen sich mit zweihundert Mann durch zehntausend Russen und gelangten bis vor die Thore von Danzig. Hier aber fiel Herr von Plelo von mehreren Kugeln durchbohrt und seine Gefährten wurden gefangen genommen oder niedergemacht. Ein einziger Mann kämpfte sich mit dem Degen in der Faust durch die feindlichen Reihen durch und fiel endlich, mit Blut und Staub bedeckt, die Kleider von Kugeln durch-

löchert, die ihn zum größten Theile verschont hatten, sterbend vor den Pallisaden der Belagerten zu Boden.

Es war der Baron von Rossac.

Der Graf von Plelo und er — sie hatten beide Wort gehalten.

Der Eine war todt, der Andere war bis zum König Stanislaus gedrungen.

III.

Es liegt nicht in unserem Plane, die wunderbare Flucht des Königs Stanislaus eingehender zu beschreiben, deren Kühnheit der Erfindung und Ausführung zu jener Zeit ganz Europa in Erstaunen versetzte.

Wir beschränken uns auf eine flüchtige Skizze.

Die Danziger hatten der russischen Armee nur aus dem Grunde so energischen Widerstand entgegengesetzt, weil die Anwesenheit des Königs in ihren Mauern sie dazu aufmunterte und sie enthusiasmirte.

Sie waren gerne bereit, sich unter den Ruinen ihrer Stadt begraben zu lassen, jedoch nur unter der Bedingnng, daß der König ihr Loos theile.

Der König hingegen wußte, daß die Stadt Danzig, so lange er in ihr verweilte, sich nicht ergeben würde; da er

nun nicht wollte, daß sie länger bombardirt und ausgehungert werden solle, so wollte er die Stadt verlassen.

Nie setzten sich aber einer Flucht mehr Schwierigkeiten in den Weg, als dieser; die Russen blockirten Danzig, — Danzig hingegen wollte aus Eitelkeit und Stolz den König nicht ziehen lassen.

Stanislaus hatte also in demselben Maße gegen seine Freunde wie gegen seine Feinde anzukämpfen.

Drei Männer allein, ohne Unterstützung, ohne Mitschuldige, ohne andere Hülfe als ihre Kühnheit und deren Degen, hatten sich entschlossen, den König zu retten und setzten es durch.

Diese drei Männer waren: der Marquis von Monti, der französische Gesandte in Danzig, der General Steinflich und der Baron von Nossac.

Der Marquis verschaffte dem Könige Bauernkleider und alte Stiefel von einem Offizier der Garnison, die er stehlen lassen mußte, weil er nicht wagte, sie zu begehren.

Der General Steinflich besorgte ein Boot, das in einer finsteren, der Flucht günstigen Nacht unter den Wällen am Ufer des Flusses angekettet lag.

Der König, von dem General und dem Baron begleitet, die Beide, wie er, verkleidet waren, erschien auf dem Festungswalle vor einem kleinen Thürchen, das zu einer Wendeltreppe führt, deren letzte Stufen von dem Flusse bespült wurden.

Vor diesem Thürchen hielt ein schwedischer Offizier Wache.

„Wer seid Ihr?“ frug er den König.

Der König zögerte einen Moment, dann zog er es vor, sich der Loyalität des Offiziers anzuvertrauen und sagte:

„Ich bin der König von Polen."

„Ich kann Euere Majestät unmöglich passiren lassen, ohne Erlaubniß des Platz-Kommandanten!"

Darauf konnte man nicht eingehen.

Der Platz-Kommandant würde sich der Flucht des Königs widersetzt haben.

„Mein Herr," sagte der Baron von Rossac zu dem Offizier, „sind Sie Edelmann?"

„Ja, mein Herr!"

„Glauben Sie nicht, daß man — wenn Danzig in die Hände der Russen fällt — den König enthaupten wird?"

„Ja, ich glaube es, mein Herr, aber wir werden mit ihm sterben!"

„Mein Herr," fuhr der Baron fort, „in meiner Kindheit kannte ich einen schottischen, beinahe hundertjährigen Edelmann, der unabläßig eine schwarze Sammtlarve vor dem Gesichte und einen Flor um seinen Arm gewunden trug. Wissen Sie warum?"

„Nein!"

„Weil er der erste Schotte gewesen war, der die Sache Karl's I. verlassen hatte und weil er in den langen Jahren, die seitdem an ihm dahin gegangen waren, seinen Verrath nicht vergessen, seine Gewissensbisse nicht ersticken konnte."

„Und was habe ich mit ihm gemein?" — frug der Offizier.

„Folgendes: Er war die erste Ursache an dem Tode seines Königs und wenn von heute über drei Tage dem Kö-

nig Stanislaus der Kopf nicht mehr auf den Schultern sitzt, so können Sie sich sagen: „ich bin es, der meinen König getödtet hat durch meinen Eigensinn, durch meinen Starrsinn und durch meinen Gehorsam gegen eine Disziplin, die zu bestehen aufhören muß, sobald ein gekröntes Haupt sich in Gefahr befindet."

Der Offizier überlegte einen Moment, dann legte er die Hand auf's Herz und sagte, den Weg frei gebend:

„Der König kann passiren!"

Der König stieg, von seinen beiden Begleitern gefolgt, die Treppe hinab, fand das Boot und in ihr einen Lanzenknecht — eine Art käuflicher Truppen, die zu jener Zeit in Deutschland häufig zu finden waren, und er selbst zerschnitt mit seinem Dolche das Tau, mit dem das Schiff befestigt war. —

Was den schwedischen Offizier betrifft, so begab er sich am folgenden Tage und als das Boot mit dem König schon weit entfernt war, zu dem Platz-Kommandanten, erzählte ihm den ganzen Vorfall und sagte:

„Nun, mein Herr, da nicht zwei Offiziere gleichzeitig ihre Pflicht verletzen dürfen, so versammeln Sie heute ein Kriegsgericht und lassen Sie mich füsiliren."

„Sie haben Recht," sagte der Platz-Kommandant, ihm die Hand reichend, „Sie sind ein wahrer Edelmann!"

Man suche heutzutage solche Menschen. — Ob man sie wohl finden wird?

IV.

Der König erreichte das Sumpfland, blieb hier einen ganzen Tag lang in der Hütte eines Bauers verborgen und setzte seine Reise erst in der folgenden Nacht fort. Endlich nach zehn ähnlichen Nächten, nach zehn in Gefahren durchwachten Nächten, an den Verschanzungen der Russen und Kaiserlichen vorbei passirend, wenig schlafend, wenig essend, immer von Steinflich und dem Baron begleitet, kam er endlich an das Ufer der Nogat.

Hier trennte Steinflich sich von dem Könige, der Baron aber begleitete ihn noch weiter.

Der König passirte die Nogat mit ihm und am andern Ufer angekommen, erreichte er ein Dorf, Namens Burlagora, wo er einen Wagen und ein Pferd kaufte.

Zwei Tage später fuhr der König von Polen in Marienwerder ein.

Er war außer aller Gefahr — außer dem Bereich des russischen Henkerbeiles.

Nun verabschiedete der Baron sich von ihm.

„Leben Sie wohl, Sire!“ sagte er.

„Sie wollen mich verlassen?“ ruft der König.

„Ich kehre auf meinen Posten zurück, Sire!“

„Ach,“ sagte Stanislaus mit einem traurigen Lächeln, „ich habe kein Königreich mehr und bin der ärmste aller Polen. Ich kann Ihnen also weder Vermögen noch Würden antragen, um Sie bei mir zurückzuhalten.“

„Sire," sagte stolz der Baron, „Gott ist mein Zeuge, wäre ich Pole, so würde ich Ihnen bis an's Ende der Welt folgen und sollte es auch uns Beiden an Obdach und an Brod fehlen, — aber ich bin Unterthan des Königs von Frankreich und habe ihm gedient, indem ich Sie begleitete."

Der König reichte ihm die Hand.

Rossac beugte ein Knie und küßte die dargebotene Hand, -- dann entfernte er sich und kehrte in das Gasthaus zurück, wo er abgestiegen war.

Hier war einstweilen ein mit Staub bedeckter Leibeigener angekommen, der einen langen Weg zurückgelegt haben mußte.

Er begehrte mit dem Baron zu sprechen.

Rossac steckte noch immer in seiner Bauerntracht, aber der Sendling ging gerade auf ihn zu und sagte:

„Baron, ich komme vom General Steinflich."

„Wozu?" frug der Baron erbebend.

„Um Sie zu benachrichtigen, daß Ihnen auf dem jenseitigen Ufer der Nogat ein Hinterhalt gestellt ist."

„Und dieser Hinterhalt?"

„Ist für Sie bestimmt, mein General. Die Russen haben sich geschworen, Sie die Flucht des Königs Stanislaus theuer bezahlen zu lassen."

„Ich soll also hier bleiben?"

„Ja, General, außer —"

„Nun, — außer?" — frug Rossac.

„Außer, Sie haben Vertrauen zu mir und wollen sich in meiner Begleitung in das Innere des Landes und der Waldungen wagen. Ich kenne Wege, wohin weder die Russen

noch die Kaiserlichen je bringen werden und bürge Ihnen dafür, Sie, ehe vierzehn Tage um sind, an die preußische Grenze zu bringen, von wo aus Sie zu Ihrer Armee zurückkehren können."

„Bei Gott," rief der Baron aus, „ich bin vollkommen einverstanden."

Er legte seine Verkleidung ab, verschaffte sich anständige Kleider und ein Pferd, und sagte dann zu dem Leibeigenen:

„Wir können uns morgen vor Tages-Anbruch auf den Weg machen, wenn Du willst."

Der Bursche verbeugte sich und unterdrückte ein teuflisches Lächeln, während er vor sich hin murmelte:

„Das Schloß des schwarzen Jägers ist noch weit — aber w i r w e r d e n e s e r r e i c h e n."

V.

Der Baron schlief schlecht in dem elenden Bette, obwohl es das beste des Gasthofes war.

Peinliche Träume, die gewöhnliche Folge übermäßiger Ermüdung, quälten ihn mehrere Stunden lang und entrollten vor seiner empfänglichen Phantasie die wunderbarsten Mährchen, die grauenhaftesten Legenden, die in diesem geheim-

nißvollen Deutschland im Umlaufe sind; in diesem Deutschland, das sich noch heutzutage nicht von den abergläubischen und gespensterhaften Ueberlieferungen des Mittelalters befreit hat.

Plötzlich wurde er durch die Töne einer tiefen, monotonen, bizarren Stimme erweckt.

Diese Stimme sang ein slavisches Lied, dessen erste Strophen wir hier folgen lassen:

„In mitternächt'ger Stunde sitzt allein
Des Schlosses Herr in tiefen Sinnen,
Verglommen ist des Feuers letzter Schein
Und Schweigen liegt auf allen Zinnen.
Was ist's, das ihn erfüllt mit schweren Sorgen,
Daß seiner Augen Gluth so wild entfacht?
Schon bricht heran des Tages neuer Morgen,
Er schaut es nicht — in ihm ist's ewig Nacht."

— — — — — — — — — — — — — — —

„Der Ritter denkt, daß er sah im Wald
In feuchten Abends grauen Schatten,
Den schwarzen Jäger sah er auf der Hald
Hinstürmend über Feld und Matten,
Zur wilden Hetz die Peitsche hoch geschwungen,
Das Jagdhorn an der Lippe bleich nnd kalt —
Nun, morgen, eh' der letzte Ton verklungen,
Da wird das Schloß sein in des Tod's Gewalt."

Dieser plötzlich in Mitte der Nacht angestimmte Gesang, der das friedliche Echo der Nachbarschaft erweckte, setzte den Barou von Rossac so sehr in Erstaunen, daß er

mit ziemlicher Eilfertigkeit aus dem Bette sprang und zu dem Fenster lief, das die Aussicht in den Hof des Gasthauses gewährte.

Bei dem Schein des Mondes, der das düstere Gewölk mit Silber-Fransen zierte, und so dessen fremdartige, drohende Formen umsäumte, bemerkte er einen Mann, der damit beschäftigt war, zwei Pferde zu satteln.

Es war der Leibeigene.

Beruhigt kehrte der Baron zum Bette zurück und sah auf seine Uhr.

Es war kaum ein Uhr nach Mitternacht.

„Oh!“ dachte er, „dieser Kauz hat Eile!“

Er ging wieder zum Fenster und rief ihn.

Der Bursche wandte den Kopf nach ihm um.

„Guten Morgen, mein General,“ sagte er, „da Sie schon wach sind, so ist es am besten, uns sogleich auf den Weg zu machen — kleiden Sie sich schnell an!“

„Wir reisen in sehr früher Stunde.“

„Der Weg ist weit.“

„Vorwärts also!“ rief der Baron.

Hastig kleidete er sich nun an, ging leise in den Hof hinab und steckte seine sorgfältig geladenen Pistolen, auf deren Pfannen er Pulver aufgeschüttet hatte, in die Halfter, dann schnürte er den Gürtel seines Degens fester und sprang in den Sattel.

Der Leibeigene sprang mit jener fantastischen Leichtigkeit der Ungarn und Zigeuner auf den nackten Rücken seines Pferdes und ritt voraus.

So verließen sie die Stadt und schlugen einen unebenen schmalen Pfad ein, der sich zwischen dichten Hecken hinwand und sich in eine mit Haidekraut überzogene Ebene verlor, um später in steiler Aufsteigung längs eines mit düsteren Tannen bewachsenen Berges hinzulaufen.

Plötzlich öffnete sich eine riesenhafte Schlucht am Fuße der Gebirge, die sich in südöstlicher Richtung hinzogen.

Seit der Baron den Burschen gerufen hatte, war dessen Gesang verstummt und der Baron, von anderen Gedanken eingenommen, achtete nicht weiter auf dies plötzliche Verstummen und überließ sich bald, auf seinem Pferde geschaukelt, jener Art von melancholischer Träumerei, die sich des Reisenden gerne bemächtiget, der in der Einsamkeit der Nacht durch die stille, friedliche Natur zieht, deren schweigende Ruhe höchstens von dem Geschrei eines Nachtvogels, von einem leisen Windhauch, der das Laubwerk flüsternd bewegt, oder durch die zarten Töne des Heimchen's unterbrochen wird.

Die von allen Seiten aufsteigenden Wolken hatten sich nach und nach vereiniget, und als die beiden Reiter an den Eingang der Schlucht kamen, bildeten sie nur mehr eine gewaltige, schwarze Masse; der Mond verschwand gänzlich und die Finsterniß wurde so undurchdringlich, daß der Baron das instinktmäßige Zittern seines Pferdes fühlte.

Da erhob sich die Stimme des Burschen von Neuem, und er setzte sein Lied fort:

„Wer widersteht dem Jäger solcher Art,
Dem Kind aus Satans Feuerlohe?
Stark ist sein Arm und seine Burg so hart,

Von Silber ragt sie auf, die hohe.
Und dort, was auch an Macht ihm zugefallen,
Nicht freut es ihn — er fühlt ein tiefes Leid,
Er findet nicht für seines Schlosses Hallen
Das Beste: sie, die treuergeb'ne Maid."

„Ah, Du Schurke!" rief der Baron, unwillkürlich ergriffen, aus; „was singst Du da?"

„Die Legende vom schwarzen Jäger."

„Wer ist der „schwarze Jäger?"

„Ihr hört es ja doch, General, der Sohn des Teufels!"

„Werden wir ihm auf unserem Wege begegnen?" frug Baron von Rossac lachend.

„Gott schütze uns davor, General!"

„Warum?"

„Weil diejenigen, die den schwarzen Jäger sehen, binnen vierundzwanzig Stunden todt sind!"

„Ah!"

„Außer — sie hätten eine heiratsfähige Tochter."

„Wieso?"

„Ja — denn, wie man sagt, sucht der „schwarze Jäger" eine Frau, und keine — weder Bäuerin noch Schloßfräulein — will ihn zum Manne haben."

„Ich habe keine heiratsfähige Tochter, aber ich suche eine Frau; hätte der „schwarze Jäger" aber eine Tochter, bei Gott, ich würde sie heiraten."

Kaum hatte der Baron diese Worte in leichtem Tone ausgesprochen, so erhob sich aus der Tiefe der Schlucht,

etwa fünfhundert Schritte von den zwei Reitern entfernt, eine vibrirende Stimme, deren Klang weit schrecklicher war, als die des Burschen gewesen und stimmte die vierte Strofe der Legende vom „schwarzen Jäger“ an.

„Und finster schaut er in die Nacht hinaus
Und ist daheim ein stiller Bürger,
Daheim, indeß ihn dort der Höllengraus
Der wilden Jagd aufruft als Würger.
Da starrt er in die Glut und fühlt sie nimmer,
Sie mag den Frost nicht wehren, der ihn faßt —
Wie ist in seines Feuers dunklem Schimmer
Der schwarze Jäger so mit Eins erblaßt.

— — — — — — — — — — — — — — —

„Was ist das für eine Stimme?“ frug der Baron schauernd und sein Pferd kurz anhaltend.

Der Zigeunerbursche antwortete nicht, entweder weil der Schreck seine Zunge gelähmt hatte, oder auch weil er vielleicht die Fragen überhörte.

Da hob die Stimme auf's Neue an:

„Der dort im Schloß, der arme, alte Mann
Der sechszig Jahre zählt zurücke —
Was sieht er nur, was kommt in Nacht heran
Und baut zu ihm sich eine Brücke?
Der schwarze Jäger ist's auf schwarzem Rosse,
Laut pocht er an und ruft zum Thor hinein:
„„Noch heute will ich führen aus dem Schlosse,
Vernimm, als meine Lieb', Dein Töchterlein!““ —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Aber was für eine Stimme ist das?“ rief der Baron von Rossac aus.

In diesem Augenblicke zuckte ein Blitz aus dem sich theilenden Wolken-Gewebe, dieser Blitz erleuchtete die Schlucht zwei Sekunden lang und bei seinem unheimlichen Lichte erblickten die zwei Reisenden inmitten der Straße einen schwarzen Reiter, der unbeweglich auf seinem Rappen saß, eine schwarze Sammt-Larve vor dem Gesichte und ein Jagdhorn an der Seite hatte.

„Der schwarze Jäger!“ flüsterte der Zigeunerbursche, dem die Angst die Kehle zuzuschnüren schien.

„Bei Gottes Tod!“ rief der Baron aus, der die Furcht vor der Gefahr durch Trotz ersticken wollte, „ich will diesen fürchterlichen Jäger in der Nähe sehen!“

Er gab seinem zitternden Pferde die Sporen.

VI.

Der schwarze Jäger — denn der Erscheinung nach zu urtheilen, war er es wirklich — verharrte unbeweglich inmitten der Straße und glich einem riesigen Dämon, der den Sterblichen den Eintritt in dieses düstere, geheimnißvolle Thal verwehren wollte.

Er war in der That von riesenhafter Gestalt, wie man deren nur mehr im Norden Deutschlands antrifft; sein Pferd — schwarz — wie er — erschien dem Baron größer und stärker als andere Thiere seiner Race.

Allein hatte der Baron von Rossac auch anfangs etwas wie Furcht empfunden, so war er doch muthig genug, um diese Empfindung und seine Aufregung in einigen Augenblicken unterdrücken zu können.

Die kurze Strecke, die er im Galopp zurücklegen mußte, um bis zu dem schwarzen Jäger zu gelangen, gegenügte, ihm alle Kaltblütigkeit wieder zu geben; in einer Entfernung von zwanzig Schritten von der unheimlichen Erscheinung hielt er sein Pferd an und rief dem merkwürdigen Reiter zu:

„Hollah! Mein Guter! Platz gemacht, wenn's Euch gefällt!“

Der schwarze Jäger antwortete nicht, jedoch gab er nun auch seinem Pferde die Sporen und kam bis zu dem Baron heran.

Ein zweiter Blitzstrahl durchzuckte das Gewölk und beleuchtete die zwei Reiter gerade in dem Augenblicke, wo sie einander gegenüber standen, und erlaubte ihnen so sich gegenseitig sehen zu können.

„Nun,“ frug der Baron von Rossac höflich, aber in kaltem, festem Tone, „werden Eure höllische Gnaden mir den Weg frei geben?“

„Haha!“ spöttelte der Jäger, „Ihr scheint mich zu kennen, mein Edelmann?“

„Man hat mir den Anfang Eurer Lebensgeschichte erzählt," sagte der Baron, „und Ihr selbst habt mich eben das Ende gelehrt und zwar in einer ganz hübsch gereimten Ballade. Ihr seid der schwarze Jäger?"

„So gut wie Ihr der Baron von Nossac."

Als aber der Baron seinen Namen aussprechen hörte, machte er eine Bewegung des größten Erstaunens und der Besorgniß.

„Bah," sagte er, sich sogleich beherrschend, „es ist doch ganz natürlich, daß der Sohn des Teufels das Adelsregister Frankreichs auswendig kennt!"

„Ihr selbst habt darin, wenn ich nicht irre, einen ganz hübschen Platz. Ihr zählt Eure Ahnen bis zu den Kreuzzügen hinauf, glaube ich?"

„So ist es, Euro Herrlichkeit! Seht Ihr etwas Mißliches für Euch darin, wenn ich meinen Weg fortsetze?"

„Mein lieber Baron," erwiederte der schwarze Jäger in vertraulichem Tone, „Ihr seid auf der Grenze meines Gebietes; ich nenne dieses Thal — etwa zwanzig Meilen in der Runde — mein Eigenthum und besitze überdies ein nettes Schloß in der Nähe. Ihr seht ich bin ein ganz achtbarer Gutsbesitzer und würde an keinem Hofe eine üble Rolle spielen, und wäre es selbst an dem meines Vetters in Preußen oder Rußland."

„Ihre Domänen sind herrlich; allein wenn mir eine Bemerkung erlaubt ist —"

„Oh, legt Euch keinen Zwang auf!"

„Nun, so wollte ich Euch rathen, Eure Straßen bes-

ser zu erleuchten. Es ist hier schwarz wie in dem Gewissen eines Jansenisten!“

„Glaubt Ihr?“ frug der schwarze Jäger ernsthaft.

„Ja; und ich glaube auch, daß es Euch nicht schwer fallen dürfte, einige Feuerbrände aus dem Kamin bei Seite zu legen, der Se. Majestät, Euren Vater, erwärmt, seit er es aufgegeben hat, im Paradiese zu frieren!“

„Mein Vater hat immer kalt,“ entgegnete der Jäger trocken; „dann sind seine Gäste so zahlreich, daß er ihnen nichts entziehen darf. Wenn aber z. B. Sie, Herr Baron, wenn Sie einmal bei uns Quartier nehmen werden und mir Antheil an dem erwärmenden Feuer abtreten wollen, so will ich ihn gerne annehmen, um ihn für unsere Straßen-Beleuchtung zu verwenden!“

„Ich bedauere unendlich, daß es nicht gleich sein kann,“ erwiederte der Baron in demselben spöttischen Tone, „denn ich fürchte, mein Führer bricht sich demnächst den Hals — er hat vor Furcht alle Besinnung verloren.“

„Euer Führer, Baron, sitzt schon am Feuer!“

„Ah — unmöglich!“

„Seht!“

Ein dritter Blitzstrahl gehorchte dem gedachten Befehle des Jägers und erleuchtete die finstere Schlucht auf eine Viertelmeile im Umkreis.

Der Jäger streckte die Hand aus, der Baron wandte sich um, sah den Weg entlang — rechts — links — und konnte Niemand erblicken.

Der Zigeuner war verschwunden.

Der Baron stieß einen Schrei der Verwunderung aus.

„Wo kann er hingekommen sein?“

„Er sitzt bei dem Feuer, welches Ihr vorhin zu Gunsten der Straßenbeleuchtung habt schmälern wollen. Er ist ein kleiner Teufel, den mir mein Vater von Zeit zu Zeit leiht.“

„Nun,“ murmelte der Baron, „da ergeht es mir jetzt gut!“

„Ich werde Euren Führer machen!“

„Ihr laßt mich also passiren?“

„Je nachdem. Ja, wenn Ihr zu mir kommt: nein, wenn Ihr Euern Weg fortsetzen wollt.“

„Mein lieber Herr aus der Hölle,“ sagte phlegmatisch der Baron, „entweder seid Ihr ein Spaßmacher von schlechtem Geschmack, und in diesem Falle möchte ich gerne meinen Degen mit Euerem messen —“

„Ah! ah!“

„Oder Ihr seid wirklich der Sohn, Neffe oder sonst ein Verwandter des Teufels, und in dem Falle —“

„Nun, in dem Falle, Baron?“

„Ist hier eine Waffe, die mich vielleicht vor Euch schützen wird.“

Der Baron führte die Hand an die Stirne und schickte sich an, das Zeichen des Kreuzes zu machen.

Der Jäger lachte laut auf.

„Mein lieber Baron,“ sagte er, „ich habe zwar den Satan zum Vater, aber meine Mutter war ein Fräulein von gutem, katholischem Adel. Ich empfing die Taufe vor neunzehnhundert und siebenzehn Jahren unter der Regierung

Karl des Großen. — Steckt Euer Kreuz also ruhig wieder ein!"

„Unter welcher Bedingung wollen Eure Herrlichkeit mich also passiren lassen?" frug der Baron.

„Ich habe es Euch eben gesagt. Ich bin neunzehnhundert und siebenzehn Jahre alt, ein ganz respektables Alter, aber ich langweile mich entsetzlich. Ihr seid der geistvollste Edelmann des französischen Hofes, und ich habe mir geschworen, Euch einige Tage unter meinem Dache zu haben! Könnt Ihr einem Greise das abschlagen?"

„Habt Ihr vielleicht guten Wein?" frug Nossac mit königlicher Ruhe.

„Ja wohl; Chambertin von 1560, Wein von Aï aus dem Jahre 1630, Johannisberger von 1463 und —"

„Genug — ich folge Euch!"

„Wohlan, auf den Weg also!" sagte der schwarze Jäger. „Und obwohl mein Papa Satan mit seinen Feuerbränden geizt, so sollen wir dennoch Fackeln haben!"

Er setzte sein Jagdhorn an die Lippen, schmetterte eine rauhe Fanfare, die viel Aehnlichkeit mit einem Orkan hatte, der die düstern Bäume der Waldungen in seinem Sturmes-Laufe beugt, und sogleich ward es in dem Dickicht helle und ein Dutzend Reiter, eben so roth wie ihr Herr schwarz war, kamen plötzlich, Fackeln tragend, zum Vorschein.

„Wahrlich," dachte der Baron, „ich habe es in der That mit dem Teufel zu thun!"

VII.

Die Fackelträger trugen gleiche rothe Jacken, rothe Beinkleider und ihr Gesicht war mit einer rothen Sammet-Larve verhüllt, wie das des Jägers mit einer schwarzen.

Hinter diesen Larven glaubte der Baron anstatt der Augen Kohlen blitzen zu sehen.

Die ganze Szene trug übrigens wirklich ein höllisches Gepräge, und man mußte so tapfer sein, wie der Baron es war, um nicht vor diesem schwarzen, von rothen Gespenstern umgebenen, Riesen, zu erbeben.

Aber das Herz des Baron's schlug nicht um ein bischen schneller und seine Stirne blieb heiter.

„Wann werden wir in Eurem Schlosse sein?“ frug er den Jäger.

„Nicht vor heute Abend.“

„Bah, wenn man den Teufel zum Vater hat, so kann man schneller reisen!“

„Gewiß — aber ich will noch jagen —“

„Oh!“

„Und ich zähle auf Eure Geschicklichkeit als Waidmann, Baron.“

„Ihr seid zu gütig.“

„Meine Söhne sind in der Nähe — ich werde sie rufen.“

„Ihr habt also Söhne?“

„Ja, Baron, vier.“

„Ich hielt Euch für einen Junggesellen.“

„Kennt Ihr denn die letzte Strophe meiner Ballade nicht?“

Und der schwarze Jäger stimmte mit seiner gewaltig erdröhnenden Stimme jenen sonderbaren Gesang an, der den Baron vorerst von seiner Existenz und dann von seiner Nähe unterrichtet hatte.

„Der schwarze Jäger ist's, auf schwarzem Roß,
Laut pocht er an und ruft zum Thor hinein:
Noch heute will ich führen aus dem Schloß,
Vernimm's — als mein Lieb' Dein Töchterlein.“

„Ganz gut,“ sagte der Baron, aber das belehrt uns nicht.“

„Wartet,“ sagte der Jäger mit teuflischem Hohne — „wartet nur!“

Und er begann in donnernden Klängen:

„Es war der Tod im Hause eingekehrt,
Und still stand seines Herren Sinnen;
Und als die Nacht zum Tage sich verklärt,
War auch die weiße Maid von hinnen!
Dem schwarzen Jäger hat sie sich verbunden
Und folgt ihm ferne von der Ahnen Herd,
Man sagt: Es hab' in Liebe sich gefunden
Der Tag zur Nacht — sonst feindlich abgekehrt.“

— — — — — — — — — — — —

„Doch Abends, wenn die Feierglocke schallt,
Ertönt im Waldesgrund ein Singen,
Und eine Stimme ruft mit Allgewalt,
Daß alle Höh'n und Tiefen klingen:
Wie Schatten gehen aus des Lichtes Thoren,
Und so, wie viergetheilt des Mondes Kind,
So hat vier schwarze Jäger auch geboren,
Wir künden es, der Schooß der weißen Maid."

— — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — —

„Eure Herrlichkeit haben also vier Söhne?"

„Und eine Tochter."

„Schön!" rief Baron von Nossac heiter aus — „nun bin ich beruhigt! Ein Souper ohne Damen ist mir etwas so Unbegreifliches, daß der Gedanke, Eure alten Weinkrüge nur in bärtiger Gesellschaft leeren zu müssen, mich ein wenig abschreckte!"

„Sie werden eine Dame zu Ihrer Rechten haben, Baron."

„Ihre Tochter?"

„Ja."

„Aber — ist sie schwarz, gleich Ihnen?"

„Oh — nicht doch; sie ist weiß."

„Um so besser."

„Sie hat eine große Mitgift."

„Sie ist also noch zu verheiraten?"

„Gewiß — ich habe sie für Euch bestimmt."

„Für mich?"

„Für Euch, mein schöner Edelmann."

„Nun, bei meiner Seel', ein etwas verwogenes Versprechen in Eurer Nähe — mir ist's Recht! — Meine Freunde in Versailles würden nicht wenig Stoff zur Unterhaltung finden, wenn sie in mir den zukünftigen Eidam des Sohnes des Teufels erblickten!"

„Aus diesem Grunde, Baron, schickte ich Ihnen auch einen meiner kleinen subalternen Teufel entgegen, der Sie hieher führen mußte."

„Das war also eine Falle?"

„Durchaus nicht; und wenn Sie nicht mein Schwiegersohn werden wollen, so haben Sie noch Zeit, sich zurückzuziehen. Ich lasse Sie dann nach Marienwerder zurückbringen und jage allein!"

Der Baron zögerte einen Augenblick.

„Wenn aber Ihre Tochter häßlich ist?" frug er dann.

„Wenn sie Ihnen so erscheint, so werden Sie ihre Hand ausschlagen."

„Nun!" rief Nossac fröhlich, „Chambertin vom Jahre 1500, Johannisberger von 1463 und ein schönes Mädchen, — das lohnt wohl der Mühe, das Abenteuer zu versuchen! Ich gehe bis an's Ende! Alter Wein und schöne Mädchen — mögen sie nun von Gott oder dem Teufel, vom Paradies oder von der Hölle kommen — haben immer ihre Verdienste!"

Der schwarze Jäger setzte sein Jagdhorn an die Lippen und blies eine so schallende Fanfare, daß die Felsen erzitterten und das Echo es mit einem Getöse von allen Seiten wiederholte, daß jene musikalische Posse: „der Höllengalopp" von Musard sanftes Gesäusel dagegen ist.

Als das letzte Echo erstarb, erklang dieselbe Fanfare mit gleicher Kraft in der nahen Waldung von verschiedenen Seiten.

Und nun erschienen von Norden und Süden, von Ost und West vier Reiter, schwarz wie der Jäger, verlarvt wie er, die Trompete am Munde, wie er — und glühende Blicke durch ihre schwarze Larve schleudernd.

„Da sind meine Söhne!“ sagte der schwarze Jäger.

Zwei waren so groß, wie ihr Vater, ebenso groß und stark gebaut; nur quoll aus der Larve des einen ein schon ergrauender Bart hervor, während der des zweiten von einem frischen Schwarz war.

Der erste mochte etwa zwanzig Jahre älter sein, als der zweite.

Die andern beiden, weniger groß, weniger stark, waren von ganz gleicher Gestalt und beide trugen blonde Bärte.

Es waren Zwillinge.

Einer nach dem andern näherte sich dem Vater, verbeugte sich vor dem Baron und sprachen dann mit dem schwarzen Jäger in einer unbekannten Sprache, die weder mit dem Deutschen, Slavischen oder irgend einer der bekannten Idiome Aehnlichkeit hatte, deren die einfachen Sterblichen sich auf unseren beiden Halbkugeln bedienen.

„Nord-Wind,“ sagte der schwarze Jäger zu dem ersten, „was für Wild hast Du aufgetrieben?“

„Einen Büffel.“

„Und Du, „Süd-Wind?“

„Einen Bären, mein Vater.“

„Und Du, „Winter-Wind?“ fuhr der Jäger fort, indem er sich an einen der Zwillinge wandte.

„Einen Eber!“ erwiederte der so Befragte.

„Und Du, „Nacht-Wind?“

„Ein Elennthier!“

„Oh,“ dachte der Baron, „diese vier Jäger haben eigenthümliche Namen.“

„Finden Sie?“ frug der schwarze Jäger, der so den Gedanken des Barons antwortete. „Und doch ist es sehr einfach: Ich nenne den Ersten Nordwind, weil er aus dem Norden kommt; den Zweiten Südwind, weil er aus dem Süden kommt; den Dritten Winterwind, weil hier der Winterwind aus dem Westen weht, und den vierten nenne ich Nachtwind, weil der Luftstrom, der des Nachts die Baumwipfel beugt, aus dem Osten kommt.“

„Das ist sehr geistreich!“ flüsterte Baron von Nossac.

„Jeder von ihnen,“ fuhr der schwarze Jäger fort, „hat noch einen Namen, aber den Namen eines Heiligen, den meine Frau ihnen gegeben hat und den sie erst dann annehmen können, wenn sie von einem Priester die Taufe erhalten haben.“

„Ah!“

„Allein bis jetzt,“ setzte der schwarze Jäger seine Rede fort, „konnte ich noch keinen finden; die Menschen haben alle die Gewohnheit, daß sie, sobald sie mich sehen, aus Furcht sterben.“

„Oh,“ rief der Baron, „da bin ich ja sehr muthig!“

„So muthig,“ erwiederte der schwarze Jäger, „daß ich

glaube, endlich einen Schwiegersohn gefunden zu haben. Ich suche ihn schon seit zehn Jahren."

„So?" frug der Baron besorgt. „Wie alt ist denn dann Ihre Tochter?"

„Fünfundzwanzig Jahre."

„Nicht mehr?"

„Das ist vollständig genug."

„Und ist sie sterblich?"

„Leider! —"

„Um so besser!" flüsterte der Baron sichtlich erleichtert.

„Warum diese Bemerkung: „Um so besser?"

„Weil eine Frau einem oft nach acht oder zehn Jahren sehr langweilig wird und wohl unausstehlich würde, wenn sie unsterblich wäre."

„Seien Sie ruhig," sagte der schwarze Jäger traurig. „Ich allein bin unsterblich. Meine Kinder unterliegen dem Schicksale aller übrigen Sterblichen. Betrachten Sie zum Beweise den grauen Bart von Nordwind, der vierzig Jahre alt ist. Aber Südwind zählt nur dreißig Jahre und darum ist sein Bart auch noch schwarz. Winterwind und Nachtwind sind kaum achtzehn Jahre alt und haben blondes Haar. — Und nun ist es Zeit zu jagen. Wählen Sie, Baron, — was für ein Wild wünschen Sie heute? Einen Bären, einen Büffel, ein Elennthier oder einen Eber?"

Der Baron überlegte.

„Einen Bären oder Elennthier?"

„Also Beide?"

„Teufel!" rief der Jäger aus und wies mit der Hand gegen Osten, wo der Horizont von einem leisen Schimmer

erleuchtet war. „Es ist erst vier Uhr — auch wird es nicht regnen — wir haben also Zeit.“

Der Baron sah zum Himmel auf.

Das düstere Gewölke, welches noch vor Kurzem so schwer und drohend über seinem Haupte hing, war zerrißen und ließ den tiefblauen Himmel sehen; die Blitze, welche die Nacht durchzuckt hatten, waren nach und nach erloschen, wie unnöthig gewordene Laternen.

Die Fackeln seines Sohnes hatten Papa Satan wahrscheinlich bewogen, seine Beleuchtungsmittel zu ersparen.

„Oh,“ rief Rossac aus, „bis jetzt wollte ich, trotz aller Wunder, die sich ereigneten, nicht an Euer kindliches Verhältniß zu dem Teufel glauben; jetzt aber bin ich gezwungen, Euch wirklich für eine satanische Persönlichkeit anzuerkennen. Wer dem Unwetter gebietet und das drohendste Gewölk in wenigen Sekunden verscheucht —“

„Muß der Teufel oder wenigstens sein Sohn sein nicht wahr?“

„So denke ich.“

„Da Sie durchaus etwas Uebernatürliches wollen, um mir zu glauben, so kann ich damit dienen. Wir haben wohl Jäger und Pferde hier, aber die Hunde fehlen. Nun, Sie sollen welche sehen!“

Der schwarze Jäger setzte das schaurige Horn an die Lippen und wiederholte seine Fanfare.

Schon bei den ersten Tönen erhob sich in den nahe gelegenen Wäldern und in dem Dickicht neben der Straße ein Gekläff und Gebell von schrillen und sonoren Hundestimmen.

Betäubt von dem Getöse hielt der Baron sich die Ohren zu und sagte:

„Habt Ihr denn zehntausend Hunde?“

„Nicht eben zehntausend, aber fünf- bis sechshundert. Seht selbst.“

Während der Baron sich die Ohren zuhielt, hatte er instinktmäßig auch die Augen geschlossen, und als er sie nun öffnete, sah er das ganze von Fackelschein und der ersten Morgendämmerung erhellte Thal voll von zusammengekoppelten Hunden, die in vier Minuten getheilt und von Jungen in Zaum gehalten wurden, die ganz in Weiß gekleidet waren, so wie die Jäger in Schwarz und die Fackelträger in Roth.

Auf einen Wink des schwarzen Jägers verstummten die Hunde.

Der Baron betrachtete die Thiere voller Bewunderung.

„Mein edler Wirth,“ frug er den Jäger, „werden Sie Ihrer Tochter nicht einige dieser herrlichen Thiere als Morgengabe mitgeben?“

„Alle, wenn Ihr wollt!“

„Teufel,“ rief der Baron, „ich wäre mit einer solchen Mitgift vollkommen zufrieden! Der König von Frankreich würde mir gerne fünf oder sechs Provinzen dafür geben!“

„Zur Jagd, Baron, zur Jagd! Der Tag bricht an und ich mag die Sonne nicht sehen!“

„Warum?“

„Wir sind nicht auf gutem Fuße miteinander.“

„Aber Ihr jagt doch täglich, wie Ihr mir sagt.“

„Meine Waldungen sind so dicht, daß ihre Strahlen nicht hinein dringen. Zur Jagd!“

Eben wollte er zum Aufbruch blasen, doch hielt er inne und sagte:

„Sie haben ein schlechtes Pferd, Baron. Steigen Sie ab — hier ist ein anderes.“

Der Baron sah um sich und erblickte einen prachtvollen Hengst, der weiß wie Schnee und reich gezäumt, von einem der Fackelträger gehalten wurde.

Er ließ sich die Aufforderung nicht widerholen und sprang, ohne den Boden zu berühren, aus einem Sattel in den andern.

Da war es ihm auf einmal, als hielte ihn eine unbekannte Kraft auf den Sattel fest gedrückt, die Steigbügel wurden zu Schraubstöcken und zwängten seine Füße fest ein.

War das Wirklichkeit oder Einbildung? —

Die Fanfare ertönte, die Hunde wurden losgekoppelt und stürzten in den Wald — die Jäger ihnen nach; den Baron durchschauerte es, als er sich von einem Pferde getragen fühlte, das in seinem rasenden Lauf kaum den Boden zu berühren schien, — neben sich einhergaloppirend den schwarzen Jäger und seine vier Söhne, die sich in jener unbekannten Sprache mit einander unterhielten.

Der schwarze Jäger hatte wahr gesprochen, als er sagte, seine Wälder seien finster; denn das Licht der Fackeln — die an den Bäumen vorbeifuhren wie eine höllische Ronde von Irrlichtern und Gespenstern — reichten kaum hin, um das Dickicht genügend zu beleuchten.

Die Hunde flogen in einem teuflischen Laufe dahin und

schienen nur eine Stimme zu haben, so gleichstimmig ertönte ihr Gekläff. Von Zeit zu Zeit sah der Baron sie in der Ferne zum Vorschein kommen und dann wieder verschwinden; die roth gekleideten Reiter folgten ihnen dicht nach, die Fackeln und Wurfspieße in den Händen.

So jagten sie einem riesigen Bären nach, der sich manchmal nach ihnen umblickte und mit seinem weitschallenden Gebrumm in ihre heulende Melodie einfiel.

Das Gekläffe der Hunde, das Gebrüll des wilden Thieres, der Schall der Fanfare von den fünf Hörnern der fünf Jäger erschütterten des Barons Kopf so furchtbar, daß er seiner Sinne beinahe nicht mehr mächtig war und glaubte von einem quälenden Traum befangen zu sein.

Er sah den Tod des Bären — das Verenden des Elennthieres — ohne zu wissen was er that, sah oder hörte.

Als er endlich — nach zehn Stunden dieser höllischen Unterhaltung — die Fackeln verschwinden und erlöschen, die rothen Reiter unsichtbar werden sah; als er das dichte Laubdach, welches er seit dem Morgen über seinem Kopfe gesehen hatte, von dem sternenbesäeten, monderleuchteten Himmel verdrängt sah: da glaubte er einen bösen Alp abzuschütteln und ein Jahrhundert lang geschlafen zu haben.

Er hatte eine Nacht bis zu der nächsten durchlebt, ohne den Tag gesehen zu haben.

In der Ferne erhob sich auf einem über einen brausenden Strom überhängenden Felsen eine düstere, riesige Masse, in der sich nur einzelne helle Punkte zeigten.

„Das ist mein Schloß!“ sagte der schwarze Jäger. „Es ist beleuchtet, denn man erwartet uns.“

VIII.

Der Baron sah einen Augenblick nach dem Schlosse hin, dann wandte er sich um, und — Hunde, Diener, Fackelträger — Alles war verschwunden.

Neben ihm ritten die vier Söhne des schwarzen Jägers ihnen voran der Alte.

Was war nun aus diesem barocken Gemenge, aus dieser Masse von Hunden, Pferden und Menschen geworden?

Dieser plötzliche Uebergang vom betäubendsten Tumult zu dieser tiefen Stille und Einsamkeit brachte den Baron vollends zur Besinnung und gab ihm seine ganze Kaltblütigkeit wieder.

„Nun,“ dachte er, „ich habe wirklich mit dem Teufel selbst zu thun — ein Zweifel ist ferner unmöglich! Was um mich vorgeht, ist mehr als übernatürlich!“

Die Pferde waren — trotz der zehnstündigen Steeple-Chase — noch nicht im Geringsten erschöpft und liefen noch immer mit fantastischer Schnelligkeit.

Sie legten die, eine Meile weite, Strecke, welche das Schloß noch von dem Waldessaum trennte, in Zeit von

achtzehn Minuten zurück und blieben bald am Ufer des Stromes stehen, der den Fels, auf dem die Residenz des „schwarzen Jägers“ sich erhob, umschwemmte und glatt leckte. —

Dieser Strom war breit, tief und rollte mit gewaltigem Brausen dahin.

Erst sah der Baron keinerlei Brücke, allein nach einigem Forschen erblickte er endlich einen quer hinüber geworfenen Eichenbaum, der so die beiden Ufer durch seinen schmalen Pfad mit einander verband.

„Wollen wir da hinüber?“ frug er mit einiger Angst, denn unter dem halsbrecherischen Steg toste der Strom auf eine Art, die den Kühnsten erschrecken konnte.

„Natürlich!“ erwiederte der „schwarze Jäger,“ und gab seinem Pferde die Sporen, das mit sicherem Schritt hinüber trabte.

Die vier Söhne folgten dem Vater.

Nun zögerte der Baron nicht mehr, trieb sein Pferd an, das — gleich den andern — kühn über den Abgrund galoppirte.

Nun, als alle fünf an dem andern Ufer angelangt waren, drehte der „schwarze Jäger“ sich um, beugte sich vom Sattel aus zum Boden hinab, klammerte sich mit einer Hand an den Sattelknopf, mit der andern ergriff er den Fichtenstamm an einem Ende, hob ihn in die Höhe, als wäre es ein Zahnstocher und schleuderte ihn in die tosende Fluth, die ihn mit sich fortschleppte.

„Nun sind wir zu Hause!“ sagte der „schwarze Jäger“ ruhig.

Der Baron bewunderte diese herkulische Kraft und sah sich um.

Das Schloß erhob sich gerade ober ihren Häuptern auf dem schroff und senkrecht aufsteigenden Felsen.

„Wenn diese Höllenpferde nicht Flügel haben,“ dachte der Baron, „so wird es schwer halten, da hinauf zu kommen!“ —

Der „schwarze Jäger“ setzte sich wieder an die Spitze der kleinen Truppe, lenkte einige Schritte nach links ein und hier fand man sich vor einer Art in den Stein gehauenen schmalen Treppe, auf welche ein kühner Fußgeher sich nur bekreuzend gewagt haben würde.

Aber — das Pferd des Teufels setzte unerschrocken die Vorderbeine auf die erste Stufe und klomm so behende mit funkenschlagenden Hufen die Treppe hinauf, ohne einen einzigen Fehltritt zu machen und als ob seine Hufe sich mit eisernen Klammern in den Stein einhackten.

„Gut,“ dachte der Baron, der endlich anfing, sich an diesen Ritt zu gewöhnen, „mein Wirth hat seine Pferde offenbar aus dem Stalle seines Vaters. Nur die Hölle kann so Etwas erzeugen.“

Diesmal war er den vier jungen Jägern vorausgeeilt und folgte unmittelbar hinter ihrem Führer.

Sein Pferd stieg sicher die Treppe hinan.

„Hm — es ist daran gewöhnt!“ dachte Rossac.

Die Treppe bestand aus zweihundert und sechsundneunzig Stufen und bald befand Rossac sich auf einer Art Plattform, von der sich die Mauern des Schlosses erhoben.

Es war ein gothisches, von tiefen Gräben umzogenes,

Herrenschloß, aus rohem Felsgestein erbaut, mit schlanken und spitzen Thürmchen, zarten Zierrathen, düstern Zinnen, riesenhaftem Wachtthurm, moosbewachsenem Dach, dichten Mauern, rostigem, im Winde kreischenden, Wetterhähnchen, in dem Hauptthore eingegrabene Familienwappen, und meilenlangen unterirdischen Gängen, die eine geheimnißvolle Verbindung mit den Wäldern und Thälern der Umgebung unterhielten.

Der Baron, der sich etwas auf seine archäologischen Kenntnisse zu Gute that, sah das Schloß aufmerksam an, fand es von ziemlich reinem Styl, mit Ausnahme kleiner Anachronismen, die im Ganzen verloren gingen.

Dann — da er ebenso bewandert in der Wappenkunde war — heftete er seine Blicke auf das Wappen, das von den bleichen Strahlen des Mondes erleuchtet wurde.

„Alle Wetter," sagte der Baron zu dem schwarzen Jäger, „welchem Wappenbuch gehört denn dieses Wappen an? Zwei Böcke, eine Ofengabel und ein Feuerbrand auf schwarz-rothem Felde — darüber ein Feld im schwarzen Grund, mit weißen Thränen darüber gesäet — und über alledem eine Freiherrnskrone."

„Dieses Wappen," lautete die Antwort, „ist jenes meines Vaters Satan, und trägt außerdem die Freiherrnkrone dieses Schlosses, das ich von meinem Schwiegervater geerbt habe!"

Wieder blickte Nossac auf das Gebäude. Zahlreiche Lichter brannten hinter den farbigen Scheiben der gothischen Fenster. Dunkle Schatten glitten schnell hinter diesen Schei-

ben vorüber. Aber kein Geräusch, kein Wort, kein Hauch zeugte davon, daß das Schloß bewohnt sei.

Im Schlosse herrschte Grabesstille.

Der schwarze Jäger hielt vor einer Zugbrücke an, die in die Höhe gezogen war, setzte sein Horn an und ließ jene drei Stöße ertönen, deren sich im Mittelalter die fahrenden Ritter bedienten, wenn sie bei vorgerückter Nachtzeit Einlaß begehrten.

Die Brücke fiel und der Jäger ritt hinüber — die andern fünf ihm nach in den öden Hof des Schlosses.

Der „schwarze Jäger“ stieg ab, seine Söhne folgten diesem Beispiele, so wie Baron von Nossac.

„Kommen Sie, Baron!“ sagte der unheimliche Schloßherr, Nossac beim Arm nehmend. „Ich sterbe vor Hunger.“

Diesem schien es, als sei die Hand seines Führers glühend heiß und quetsche seinen Arm wie ein Schraubstock; er ließ sich jedoch weiter ziehen und stieg mit ihm die Treppe des Perrons hinauf.

Die vier Söhne folgten nach.

„Und die Pferde?“ frug mit einem Male der Baron, sich umblickend.

Die Pferde waren verschwunden, ohne daß ein Knecht sie in Empfang genommen hätte.

„Teufel!“ dachte Baron von Nossac, „mein Abenteuer nimmt solche Verhältnisse an, daß, wenn ich es je in Versailles zum Besten gebe — Richelieu ihnen keinen Glauben schenken wird!“

Langsam öffnete sich das Thor des Schlosses, so wie

die Brücke gefallen war — ohne daß ein menschliches Wesen zum Vorschein kam.

Der „schwarze Jäger" schritt über die Schwelle, noch immer den Baron am Arme haltend und trat in eine große, von vier Fackeln erleuchtete Halle.

In Mitte dieser Vorhalle erhob sich eine Treppe von schwarzen Marmorstufen mit weißen Thränen besäet, wie das Feld im Wappen.

Der „schwarze Jäger" und sein Gast stiegen die Treppe hinauf, wandten sich, auf dem ersten Absatz angekommen, zur Rechten, traten in eine zweite, ebenso große Halle, die ebenso erleuchtet und gleichfalls schwarz mit silbernen Thränen ausgeschlagen war.

Auch dieses Gemach wurde durchschritten, dann noch eines und noch eines, Alle in denselben Farben geschmückt, und so gelangten sie endlich in den Speisesaal des Herrenschlosses.

Dieses war — im Gegensatz mit den Uebrigen — in weißem Stoff mit schwarzen Thränen ausgeschlagen.

„Diese thränenreiche Abwechslung gefällt mir!" dachte der Baron.

Die Mitte dieses Gemaches nahm ein pompös gedeckter Tisch ein, auf dem die gewähltesten Gerichte prangten, die seltensten Weine blinkten, deren Farbe so hell war, daß man leicht erkannte, der Schloßherr habe bei Angabe der Jahreszahlen nicht gelogen.

Kein Diener ließ sich blicken, der Saal war leer und in einer Ecke stand auf einer, mit schwarzem Sammet ausgeschlagenen, Estrade ein Sarg.

Als der Baron diesen erblickte, trat er schauernd einen Schritt zurück.

„Das ist der Sarg meiner Frau!“ sagte der „schwarze Jäger“ kalt.

„Sie ist also todt?“

„Seit zehn Jahren.“

„Und — ist sie da d'rin?“

„Gewiß. Sehen Sie!“

Der „schwarze Jäger“ zog den Baron, der nicht widerstrebte, vorwärts, und führte ihn zu dem mit dem Leichentuche bedeckten Sarg.

Eine, nach den rabenschwarzen Haaren, die in glänzenden Locken über das schneeweiße Leichentuch rollten, zu urtheilen, noch junge Frau, schön — so versprach wenigstens der untere Theil des Gesichtes, denn der obere war mit einer schwarzen Larve verhüllt — lag regungslos und starr im Sarge.

Man hätte glauben sollen, sie schlafe, so weich und voll waren noch die Umrisse des Armes, während in den blauen Adern, die durch die zarte weiße Haut durchschimmerten, noch immer das Blut zu zirkuliren schien.

„Aber diese Frau ist ja nicht todt — sie kann unmöglich todt sein!“

„Sie ist es seit zehn Jahren.“

„Seit zehn Jahren? Und ist so erhalten?“

„Mein Vater hat sie einbalsamirt.“

„Wie alt war sie damals.“

„Siebzig Jahre.“

„Man würde sie kaum für dreißig halten.“

„Das hat mein Vater mit seiner Einbalsamirung bewirkt. Er war an jenem Tage eben guter Laune!“

„Und Sie behalten sie immer hier? Sie lassen sie nicht beerdigen?“

„Nein,“ entgegnete der schwarze Jäger, „denn zu ihrer Beerdigung bedarf es einer christlichen Hand.“

„Sie sind ja Christ?“

„Nur halb und halb. Wir brauchen aber einen ganzen Christen — da dachten wir an Sie.“

Nossac bebte und erblickte sich im selben Augenblicke in einem gegenüber hängenden Venetianer-Spiegel. Er war sehr bleich und seine Lippen bebten.

„Kommen Sie zur Tafel, Baron,“ begann der schwarze Jäger, „ich habe Hunger.“

Nossac nahm den ihm von seinem Wirth angewiesenen Platz ein.

Die vier Söhne des Hauses setzten sich ebenfalls und erst jetzt bemerkte der Baron, daß zwei Plätze leer geblieben waren, einer an seiner Seite, und einer an der Seite des Barons.

Da öffnete sich die Thüre und eine Dame kam herein.

Es war ein Mädchen im Alter von vier- bis fünf und zwanzig Jahren, goldblond, blühend, mit großen, blauen Augen voll schmachtender Sanftmuth, rosigem, kleinem, mit Perlenzähnen geziertem Mund, mit zarten, schlanken, durchsichtigen Händchen, zwei Feen-Füßchen, und einer reizenden Gestalt von liebeathmenden Wellenlinien. —

Bei diesem Anblicke stieß der Baron einen Schrei der Bewunderung aus und vergaß Alles: die Schrecken des ver-

flossenen Tages, den gegenüber der Tafel aufgestellten Sarg, der allen Appetit und jede Freude zu untersagen schien; er sah nichts mehr, er hörte nichts mehr, als das junge Mädchen, das um den Tisch herum ging, ihren Vater auf die Stirne küßte und sagte:

„Guten Abend, mein lieber Vater — mein lieber schwarzer Jäger!"

Dann schritt sie von einem Bruder zu dem andern, jeden auf die Stirne küssend und mit seinen Namem begrüßend; vor dem Baron machte sie eine tiefe Verbeugung und setzte sich dann an die Seite ihres Vaters.

„Das ist Ihre Frau!" — sagte der „schwarze Jäger."

Der Baron glaubte in Mttten seiner höllischen Wirthe den Himmel sich öffnen zu sehen, aber dieses Entzücken wurde bald gedämpft durch eine frische, helle obwohl spöttische Stimme, die vom andern Ende des Saales herüber tönte.

Schnell erhob der Baron den Blick und sah das Bahrtuch, welches den Sarg bedeckt hatte, zurück geschlagen und die Verstorbene aufrecht darin sitzend!

„Baron von Rossac," sagte die Todte, „da Sie mich zur letzten Ruhestätte tragen sollen, so werden Sie sich auch nicht weigern mir heute Abend als Ritter zu dienen und mich zur Tafel zu führen; reichen Sie mir den Arm!"

Der Baron fühlte wie seine Haare sich sträubten und kalte Schweißtropfen seine Stirne netzten. Vergebens rief er seine Geistes-Gegenwart und Kaltblütigkeit zu Hilfe, er wäre unfehlbar zusammengesunken, wenn sein irrender Blick nicht den himmlischen, bezaubernden Augen des jungen Mädchens begegnet wäre, die sagen zu wollen schienen:

„Gehorchen Sie!“

Da schwand seine Angst, er stand auf, schritt entschlossen auf die Todte zu, die starr und ruhig aus ihrem Sarge stieg, und verbeugte sich mit einem Anstande vor ihr, der für die Gemächer von Versailles geschaffen war.

„Danke!“ sagte die Verstorbene, indem sie ihre eisige Hand in die des Barons legte, der bei dieser Berührung doch wieder zusammenzuckte.

IX.

Die Verstorbene stützte sich auf den bebenden Arm des Barons und schritt mit der Steifheit eines Automaten auf den leeren Platz zu, der wahrscheinlich für sie bestimmt war.

Sie setzte sich zur Rechten ihres Ritters und sagte:

„Zu Tische, Herr Baron: Ihr Appetit muß durch die Jagd sehr gereizt worden sein!“

„So ist es!“ stammelte Baron von Rossac.

Nun nahm der schwarze Jäger das Waidmesser zur Hand, das noch an seiner Seite hing und zerlegte mit großer Fertigkeit die vor ihm dampfende Hirschkeule. Dann legte er jedem ein Stück des Wildprets vor, nach deutscher Sitte bei dem Baron beginnend — nicht bei den Damen, wie es in Frankreich üblich ist.

Herr von Rossac war offenbar sehr ergriffen von Allem, was um ihm vorging, allein das Entsetzen erhielt nie so viel Macht über ihn, um ihm alle Kaltblütigkeit zu rauben.

Er bemerkte also diesen Verstoß gegen die Galanterie und suchte ihn gut zu machen, indem er seinen Teller seiner Nachbarin, der Verstorbenen, hinreichte.

„Dank!“ erwiederte diese mit Grabesstimme.

Sie setzte den Teller vor sich hin, ohne jedoch einen Bissen zu genießen.

Fünf Minuten später erhob sich einer der Söhne des schwarzen Jägers, — jener, der „Nordwind“ hieß und der älteste der Brüder war — von seinem Sitze, um den noch vollen Teller wegzunehmen und durch einen neuen, ebenfalls angefüllten zu ersetzen.

Baron von Rossac glaubte zu träumen, und wäre ihm nicht das strahlende Gesicht des jungen Mädchens, welches ihm mit aufrichtiger, wohlwollender Miene zulächelte, als Tröster erschienen, so würde er wohl bald die Besinnung verloren haben.

Die Mahlzeit trug ein leichenhaftes Gepräge, das vollkommen mit der Ausschmückung des Saales und seinen sonderbaren Wirthen im Einklange stand.

Der schwarze Jäger aß mit deutscher Eßlust — seine vier Söhne folgten seinem Beispiele; nur das junge Mädchen nippte kaum von den ihr vorgesetzten Weinen und Gerichten, wie ein zarter, koketter Vogel, der sich plötzlich mit gefräßigen Geiern in einem Käfige sieht und ihnen ein gutes Beispiel in feinen Manieren und Lebensart geben will, indem er nur hier und da ein paar Hanfkörner aufpickt.

Die verstorbene Schloßfrau aß gar nichts; aber immer wurden ihre Teller neu gefüllt und gewechselt.

Anfangs von Schrecken beherrscht, erlangte der Baron nach einer kleinen Weile seine ganze Kaltblütigkeit wieder und kam auf seinen ursprünglichen Gedanken zurück: daß er der Spielball einer gräßlichen Mystifikation sei, die er erst um jeden Preis dulden und ertragen müsse, um sie zu entlarven.

Er ergriff also — von dem sanften Blick des jungen Mädchens aufgemuntert — zuerst das Wort.

„Ihr seid ja ebenso schweigsam, mein edler Wirth,“ sagte er zu dem „schwarzen Jäger,“ „wie das Grab Eurer Schloßdame!“

„Findet Ihr?“ klang die Antwort in zornigem Tone, der dem Baron zu verstehen geben sollte, wie übel angebracht sein Scherz sei.

Gleichzeitig schoßen vier Blitze aus den Augen der vier Söhne des Hauses, und über die Stirne des jungen Mädchens flog der Schatten trüber Melancholie.

Der Baron sah ein, daß er einen Fehler begangen hatte, und schwieg.

Die Verstorbene aber, welche seit zehn Minuten stumm geblieben war, fand es für gut, diese Rolle aufzugeben und sagte zu ihrem Tischnachbar:

„Sind Sie nicht Witwer, Baron von Nossac?“

Bei dieser, plötzlich in höhnischem Tone gestellten Frage, erbebte der Baron und warf einen erschrockenen Blick auf die Verstorbene.

Unter ihrer Larve hervor tönte ein dumpfes, spöttisches

Gelächter, während ihre Augen, kalt und stier wie die einer Todten, einen Blick, der besser als Dolchstich bezeichnet wäre, auf Nossac schoßen.

Er begegnete diesem Blick und fragte voll Entsetzen, das wieder die Oberhand gewann:

„Wie konnten Sie erfahren —?“

„Die Todten wissen Alles.“

„Das ist wahr, aber —“

„Ich kenne Ihre Frau sogar.“

Nossac fuhr zusammen und würde sich — bleich und bebend — gewiß von seinem Platze erhoben haben, wenn die eisige Hand der Verstorbenen ihn nicht zurückgehalten hätte. —

„Bleiben Sie doch!“ sagte sie langsam. „Sie sind ungestüm wie ein echter Kavalier des französischen Hofes und vergessen, daß wir hier an der Grenze von Ungarn sind.“

Angstschweiß perlte auf der Stirne des Barons, der mit der verzweifelten Aufmerksamkeit des Verurtheilten auf die Stimme der Verstorbenen horchte, die er schon irgendwo gehört zu haben glaubte.

„Sie sind Witwer einer ziemlich schönen Frau, wie man in Paris sagt,“ fuhr die Todte fort, „und die Ihnen — wie man ebenfalls wissen will — ein hübsches Vermögen hinterlassen hat.“

Verblüfft starrte der Baron das Fantom an.

„Wundern Sie sich nicht, mich so gut unterrichtet zu sehen; mein Gemal hat Ihnen wohl schon gesagt, daß ich die Schwiegertochter des Satans bin, und der Satan weiß Alles — wie Sie denken können!“

Der Baron von Nossac öffnete den Mund, um zu sprechen, konnte aber kein Wort aus seiner gepreßten Kehle hervorbringen.

Da fuhr die Verstorbene fort:

„Die Baronin von Nossac, Ihre Frau, scheint ein sonderbares Testament gemacht zu haben. Sie hat Ihnen — so sagt man — die Verpflichtung auferlegt, vor dem Ablauf von zwei Jahren wieder zu heiraten, damit ihr Vermögen nicht an ihre Familie zurückfalle.“

Nun konnte der Baron das Gefühl der Furcht nicht mehr bemeistern und mit verstörtem Blick, mit angstverzerrten Zügen sagte er:

„Sind Sie die Baronin selbst, die mir mein erbärmliches Benehmen vorwirft und aus dem Grabe steigt, um mich zu verhöhnen?“

Die Verstorbene antwortete mit einem Hohngelächter.

„Mein lieber Baron,“ sagte sie, „ich fange an zu glauben, daß die Reue Ihre Sinne ein wenig in Verwirrung gebracht hat, wenn Sie in mir Ihre Frau sehen wollen —“

„Sie haben ihre Stimme.“

„Finden Sie?“

Und das eisige Hohngelächter der Verstorbenen tönte wieder durch den Leichensaal.

Wieder wollte der Baron sich erheben und fliehen, aber die Hand der Todten hielt ihn auf seinem Sitze zurück.

„Baron,“ sagte sie, „Sie sind toll! Ich vergebe Ihnen in Anbetracht des Ortes, wo wir uns befinden. Aber Eines

mögen Sie mir glauben: wäre ich Ihre Frau, wie Sie vermutheten, so hätte ich wohl meine Larve schon abgenommen, um Ihnen mein Gesicht zu zeigen. — Das Wiedererkennen wäre jedenfalls ein interessantes!"

Damit kam die Verstorbene der auf den Lippen des Barons schwebenden Aufforderung zuvor.

Dieser aber sagte:

„Nun, Madame, warum lüften Sie dieselbe nicht, um mich zu beruhigen?"

„Weil ich es nicht kann; ebenso wenig als mein Gemal oder meine Söhne."

„Und warum nicht?"

„Wenn Sie die düstern Worte der Legende vom „schwarzen Jäger" wohl überdacht haben, so müssen Sie wissen, daß der Anblick desselben Alles tödtet, was Mensch ist."

„Das weiß ich allerdings vom schwarzen Jäger und seinen Söhnen. Aber Sie —"

„Mein Gemal hat dasselbe verhängnißvolle Privilegium auch auf mich übertragen."

„Aber Ihre Tochter?"

„Nur meine Tochter ist von dieser tödtlichen Eigenschaft befreit. In Folge einer bizarren Laune ihres Onkels, der es so haben wollte. Hingegen würde sie augenblicklich des Todes sein, wenn wir uns vor ihr entlarven würden."

„Teufel," rief der Baron aus, der es endlich dahin gebracht hatte, seine Angst gänzlich zu besiegen und plötzlich von einem Anfall übertriebener ritterlicher Kühnheit ergriffen wurde. „Ich will klar sehen! Wenn das Fräulein —"

Er zeigte auf das jung Mädchen.

„Wenn das Fräulein die Güte haben will, sich für kurze Zeit zu entfernen, so will ich, Sie Alle — alle sechs mit abgenommenen Larven sehen, und wären Ihre Gesichter so entsetzlich, wie der Satan selbst.“

„Nehmen Sie sich in Acht, Baron,“ flüsterte die Verstorbene, deren höhnische Stimme plötzlich einen drohenden Ton angenommen hatte.

„Ich bin der Baron Rossac!“ erwiederte der Baron stolz.

Die schwarzen Jäger wechselten einen Blick, sprachen jedoch kein Wort.

„Nun gut,“ sagte die Verstorbene. „Bieten Sie meiner Tochter den Arm und führen Sie sie in das anstoßende Gemach. Dann können Sie allein zurückkehren — wenn Sie es wagen!“

Hätte der Baron von Rossac es auch vor zwei Sekunden noch nicht gewagt, so fühlte er jetzt den Muth dazu, wo er ermächtiget wurde, die Hand des blühenden Mädchens zu ergreifen, dessen Lächeln von so bezauberndem Einfluß auf ihn war.

Er stand also entschlossen auf, ging auf dasselbe zu und bot ihm den Arm.

Das junge Mädchen war mit einem Male bleich geworden, aber die Verstorbene sagte gebieterisch zu ihm:

„Geh'!“

Da erhob es sich ebenfalls und legte ihre blendend weiße Hand in die des Barons.

Diese Hand zitterte.

„Kommen Sie, ~~mein Fräulein,~~“ sagte Rossac, dessen

Stimme jetzt unter dem Einfluße einer seligen Empfindung bebte.

Und langsam, als wolle er den so kurzen Weg so sehr als möglich verlängern, schritt er auf die Thüre zu.

So verließen sie den Saal und traten in das anstoßende Gemach.

Hier blieb Nossac zögernd vor den Mädchen stehen.

„Kommen Sie, kommen Sie!“ flüsterte dieses ihn mit sich ziehend, „kommen Sie noch weiter!“

Sie durchschritten das zweite Gemach und im dritten erst blieben sie stehen.

Der Baron ließ das junge Mädchen auf das Sofa niedersetzen und blieb vor ihr stehen.

Da faltete die Maid mit flehender Geberde die Hände und flüsterte:

„Gehen Sie nicht!“

Ein feines Lächeln glitt über Nossac's Lippen.

„Ich werde gehen.“

„Sie haben den Tod davon!“

„Wissen Sie das gewiß?“

„Oh — ja!“

„Nun wohl, hören Sie mich!“

„Was wollen Sie?“ frug sie mit einem reizenden Blick flehender Koketterie.

„Hat man Ihnen gesagt, daß ich der Ihnen bestimmte Gemahl bin?“

„Ja.“

„Hat Sie dies betrübt?“

Das junge Mädchen zögerte.

„Nein," sagte sie endlich.

„Werden Sie mich lieben?"

Wieder dasselbe Zögern. Dann endlich lispelte sie: „Ich weiß es nicht."

„Nun, wenn Sie nicht wollen, daß ich der Gefahr, so schrecklich sie auch sei, unterliege, so sprechen Sie ein Wort!"

Sie sah ihn erstaunt an.

„Ein Wort, auf daß es mir zum Talisman diene, ein Wort das mich schützt und schirmt, wie ein geweihter Schild!" sagte er mit Feuer.

Wieder sah sie ihn an, doch anstatt mit Staunen, mit bittendem Ausdruck.

„Gehen Sie nicht!" wiederholte sie.

„Das wäre eine Feigheit!"

„Aber — Sie gehen dem Tod entgegen!"

„Vielleicht — wenn Sie mir dieses Wort verweigern! Gewiß nicht, wenn es von Ihren Lippen fließt —"

„Nun," erwiederte sie, seine Hand nehmend, „nun —" Sie hielt inne und erröthete.

„Nun?" frug er angsterfüllt.

„Nun," wiederholte sie, „Herr Baron von Nossac —" Wieder verstummte sie.

„Oh, sprechen Sie!" sagte der Baron mit flehendem Blick und eben solcher Geberde die Hände faltend.

„Ich liebe Sie!" flüsterte sie, daß Antlitz in ihre verschlungenen Hände verbergend.

„Oh — Dank!" rief der Baron aus.

Er umschlang ihren zarten Leib mit seinem Arm, drückte einen glühenden Kuß auf ihre erröthende Stirne und dann

schritt er, die Hand am Degengriff, den Kopf stolz zurück geworfen mit festem Schritt in deu Saal zurück, wo seine grausenhaften Tischgenossen seiner harrten.

Der „schwarze Jäger" und seine vier Söhne hatten die Larven abgelegt, ebenso die Verstorbene.

Kaum hatte jedoch der Baron einen Blick auf sie geworfen, so legte er die Hand an's Herz und taumelte an die Wand, so bleich wie diese. —

Seinen Augen zeigten sich sechs Todtenschädel auf lebenden Schultern, sechs verzerrte, grauenhaft grinsende Schädel, einer trug blondes Haar, die anderen schwarzes oder graues und einer, der der Verstorbenen saß auf einem weißen Schwanenhals von schönsten Linien, und über ihm rollte das seidenweichste, schönste Haar, das je eine Frauenstirne geziert hatte.

Das Grauenhafteste jedoch waren diese glühenden Augen, die aus diesen fleischlosen, wurmzernagten Knochen-Antlitzen hervorsahen; diese Augen, die bald drohend, bald voll unaussprechlichem Hohn auf den Baron blickten — der es gewagt hatte, sich einem solchen Schauspiele auszusetzen.

„Sie sind bleich, Baron, und Sie zittern!" begann die Todte mit ihren Skelettlippen.

Der Baron war wirklich bleich und zitterte, allein eine solche Herausforderung, aus was immer für einem Mund kommend, ist eine mächtige Aneiferung und der Baron erhob plötzlich den Kopf und erwiederte:

„Ich zittere und erbleiche so wenig, Madame, daß ich das Souper in Ihrer Gesellschaft beenden will."

Und mit stoischem Gleichmuthe schritt er auf die Tafel zu und setzte sich an denselben Platz, den er vorher an ihr eingenommen hatte.

X.

Die sechs Skelette blickten sich staunend und verwundernd an.

Der Muth des Barons ging beinahe bis zum Wahnsinn.

„Baron," sagte die Verstorbene, und ließ ein höllisches Lachen ertönen, „ich leiste Ihnen gerne Abbitte, Sie sind wirklich ein Ritter ohne Furcht!"

„Sie sind zu gütig, Madame," erwiederte Nossac, — „und das ermuthigt mich, eine kleine Bitte an Sie zu richten!"

„Nun — lassen Sie hören!"

„Nehmen Sie den Zipfel Ihrer Serviette —"

„Gut — und weiter?"

„Hier auf Ihrer Wange kriecht ein Wurm."

Ein Zornesblick schoß aus den Augen der fünf schwarzen Jäger.

Allein der Baron, stumm und kalt, und nun vollkommen Herr seiner selbst, rief mit einem Lachen aus, das eben so höhnisch klang, wie der Ton der Verstorbenen:

„Ihr wollt „Furcht machen“ und mit dem Erschrecklichen spielen, meine Herrn Teufel und Gespenster — nun, ich versuche es, wie Sie sehen, ein Gleiches zu thun.“

„Werden Sie trinken?“ frug der alte Jäger spöttisch. „Wagen Sie es, zu essen und zu trinken?“

„Wenn Sie mir etwas übrig lassen, gewiß; aber bei meiner Seele, Ihr Herren, so sehr todt Ihr auch sein mögt —“

„Sie irren sich, Herr Baron,“ sagte der schwarze Jäger, „ich und meine Söhne, wir sind lebendig.“

„Woher dann diese Todtenschädel?“

„Weil mein Papa Satan meine Mutter nach ihrem Tode geliebt hat.“

Der Baron fühlte einen leisen Schauder, faßte sich aber gleich wieder und sagte, ohne den höhnischen Ton fallen zu lassen:

„Das muß eine höchst interessante Geschichte sein!“

„Ich bin bereit, sie Ihnen zu erzählen.“

„Und ich — ebenso bereit, sie anzuhören. Vor Allem aber, mein lieber Wirth, bitte ich mir Wein einzuschenken. Bei der Art, wie Sie und Ihre Söhne ihm zusprechen, könnte es sich leicht ereignen, daß die Flaschen plötzlich leer sind.“ —

„Trinken Sie, Baron. Und sollten die Flaschen auch zur Neige gehen.“

„So haben Sie andern?“

„Gewiß.“

„Dann wollen wir diese schnell leeren; denn ich bin neugierig, Ihre Diener zu erblicken. Bis jetzt —“

„Haben Sie nur Vermuthungen über diesen Punkt!“

„So ist es.“

„Ich nehme meine Diener von Papa Satan zu leihen.“

„Schön — Und die Geschichte?“

Der schwarze Jäger begann:

„Ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich unter der Regierung Karl des Großen geboren bin. Meine Mutter lebte zu jener Zeit. Meine Mutter war ein Fräulein von edler Familie und hohem Geiste. In jenem Zeitalter der Unwissenheit, in dem sie lebte, wo man stolz darauf war, weder lesen noch schreiben zu können, sprach und schrieb meine Mutter mehrere Spra chen, unter Anderen auch Hebräisch und Syrisch.

„Noch mehr — meine Mutter war in Bezug auf verschiedene christliche Lehrsätze ein wenig ungläubig; sie zweifelte zum Beispiel entschieden an dem Vorhandensein einer Hölle und folglich auch an die Existenz eines Teufels. Vergebens predigte ihr Seelsorger ihr Früh und Abend von den Qualen der Verdammten im Fegefeuer, wo mein Vater den Vorsitz führt; vergebens sagte ihre Mutter — eine sehr fromme Frau, zu ihr: „Meine Tochter, Dein Unglaube an die Hölle wird Dich in ewige Verdammniß stürzen!“ Meine Mutter zuckte mit den Achseln.

„Mein Vater Satan hörte ihre gottlosen Worte und lächelte; aber meine Mutter war so schön, daß manchmal sich ihm der Wunsch aufdrängte, ein einfacher Sterblicher zu sein, um sie heiraten zu können.

„Da sagte er sich eines Tages, daß es ihm ja ein Leichtes wäre, diesen Wunsch zu erfüllen, indem er —

wie es in seiner Macht stand — menschliche Gestallt annähme.

„Er wohnte sich also in den Körper eines hübschen Kavaliers ein, der in einer Schlacht gegen die Saracenen getödtet worden war, und stellte sich dem Fräulein vor, nachdem er seinen Stallmeister „Verführung“ mit reichen und seltenen Geschenken voraus geschickt hatte.

„Allein das Fräulein war zwar eine Ungläubige aber — tugendhaft und mein Vater vermochte nichts über dasselbe. Es blieb trotz Allem Jungfrau.

„Zum Glück,“ dachte mein Vater, „kommt die Kleine in Verdammniß, und sterben muß sie ja eines Tages gewiß.“

„Die Voraussage meines Vaters ging in Erfüllung.

„Eines Tages, auf dem Wege zu einem von Carl dem Großen veranstalteten Turnier, den sie auf einen hohen weißen Zelter zurück legte, kam sie an einem alten, verfallenen, im Windstoß schon erbebenden Thurm vorüber. —

„Auf dem Fuße dieses wankenden Thurmes, neben einem Storchenneſt, saß träumend ein deutscher Poet.

„Als dieser, der ein wenig neugierig war, meine Mutter herannahen sah, unterbrach er die lateinischen Daktylen, mit deren Komposition er eben beschäftigt war, und beugte sich vor.

„Der verwitterte Stein, auf dem er stand, löste sich los und schleuderte ihn in die Tiefe.

„Der Zufall wollte, daß er zwei Schritte vor meiner Mutter niederfiel und sich den Hirnschädel zerschmetterte, sie starb beinahe augenblicklich vor Schreck.

„Die Seele meiner Mutter flog geradewegs in die Hölle,

die sie stets verleugnet hatte, und auf der Schwelle, sie erwartend, stand Satan selbst, mein Vater, bot ihr mit ausgesuchter Höflichkeit die Hand und führte sie zu dem ewig lodernden Feuer, vor dem sie Jahrhunderte lang langsam schmoren sollte.

„Meine todte Mutter war bei ihren Lebzeiten ein kleines Dämchen, daß sich vieler Wohlgerüche und Schönheits-Wasser bediente, die damals von wandernden Arabern über den ganzen Erdball geschleppt wurden; sie machte also ein saures Gesicht an unserem häuslichen Herde wo es zu jeder Jahreszeit heiß ist.

„Bitter bereute sie jetzt ihre Ungläubigkeit — aber ach! — es war zu spät!

„Mein Vater wurde von Mitleid ergriffen und sagte zu ihr:

„Mein edles Fräulein, wenn Sie mich acht auf einander folgende Tage lieben wollen, so will ich Sie Gott zurückgeben, von dem ich Sie bekommen habe; er wird Sie in sein Paradies einsetzen, wo die Lüfte milder wehen und das Feuer weniger heiß ist!“

„Sie lieben!“ sagte meine Mutter geringschätzend, „welche Idee!“

„Und mit stoischer Ergebung setzte sie sich wieder an den Kamin meines Vaters.

„Acht Tage lang hatte sie den Muth so zu braten, am neunten aber hielt sie es nicht mehr aus.“

„Ich willige ein!“ sagte sie.

„Mein Vater, den die glühende Atmosphäre, in der er sich stets aufhält, sehr empfindlich gegen die Kälte gemacht

hat, hüllte sich in seinen weiten Mantel und stieg zur Erde empor.

„Von den Mondstrahlen geleitet, ging er schnell nach dem Kirchhofe, wo meine Mutter beerdigt lag, wühlte mit seinem Pferdefuß die Erde auf, bis er den Sarg bloß gelegt hatte, öffnete diesen, nahm den Körper meiner Mutter heraus und verlieh ihm ihre Seele, die er unter seinem Mantel mit hieher gebracht hatte.

„Sobald Seele und Körper wieder vereinigt waren, erhob meine Mutter sich und hüllte Gesicht und Schultern in die Falten ihres Leichentuches."

„Vorwärts!" sagte mein Vater.

„Wohin?" frug sie.

„In Ihr Schloß."

„Langsam schritt die Todte nun nach der Stadt Aachen, wo ihr Vater, ein reicher Edelmann, ein prachtvolles Schloß besaß.

„Vor Kälte schnappernd kam sie mit meinem Vater vor dem Thore dieses Schlosses an.

„Das Thor sprang vor ihr auf, sie trat hinein, ging die Treppe hinauf in ihr Zimmer — das seit ihrem Tode unbewohnt geblieben war und schob den Riegel vor, sobald mein Vater ebenfalls eingetreten war.

„Nun rieb dieser seinen krummen Nagel gegen eines seiner Hörner, aus dem er auf diese Weise feine Funken zog, die eine auf dem Tische stehende Wachskerze anzündeten.

„Dann, beim Scheine dieses Lichtes, betrachtete er

meine Mutter; kaum aber hatte er einen Blick auf sie geworfen, so stieß er einen Schrei des Entsetzens aus.

„In den acht Tagen, seit die Seele ihrem Körper entflohen war, hatten die Würmer Zeit gehabt ihr Gesicht abzunagen.

„Allein mein Vater hielt stets, was er gesagt hatte; er hatte sein Wort gegeben — er hat es auch gehalten, und neun Monate später erblickte ich das Licht der Welt.

„Aber ich glich meiner Mutter und trage nun diese Larve, um nicht so abschreckend auszusehen.

„Meine Mutter hatte ihr Grab verlassen, um mich an's Licht der Welt zu befördern. Mein Großvater fand mich eines Tages auf dem Bette seiner Tochter und — ohne eigentlich zu wissen, woher ich stamme, ließ er mich auf jeden Fall hin taufen.

„Der Priester, der diese Handlung an mir vollzog, starb aus Entsetzen bei meinem Anblick.

„Jedoch — ich war Christ. Unglücklicherweise aber gerieth ich bald darauf in die Hände meines Vaters und hatte mit der heiligen Taufe nichts gewonnen, als gegen das Schlagen des Kreuzes gewappnet zu sein!

„In allem Uebrigen bin und bleibe ich der Sohn des Teufels!"

Der Baron hatte diese merkwürdige Geschichte mit vieler Ruhe angehört und als der schwarze Jäger geendet hatte, rief er aus:

„Ihre Geschichten sind eben so bewundernswerth, wie die Güte Ihrer Weine! — Geben Sie mir zu trinken!"

„Hier!" sagte der Jäger. „Und jetzt wollen wir, wenn

Sie nur die mindeste Lust dazu verspüren, ein kleines Tänzchen machen.“

Herrn von Nossac's Kopf fing an zu glühen.

„Ich bin dabei!“ erwiederte er.

Er stand von der Tafel auf, trat zu der Verstorbenen hin und forderte sie zum Tanze auf, was sie auch annahm.

Zwei Söhne des schwarzen Jägers ergriffen mit ihren sehnigen Armen den schwerbeladenen Tisch und stellten ihn bei Seite.

Im selben Augenblicke wurden die Töne eines unsichtbaren Orchesters hörbar, welche erst sanft, dann stärker und endlich so lärmend erklangen, daß die Wände laut widerhallten.

Der Baron, in dessen Kopf sich Alles zu drehen anfing, fühlte sich bei diesen höllischen Walzer-Klängen, die gewiß von keinem Menschengeist komponirt worden waren, von der Todten fortgerißen.

Gleichzeitig umschlangen sich die vier Söhne des schwarzen Jägers je zu zweien, während ihr Vater sich auf den Sarg der Verstorbenen setzte und dem höllischen Rundtanz zusah.

Wie lange er gedauert hatte, das wußte der Baron sicher nicht, als er sich athemlos, keuchend, ermattet, mit wirrem Kopfc und mit halbgeschlossenen Augen auf einen Stuhl warf.

Die Verstorbene verbeugte sich mit würdevollem Anstande vor ihm, nahm ihre Larve wieder vor, stieg in ihren

Sarg zurück, streckte sich hin und verfiel in ihre frühere Regungslosigkeit.

Auch die fünf schwarzen Jäger verlarvten sich wieder und der Vater sagte zum Baron:

„Es ist spät mein junger Gast, Sie bedürfen der Ruhe. Ihr Zimmer ist bereit.“

So sprechend schlug er an eine Glocke.

Sogleich erschien das junge Mädchen, welches einen so großen Eindruck auf den Baron von Rossac gemacht hatte; es lächelte, nahm seine Hand und sagte:

„Kommen Sie!“

Der Anblick des Mädchens gab dem Baron die halb von der Trunkenheit geraubte Geistesgegenwart wieder.

Er fand Kraft seine Wirthe zu grüßen und dem schönen Mädchen zu folgen, dessen Hand die seinige leise drückte.

Von ihr wurde er durch die Säle geführt, die er schon durchschritten hatte, dann über eine breite Treppe in das obere Stockwerk.

Hier öffnete seine Führerin eine Thüre und ließ ihn in ein Zimmer treten, welches, den unten gelegenen gleich, schwarz tapezirt, jedoch mit aller erdenklichen Bequemlichkeit eingerichtet war.

„Schlafen Sie wohl!“ sagte sie, auf das Bett hinweisend.

Und ihr Lächeln war mild, naiv, beinahe engelhaft.

Der Baron schüttelte nun, dieser strahlenden Mädchengestalt gegenüber, die Betäubung ab, die sich seiner Glieder und seiner Sinne bemächtiget hatte, drückte seine Lippen auf

ihre schmale Hand, beugte ein Knie vor ihr und sprach flehentlich:

„Oh, sagen Sie mir, daß all das ein Traum ist — ein grauenhafter Traum! Daß es nicht möglich ist, daß Sie — so schön, so rein, so naiv — demselben Geschlechte dieser Teufels-Familie angehören, die ich eben verlassen habe! Sagen Sie mir, daß all das ein furchtbarer Alp ist — daß ich wachend träume — daß —“

„Still'!“ sagte sie, ihre zarten rosigen Finger auf seine Lippen legend, „still'!“

„Oh nein, lassen Sie mich sprechen — lassen Sie mich Sie fragen — es ist unmöglich, daß Sie — so schön —“

Das junge Mädchen schien zu zögern, zu beben, sich zu verwirren, dann mit Ueberwindung — näherte sie ihre Lippen dem Ohre des Barons und flüsterte:

„Ich beschwöre vielleicht den Tod auf mein Haupt — aber ich liebe Sie — ich werde Ihnen späterhin Alles sagen!“

„Oh, sprechen Sie jetzt! Ich bin hier, Sie zu vertheidigen!“ rief der Baron aus.

„Wohlan,“ sagte sie bebend, „Sie haben bisher Löwenmuth gezeigt. Bewähren Sie sich auch fernerhin so! — Legen Sie Ihren Degen unter Ihr Kopfkissen und halten Sie sich wach! — Sie sind das Spielzeug einer entsetzlichen Komödie!“

Und als fürchte das schüchterne Mädchen, zu viel gesprochen zu haben, floh es fort, die Thüre hinter sich schließend.

Der Baron wollte dem holden Wesen nacheilen, aber eine unbesiegbare Macht, die Erstarrung der Trunkenheit, heftete seine Füße schwer an den Boden, und wieder drehte sich Alles wirbelnd um ihn herum.

Er fand nur noch Zeit seinen Degen zum Bette zu legen und sich auf das Lager zu werfen.

Ein bleiern schwerer Schlaf, eine Lethargie ohne Gleichen, bemächtigten sich nun seiner.

Da flog die von dem jungen Mädchen geschlossene Thüre dröhnend auf, eine weiße Gestalt trat in das Zimmer und mit dem langsam gemessenen Schritte der Gespenster auf das Bett zu.

XI.

Bei diesem Geräusch fuhr der Baron von Nossac aus dem Schlafe empor, schlug die Augen auf und wollte sich erheben.

Allein sein Erwachen war mehr ein geistiges als ein physisches, und so sehr er sich bemühte ein Glied zu regen, konnte er es doch nicht.

Da sah er diese stumme, starre Gestalt durch das Dunkel auf ihn zuschreiten, ohne daß er einen Schrei ausstoßen konnte.

Endlich stand die weiße Gestalt dicht bei ihm und legte etwas Kaltes auf seine Stirne.

Dieses Etwas war eine Hand.

Dann setzte sie sich auf das Bett und beugte sich über den Baron.

Dieser war in einer furchtbaren Lage; er sah diese sonderbare Erscheinung, über deren Wesenheit oder Geschlecht er sich nicht Rechenschaft geben konnte.

Er sah sie, wie sie sich zu ihm hernieder beugte, er fühlte ihren Athem, welcher eben so eisig war, wie ihre Hand; ein kalter Schauer überlief ihn, seine Haare sträubten sich — und dennoch konnte er weder schreien, noch sich zur Wehre setzen, noch um Gnade oder um Rechenschaft bitten.

Das Gespenst — denn ein solches war es offenbar — streckte sich ganz neben ihn hin und legte dann seine Lippen auf Nossac's entblößten Hals, und im selben Augenblicke fühlte er einen leichten, wenig schmerzhaften Stich, der seinen Schreck noch vermehrte.

Er hatte es mit einem jener in Böhmen und Ungarn so bekannten Ungeheuer zu thun, die man Vampire nennt und über die ein Mönch, der Pater Dom Calmet, vor einigen Jahren ein sehr schönes Buch schrieb, in dem er klar wie der Tag bewies, daß nichts natürlicher sei, als das Vampirthum.

Es wäre schwer, das Entsetzen des Barons während der Dauer des Blutsaugens, zu schildern.

Erstarrt bis in's Herzblut, hatte er doch den vollen Gebrauch der Sinne des Gefühles, Gehöres und Gesichtes.

Er sah und hörte den Vampir, der hie und da einmal tief Athem schöpfte; er fühlte, wie er sich an ihn schmiegte und mit lüsterner Gier sein Blut saugte.

Aber sonderbar! Trotz des Schreckes und der Angst fühlte er eine Art unbeschreiblicher Wollust, ein eigenthümliches Wohlbehagen bei dieser räthselhaften Berührung.

Je länger der Vampir trank, um so mehr verlor sich das Gefühl des Schmerzes, bis es endlich gänzlich vor dem des Wohlbehagens wich; sein Kopf sank schwer auf die Kissen zurück und eine scheinbar unerklärbare Erschöpfung — in Wirklichkeit aber die ganz natürliche Folge des Blutverlustes — bemächtigte sich seiner.

Nach ungefähr zwanzig Minuten hielt der Vampir inne.

„Sie haben frisches, rosiges Blut, Baron," flüsterte er.

Wären dem Baron nicht alle Glieder gelähmt gewesen, so wäre er jetzt gewiß in die Höhe gefahren.

Diese Stimme — es war dieselbe, die ihn schon einmal in so große Aufregung versetzt hatte — die der verstorbenen Schloßfrau, mit der er getanzt hatte.

Ein Zittern des Barons allein verrieth dem Gespenst was seine lahme Zunge nicht aussprechen konnte.

„Ah," flüsterte es, „Sie erkennen mich, Baron? — Ich bin Ihre Tänzerin, und gebe Ihnen in diesem Augenblicke einen großen Beweis meiner Liebe."

Wieder schauerte der Baron und machte eine gewaltige, aber vergebliche Bemühung, zu sprechen oder sich zu wehren.

„Ich glaube nicht mehr nöthig zu haben, Ihnen durch eine Lüge zu erklären, warum zehn Jahre nach meinem Tode mein Fleisch noch so fest, mein Arm so rund, mein Nacken

so weiß und doch so rosig ist," fuhr das Gespenst fort. — „Sie sehen — ich bin ein Vampir.

„Sie haben köstliches Blut, Baron; ich schwöre Ihnen, es zu schonen, mit ihm zu sparen, damit es länger anhält. Ich lasse Sie noch einen ganzen Monat leben!"

Baron von Rossac konnte weder schreien, noch sich regen; allein der moralische Schmerz, den diese Worte ihm verursachten, war so groß, daß kalte Schweißtropfen von seinen Haarspitzen über seine Stirne rannen.

„Und jetzt," sprach der Vampir weiter, „schlafe und ruhe, um wieder zu gewinnen, was ich an Kräften Dir geraubt habe."

So sprechend goß die Verstorbene den Inhalt eines winzigen Fläschchens auf Rossac's Hals.

Diese Flüssigkeit war warm und klebrig und es schien dem Baron, als dringe sie ihm wirklich bis in die Adern und ersetze, was ihnen durch die von dem Vampir zugefügte Wunde geraubt worden war, indem sie zu gleicher Zeit ein unbeschreibliches Wohlbehagen hervorrief.

Nun erhob der Vampir sich und sagte:

„Leben Sie wohl! — Auf morgen!"

Und mit demselben langsam gemessenen Schritte, mit dem es gekommen war, entfernte sich das Gespenst wieder, die Thüre hinter sich schließend.

Beinahe im selben Augenblicke schlossen sich die Augen des Barons, die er die ganze Zeit über offen gehalten hatte, wieder unter dem bleiernen Druck ihrer Lieder, allein jede peinliche Empfindung war nun verschwunden, und er schlief friedlich und sanft ein.

— — — — — — — — — — — —

Baron von Rossac hatte mehrere Stunden ununterbrochen geschlafen; als er erwachte, fielen die Strahlen der aufgehenden Sonne bis in die Mitte seines Zimmers, träge über die Bettvorhänge hinschleichend und sich an den düsteren Wänden des Gemaches brechend.

Baron von Rossac fühlte sich schwach und gebrochen; aber die Lähmung war verschwunden, und das genügte, ihm seine Besonnenheit wieder zu geben und ihn zu jeder Anstrengung fähig zu machen.

Ein Sonnenstrahl!

Zwei Tage lang hatte er keinen gesehen, und in diesen zwei Tagen hatte er so Geheimnißvolles erlebt, waren so unerhörte, grauenhafte Dinge vor seinen Augen und Ohren vorgegangen, daß er darnach lechzte, sich an dem Anblick all' dessen zu erquicken, was Schönes, Herrliches, Reines in der Natur liegt — um nicht von Zweifel erfaßt zu werden an seiner Existenz und an seinem Verstande.

Er stand also schnell auf, lief zu einem der Fenster, stieß es hastig auf und steckte den Kopf hinaus.

Vor seinen Blicken entrollte sich die reizendste Landschaft, die der Pinsel des Allmächtigen geschaffen hatte.

Unter den Mauern des Schlosses dehnte eine herrliche, mit Baumgruppen bestreute Wiese sich wohl eine Meile weit hin. Durch diese Wiese fließt ein Bach; an ihrem Saume beginnt ein Wald von dichten, buschigen Birken und Tannen, die ihren grünen Blätter-Baldachin anmuthig im Hauche der Morgenluft wehen lassen und nichts satanisches oder grauenerregendes an sich haben.

In Mitte der Wiese erhebt sich ein kleines Dorf, das so sauber und zierlich dastand, daß man es von der Ferne für eins jener aus Pappe und Holz gefertigten Dörfer halten konnte, die zum Entzücken der Kinder in kleinen Schachteln aus Nürnberg kommen, um ihren Weihnachtstisch zu zieren; ein Dorf mit einem blühenden Gefolge von Gärten, duftenden Sträuchern und saftigen Gebüschen; in den daran grenzenden Feldern die Bewohner dieses Dorfes — Hirten und Ackersleute — den verschiedensten ländlichen Arbeiten nachgehend.

Staunend, verdutzt starrte Rossac auf diese idyllische Landschaft.

Der schroffe, kahle, öde, über einen tosenden Strom vorspringende Fels, dieser Strom selbst — Alles war wie fortgezaubert.

Der Baron hatte geglaubt, in einer wilden Gegend zu erwachen, die nicht weniger satanisch beschaffen war, als das Schloß und dessen Bewohner selbst, und nun fand er sich im Gegentheile einem Watteau'schen Gemälde gegenüber, voll geputzter Schäferinnen, fröhliche Lieder summender Bauern, mit geschniegelten Hütten und einem Schlosse, das trotz seines strengen, mittelalterlichen Styles jetzt, im hellen Sonnenschein, ganz einnehmend aussah.

Es trug den ruhigen, friedlichen Charakter des Schlosses eines heimgekehrten Kreuz-Ritters, der nachsichtig und milde gegen seine Vasallen geworden ist, weil er selbst in die Sklaverei bei den Mauren gefallen und so zehn Jahre verlebt hatte, die ihm viel zu lernen gaben.

All' das war so überraschend für einen Menschen, der

achtundvierzig Stunden lang das Tageslicht nicht gesehen hatte, und in Gesellschaft mit dem Sohne des Teufels und einer Verstorbenen gewesen war, die mit ihm sprach und tanzte; für einen Menschen, der mit einem Vampir bekannt worden war — daß unser Held, nachdem er die frische Morgenluft eingesogen und sein noch betäubtes Haupt im hellen Sonnenschein gebadet hatte, sich ernsthaft frug, ob er nicht bloß einen schrecklichen Traum geträumt.

Aber sein Verstand wies diese Vermuthungen gleich wieder zurück.

Wie wäre er von dem Gasthofe, in dem er vorgestern nach dem Abschiede von König Stanislaus eingeschlafen war — hierher gekommen?

Zum ersten Male seit jener Zeit war der Baron jetzt allein, sich selbst überlassen und bei ruhiger Ueberlegung. Er sann und grübelte also, versuchte die verschiedenen Erlebnisse und Empfindungen, die er durchmachen mußte, zu analysiren oder zu erklären.

Herr von Nossac gehörte dem ungläubigsten, philosophischsten aller Zeitalter an; er kam frisch von den Orgien der Regentschaft, und war noch vor zwei Tagen selbst so ungläubig, wie der eingefleischteste Materialist; jedoch nach dem, was er gesehen und erlebt hatte, wurde der Zweifel zur Unmöglichkeit.

Wenn er sich auch sagte, daß allen diesen geheimnißvollen Dingen eine Mystifikation zu Grunde liege, so konnte er doch nicht leugnen, daß bei dem gestrigen Spuk sich übernatürliche Mächte in's Mittel gelegt haben mußten.

Dennoch hatte das junge Mädchen gesagt:

„Sie sind der Spielball einer entsetzlichen Komödie!"

Aber diese Todtenschädel — auf denen ekelhafte Würmer herumkrochen?

Dieser aus seinem Sarge steigende Leichnam?

Dieser Vampir?

Baron von Rossac eilte zum Spiegel und betrachtete seinen Hals.

Dieser Hals trug einige Blutflecken, und in seiner Mitte, auf jener kleinen Erhöhung, die man gemeinhin den Adamsapfel nennt, zeigte sich ein kleiner, ganz unbedeutender Riß.

Er hatte also **doch** nicht geträumt!

„Gewiß," dachte er, „es ereignen sich so außergewöhnliche Dinge mit mir, daß man, wie ich, mit dem verstorbenen Regenten Chemie getrieben und sechs Jahre seines Lebens am Hofe von Versailles zugebracht haben muß, um nicht wahnsinnig zu werden."

Ein anderer Gedanke — ein entsetzlicher, verzweiflungsvoller Gedanke stieg ihm auf, als er das Wort „wahnsinnig" aussprach.

„Wenn ich es wäre?" rief er aus.

Er trat wieder an das Fenster, sah wieder in die Ferne — gab sich genaue Rechenschaft über das, was er sah und über die Ideenverbindungen, die dieser Anblick in ihm hervorrief, und überzeugte sich so, daß er seiner Verstandeskräfte vollkommen Herr sei.

„Nein — ich bin nicht wahnsinnig!" war das Resultat dieser Probe.

Noch einige Minuten sann er nach, dann sagte er halblaut:

„Dieser oder keiner ist der Augenblick, wo nur der Teufel allein mich aus der Verlegenheit ziehen kann.“

Da erscholl ein helles, klares, naives Lachen unter dem Fenster, ein Lachen, wie es aus den Lippen eines jungen, unschuldigen Mädchens kömmt und vergebens von den „naiven Liebhaberinnen“ unserer Theater studirt wird.

Der Baron richtete seinen Blick auf den Rasenplatz, der das Schloß umsäumte und erkannte, Arm in Arm mit einander spazieren gehend, einen der Söhne des schwarzen Jägers und das junge Mädchen, welches ihm als Führerin gedient hatte.

Beide trugen die Kleidung, die sie auch gestern getragen hatten. Aber der Jäger hatte keine Larve, und wieder glaubte der Baron zu träumen, als er sah, daß der junge Mann, anstatt eines von Würmern zernagten Skelett-Angesichtes, ein rosiges, frisches Antlitz hatte, mit großen blauen Augen und einem gutmüthigen, strahlenden Lächeln, das nichts weniger als teuflisch war.

Was das junge Mädchen betrifft, so war es zwar so gekleidet, wie Tags zuvor, erschien dem Baron aber noch viel schöner.

Rossac, der von den jungen Leuten nicht bemerkt wurde, beugte sich so weit als möglich beim Fenster hinaus, um vielleicht ihr Gespräch — das ein heiteres zu sein schien — oder doch einzelne Worte desselben erhaschen zu können.

Sie sprachen nicht in jenem Kauderwälsch der schwarzen Jäger, sondern ein ehrliches Deutsch, wie es in Berlin, Heidel-

berg, Stuttgart oder Hannover gesprochen wird, sehr schön und korrekt.

Der junge Jäger — entweder „Winter-Wind“ oder „Nacht-Wind“ — wurde nun von seiner Schwester Wilhelm genannt, die er mit „Röschen“ ansprach.

Des Barons Verwunderung erreichte den höchsten Grad, als die Thüre plötzlich geöffnet ward und der schwarze Jäger mit seinen drei anderen Söhnen hereintrat. Alle vier waren ohne Larve, ihr Blick heiter, ihre Gesichter so frisch und so menschlich, als nur möglich.

Die Skelettschädel waren verschwunden.

XII.

Ja — die schwarzen Jäger hatten jeder ein Menschengesicht und zwar ein ganz angenehmes.

Der erste, welcher der Vater der Uebrigen war, oder diesen doch vorstellte — war ein Mann von ungefähr acht und fünfzig Jahren, noch rüstig und kräftig — wie man schon nach seinem gestrigen Tagewerk beurtheilen konnte; — seine Haare waren noch schwarz, nur hie und da schimmerte ein Silberfaden hervor, sein Bart war üppig, das Auge feurig, die Lippen roth und aufgeworfen, die Nase gebogen, die Zähne weiß.

Der zweite, derjenige, der am vorhergegangenen Abend Nordwind genannt wurde, und aus dessen Larve ein grauer Bart hervorgeragt hatte, der zweite also war kaum dreißig Jahre alt, sein Haar war glänzend und pechschwarz — sein Gesicht glatt rasirt. Wo war nun der graue Bart?

Der dritte: Südwind, sah seinem Bruder sehr ähnlich, schien jedoch drei oder vier Jahre älter zu sein, und sein Bart war über Nacht blond geworden.

Der vierte endlich: Nachtwind, war der reizendste Jüngling, der je auf den Universitätsbänken von Oxford oder Heidelberg, von Bonn oder Salamanka gesessen hatte, mit seinem orangefarbenen, mit rother Schnur besetztem Beinkleid. Seine Augen waren blau, sein Haar aschblond, der Schnurbart zierlich in die Höhe gedreht und nur schwach von den weichen, rosigen, mädchenhaften Wangen abstehend; der Mund hatte einen träumerischen, aber lächelnden und dennoch schmerzvollen Zug; aus ihm konnte das Flehen der Liebe, die melancholische Serenade eines unter dem Fenster girrenden Pagen, die bilderreiche Sprache des poetischen, unglücklichen Geliebten ebenso zum Herzen sprechend fließen, wie ihm gelegentlich frohe Studentenlieder, muntere Trinksprüche und Spottlieder entquollen.

„Nun, lieber Baron," sagte der Vater der schwarzen Jäger, „wie haben Sie unter meinem Dache geschlafen?"

„Vortrefflich!" erwiederte Baron Nossac. „Die Nacht war so satanisch, wie man sie im Hause des Sohnes des Teufels nur wünschen kann. Ein Vampir hat mir das Blut ausgesaugt."

Der schwarze Jäger schlug ein helles Gelächter an; es

klang so freimüthig, so naiv, wie das des unschädlichsten, gutmüthigsten Menschen.

„Mein lieber Baron,“ sagte er, „Sie sind der muthigste Mann, den ich kenne, der unerschrockendste, vollkommenste Edelmann im Dienste des Königs von Frankreich.“

„Finden Sie?“ frug Baron von Rossac kalt.

„Ja, so daß ich es überflüssig finde, Sie neuen Proben zu unterwerfen. Sie sind über alle Furcht erhaben, mein lieber Baron. Erlauben Sie mir, bevor ich Ihnen die Wunder erkläre, die sich unter Ihren Augen ereigneten, Ihnen vor Allem die Versicherung zu geben, daß weder ich, noch meine Söhne etwas mit dem Teufel gemein haben. — Ich bin der Graf von Holdengrasburg, und dies sind meine Söhne Hermann, Konrad und Samuel. Wilhelm ist mit Röschen in den Feldern — ich werde sie Ihnen später vorstellen.“

Graf Holdengrasburg beugte sich gleichzeitig zum Fenster hinaus und rief:

„Wilhelm! Röschen!“

Dann wandte er sich mit seinem offenen, gutmüthigen Lächeln wieder zum Baron.

Dieser aber war bleich, und sein Blick war kalt und durchbohrend wie eine Dolchspitze geworden.

Die Hand in die Seite gestemmt, den Kopf hochmüthig zurückgeworfen, sah er den Grafen von Holdengrasburg kalt an.

„Mein Herr,“ sagte er endlich, „Sie sind Edelmänner — Sie und Ihre Söhne — so viel ich sehe; ich hoffe, daß sowohl Sie als Ihre Söhne einsehen werden, was

Trauriges und Ernstes in der Mystifikation eines Edelmannes liegt — ich bin ein solcher.

„Ich verstehe Sie, Herr Baron," entgegnete der Graf mit kalter Würde, „weder ich noch meine Söhne werden uns zurückziehen, wenn Sie sich beleidigt fühlen. Wollen Sie mir jetzt zehn Minuten Gehör schenken?"

„Wozu?"

„Um unser — anscheinend sonderbares Benehmen zu rechtfertigen."

„Ja — ich finde es sehr sonderbar!"

„Und um Ihnen zu beweisen, daß das, was Sie eine Mystifikation nennen, weit eher eine Nothwendigkeit war."

„Ah — ah!"

„Hören Sie mich!"

„Ich höre!"

„Ich bin nicht der schwarze Jäger, diese fantastische Persönlichkeit, deren Name in Böhmen so bekannt ist; allein die Tradition will wissen, daß ich in gerader Linie von ihm abstamme."

„Ich bin mit dieser Genealogie vollkommen einverstanden."

„Diese Abstammung ist in diesem Lande keine Anempfehlung. Meine Vorfahren, so arm, so erstarrt vor Kälte sie in ihrem verwitterten, im Winde ächzenden Schlosse auch waren, standen doch in sehr üblem Rufe in der Umgegend. Sie waren tugendhaft — aber man sagte der Sohn Satans spiele diese Rolle nur aus Heuchelei; sie waren milde gegen ihre Vasallen und Bauern und die Bosheit ging so weit, zu behaupten, sie verschonten ihre Vasallen aus reiner Trägheit

mit dem Frohndienst und der Fuchtel und behielten sich vor, es ihnen einst in der Hölle entgelten zu lassen.

„Es kostete meinen Vorfahren die unsäglichste Mühe, eine Ehehälfte zu finden!

„Ein Schloßherr gab ihnen nicht früher die Hand seiner Tochter, als bis er gänzlich zu Grunde gerichtet, bei Hof in Ungnade gefallen, in Elend und Verzweiflung gestürzt war und nicht hoffen konnte, die Ruinen seiner Hoffnungen, seines Vermögens und seines Kredites je auf andere Weise wieder aufbauen zu können, als durch diese höllische Verbindung —

„Glauben Sie aber ja nicht, daß meine Vorfahren Reichthümer besaßen; im Gegentheile, sie waren — wie ich Ihnen schon gesagt habe — arm. Aber so oft wieder ein Stein aus dem Mauerwerk ihres Schlosses fiel, so oft ein neuer Riß durch dasselbe klaffte, rief die Chronique Scandaleuse von Böhmen:

„„Was liegt ihnen daran! Wenn sie nur wollen, so baut ihr Vater, der Satan, ihnen ein neues Schloß auf, schöner und größer wie das und von purem Silber, gleich dem des schwarzen Jägers.““

„Unter unseren Schloßnachbarn waren einige, die unserem fabelhaften Ursprunge Glauben schenkten und uns fürchteten; die anderen — weniger gläubig — benutzten ohne alle Gewissensbisse den schweigenden Ostracismus, der über uns verhängt war, indem sie in unsere Grundstücke brachen und sich bald ein Stückchen Feld, bald ein Stückchen Wald aneigneten.

„So wurde unser Erbe immer kleiner und geringer, und wir hüteten uns wohl, Klage zu führen, denn Richter und König würden uns ungehört verurtheilt haben.

„Das währte einige Jahrhunderte so; man fürchtete uns und bestahl uns gleichzeitig.

„Es gab einen Bischof, der denjenigen Ablaß gewährte und Aussicht auf die ewige Seligkeit machte, welche die der Hölle angehörigen Felder vernichten und die Waldungen der Abtrünnigen ausrotten würden.

„Mein Vater war das letzte Opfer dieses Fanatismus und dieser Raubsucht. Er starb beinahe den Hungertod und Niemand wachte an seinem Lager als ich.

„Ich war damals ein noch ganz junger Mensch — vielleicht fünfzehn oder sechszehn Jahre alt — und das Schicksal trat mir schon sehr hart, beinahe unbarmherzig entgegen. Ich besiegte es.

„Ich nahm von der Seite des Todtenbettes meines Vaters einen alten Degen, der aus den Kreuzzügen stammte, und zog in die Welt hinaus. Ich wandte mich nach dem Orient, mein Brot auf der Heerstraße erbettelnd, aber mit einem Stolze in meinen Lumpen und einem Gesichte, das hübsch genug war, mich den Frauen bemerkbar zu machen, die mich vom Fenster aus durch die Straßen ziehen sahen. —

„Ich wanderte lange so, ich schlief viele Nächte unter dem freien Himmel und aß das schwarze Brot der Bauern und Holzhauer.

„Endlich kam ich nach Bulgarien.

„Hier verehrte man Mohamet und kannte weder den „schwarzen Jäger," noch sein Geschlecht oder seine Abstammung.

„Ich trat in die Dienste eines bulgarischen Fürsten, rückte in seiner Armee zum Offizier vor — endlich sogar zum General und wurde mit seiner besonderen Freundschaft beehrt.

„Ich heiratete eine bulgarische Fürstin, die mir vier Söhne und eine Tochter schenkte.

„Allein so sehr ich zum Orientalen geworden war, so liebte ich mein theures Vaterland doch über Alles und konnte mich nicht dahin bringen, es zu vergessen oder der Hoffnung zu entsagen: die Heimat einst wieder zu sehen und in ihr zu leben und zu sterben.

„Als zwei meiner Söhne fünfzehn Jahre alt waren, sandte ich sie auf die Universität nach Heidelberg. Und sobald die beiden andern — auch ein Zwillingspaar — dasselbe Alter erreicht hatten, sandte ich sie ihnen nach.

„Ich war alt geworden; der bulgarische Fürst, der mich mit Ehren und Würden überhäuft hatte, war gestorben und nichts fesselte mich an dessen Sohn, seinen Nachfolger; meine Frau hatte ich schon früher verloren.

„Da erinnerte ich mich dessen, was mein Vater und seine Vorfahren unter dem Vorwande unserer dunklen Geschichte zu leiden gehabt hatten; ich erinnerte mich an die Erbitterung seiner Feinde, trotz seiner Sanftmuth und Milde — und da beschloß ich, ihn an diesem Gezücht zu rächen.

„Ich hatte vier kräftige, tapfere Söhne, unermeßliche Reichthümer, ein großes Gefolge von bulgarischen Dienern, die der deutschen Sprache nicht mächtig waren und uns also in gar Nichts an die böhmischen Bauern verrathen konnten.

„Ich wollte wirklich der „Sohn des Teufels“ sein und den „schwarzen Jäger“ zur Wahrheit machen.

„Meine Söhne kamen von Heidelberg und ich eines Nachts von Bulgarien mit einem Heer von Sklaven und Dienern.

„Mein Schloß war ganz zusammengestürzt, nicht eine Mauer war übrig geblieben; allein in dem nahen Walde gibt es Höhlen und Schluchten im Uebermaße, die uns bei Tag zum Aufenthalte dienten und vor den Blicken der Bauern verbargen.

„Des Nachts arbeiteten wir an dem Wiederaufbau des Schlosses.

„Ein Holzhauer bemerkte eines Morgens, daß eine eingestürzte Mauer über Nacht wieder erstanden und ein abgetragener Thurm um einen Schuh höher geworden war.

„Er entfloh entsetzt und sagte: der Teufel habe sich daran gemacht, das Schloß seiner Kinder zu restauriren.

„Diese Neuigkeit verbreitete sich nun mit Blitzesschnelle. — Einige glaubten daran, Andere wieder zuckten mit den Achseln.

„Am folgenden Tage kam schon bei den ersten Sonnenstrahlen ein Zug Neugierieriger; die vier Thürme waren neu gedeckt.

„Da herrschte panischer Schreck in der Gegend.

„Zwei Tage später wurde ich in der Kleidung des berühmten „schwarzen Jägers“ von einem andern Holzbauern im Walde gesehen; ich trug eine schwarze Sammet-Larve vor dem Gesicht, um meinen Todtenschädel zu verbergen, und blies auf meinem Horn die grauenhafte Fanfare.

„Das Entsetzen nahm überhand.

„Ich veranstaltete eine große Hetzjagd, ähnlich der, die Sie gestern mitgemacht haben, aber die erste währte acht Tage lang.

„Durch acht Tage und Nächte durchjagten meine rothen Fackelträger und meine weißen Jäger den Wald und das Thal nach allen Richtungen, wie die höllischen Heerschaaren.

„Nach einem Monate war mein Schloß auferbaut; meine Nachbarn, die bisher täglich Einbrüche in meine Domänen gemacht hatten, gaben die Beute heraus und schoben ihre Grenzen zurück.

„Einer der kühneren Bauern, der mir eines Tages in den Weg getreten war, fiel vor Schreck todt zu Boden, als er mein Skelett-Gesicht sah.

„Für Alle, für das ganze abergläubische Böhmen war ich der „schwarze Jäger.“

„Des Nachts funkelten die Fackeln und Lichter in meinem Schlosse; des Tags war Alles stille, öde, drohend und düster, wie ein Gespenst, das beim Hexensabbbath zu viel getanzt hat, und am nächsten Tage mit steifen Gliedern dasteht und zu schwach ist, zum entfernten Kirchhofe zurück zu wandeln, um in sein Grab hinab zu steigen.

„Das währt nun gerade ein Jahr so.

„Ich habe das alte Besitzthum meiner Väter wieder erobert und jetzt wird Niemand mehr daran zu rühren wagen, dessen bin ich gewiß.“

Der schwarze Jäger oder vielmehr der Graf von Holdgrasburg hielt inne und sah den Baron an.

Der Baron von Nossac blickte noch immer kalt und hochmüthig auf ihn, sein Blick zürnte, seine Stirne drohte noch.

„Das ist sehr schön,“ sagte er, „es erklärt mir aber durchaus nicht die Mystifikation, zu deren Opfer Sie mich auserlesen haben. Ich warte auf diese Aufklärung, Herr Graf.“

„Sie ist sehr einfach, Herr Baron. Ich habe meine Spione beinahe überall und auf allen Straßen. Ich kannte Ihren Plan zur Befreiung des Königs Stanislaus, noch bevor er ausgeführt war; ich folgte Ihnen Schritt für Schritt; ich sah, wie Sie Ihren Plan mit unerhörter Kühnheit auch ausführten und wollte mich persönlich überzeugen, wie weit Ihr Muth und Ihre Unerschrockenheit reichen.“

„Und sind Sie zufrieden?“ frug der Baron mit stark hervorleuchtender Ironie.

„Außerordentlich! Es gereicht mir zum Vergnügen, Sie für den tapfersten Edelmann der Welt zu erklären.“

„Sie sind viel zu gütig. Allein, da Sie schon einmal im Zuge sind, so werden Sie mir wohl auch erklären, was denn diese ganze Komödie mit dem Sarge und der Verstorbenen, welche spricht und tanzt, zu bedeuten hat.“

Einer der Söhne — Herrmann — lachte laut auf und sagte:

„Die Verstorbene ist meine Geliebte, ein gutes, reizendes Mädchen, das ich von Heidelberg brachte und das gerne erbötig war, diese Rolle zu übernehmen.“

„Sonderbar!“ rief der Baron, „ich glaubte ihre Stimme zu erkennen —“

„Welcher Einfall!“

„Ihre Stimme gleicht der meiner verstorbenen Frau vollkommen.“

„Der Zufall ist oft sehr wunderlich, wie Sie wohl wissen werden.“

„Ich gebe das zu. — Aber diese Dame — ob verstorben oder nicht — war heute Nacht hier, bei mir; — sie schloß mich krampfhaft in ihre Arme, biß mich in den Hals und saugte mir das Blut aus, gerade wie ein Vampir.“

Die vier schwarzen Jäger stießen einen lauten Schrei der Verwunderung aus, der — möge er wahr oder erheuchelt gewesen sein — einen sehr tiefen Eindruck auf den Baron machte.

„Das ist unmöglich!“ riefen sie.

„Warum unmöglich?“

„Weil sie ihr Zimmer nicht verlassen hat,“ sagte Hermann, „und heute ist sie zeitlich des Morgens fortgeritten — in die Nachbarschaft — um erst gegen Abend zurück zu kommen.“

Nun stieß der Baron einen Ruf der Verwunderung aus und eilte zum Spiegel.

„Sehen Sie,“ sagte er, ihm die Wunde an seinen Hals zeigend, „sehen und berühren Sie!“

Das Staunen der schwarzen Jäger wuchs, Graf Holdengrasburg aber untersuchte die Stelle genauer und sagte:

„Das ist kein Biß, sondern ein Stich!"

Dann eilte er zum Bett des Barons und fand die unter dem Kopfkissen hervorragende Degenspitze. Da fing er zu lachen an.

„Baron," sagte er, „Sie waren gestern Abend ein bischen angetrunken und haben heute Nacht schwer geträumt. Ihr Degen ist der Vampir, von dem Sie sprechen!"

„Bei Gott," rief Baron von Nossac aus, „es ereignen sich so wunderbare Dinge um mir herum, daß ich Wachen und Träumen kaum mehr von einander zu unterscheiden vermag. Und doch glaube ich noch zu fühlen, wie der Vampir mein Blut einschlürfte, während er sagte:

„Sie haben frisches, rosiges Blut!"

„Thorheit! Täuschung!"

„Aber," fuhr Nossac wärmer werdend fort, „wollen Sie mir auch sagen, durch welche Fantasmagorie jener schroffe Fels, der brausende Strom sich in diese friedliche Schäferlandschaft verwandelt haben?"

Die Jäger lächelten.

„Kommen Sie," sagte der Graf, „Ihre eigenen Augen sollen Ihnen dieses Räthsel lösen."

Mit diesen Worten zog er ihn durch mehrere Zimmer, aus denen die düsteren Verzierungen und Möbel verschwunden waren und glänzenden Tapeten von orientalischem Geschmacke Platz gemacht hatten, die Szenen aus dem Harem vorstellten.

Dann öffnete er plötzlich ein Fenster und sagte:

„Sehen Sie hinaus!“

Der Baron that es und erkannte die wild romantische Gegend vom vorhergegangenen Tage.

Nun hatte er die ganz einfache Erklärung des ihm bisher unbegreiflichen Geheimnisses.

Das Schloß hatte zwei Façaden und beherrschte zwei sehr verschiedene Landschaften, die eine friedlich und ruhig, die andere wild und düster.

„Ich bin ein Thor!“ rief er aus.

Dann blickte er den Grafen an und fuhr fort:

„Herr Graf, ich finde Ihre Scherze außerordentlich geistreich; allein da ich nicht glaube, sie verdient oder herausgefordert zu haben, so werden Sie mir erlauben, Sie um Rechenschaft zu bitten. Ein Edelmann meines Ranges und meiner Art findet wenig Geschmack daran, auf solche Weise mystifizirt zu werden.“

Die vier schwarzen Jäger lachten abermals.

Dieses Lachen brachte den Baron außer sich; er trat einen Schritt zurück und legte die Hand an den Griff seines Degens.

In demselben Augenblicke ging die Thüre auf, und Röschen, das blendend schöne, junge und unschuldige Mädchen, trat, auf Wilhelm's Arm gestützt, ein.

Der Degen entfiel des Barons Hand, welcher wie bezaubert stehen blieb.

XIII.

Herr von Rossac fühlte seinen Zorn allmälig vor den Blicken des reizenden Mädchens schwinden, er betrachtete sie schweigend, fast beschämt über die Heftigkeit, von der er sich eben hinreißen ließ; — von ihr schweiften seine Blicke zu Wilhelm.

Wilhelm sah Samuel so überraschend ähnlich, daß es fast unmöglich war, sie von einander zu unterscheiden. Beide hatten jenes schwermüthige, ernste Lächeln, welches oft ironisch wurde. Beide hatten die seelenvollen blauen Augen Röschens, welche ihnen auch überraschend ähnlich war, nur hatte sie noch feinere, zartere und sanftere Züge, als diese Beiden.

Von Wilhelm und Samuel streifte des Barons Blick auf die anderen drei schwarzen Jäger. Ihre Gesichter waren offen, lächelnd und trugen das deutliche Gepräge jener Gutmüthigkeit, welche auch den heftigsten Zorn zu dämpfen im Stande ist.

Herr von Rossac schämte sich seines blinden Zornes und sagte zu dem Grafen von Holdengrasburg voll gewinnender Höflichkeit:

„Mein freundlicher Wirth, da Sie selbst von meinem persönlichen Muthe vollkommen überzeugt sind, werden Sie meine Bitte mich meines aufbrausenden Benehmens wegen

zu entschuldigen — nicht als Feigheit auslegen. Ihr Scherz mag ein wenig hart gewesen sein, aber ich verzichte auf jede Genugthuung."

„Das lobe ich mir," rief der Graf heiter, „Sie sind das Vor- und Musterbild eines französischen Edemannes: tapfer und geistreich."

„Ich bedauere nur," sagte der Baron mit leicht bewegter Stimme, „daß durch die Umwandlung des schwarzen Jägers auch der Zweck, um dessen willen er mich hieher geführt hat, vollständig geändert wurde."

„Was wollen Sie damit sagen?" fragte der Graf.

„Daß der Sohn des Teufels meinen Muth habe prüfen wollen, als er mir eine Heirat mit seiner Tochter vorschlug, daß der Graf von Holdengrasburg aber keine gleiche Ursache habe, mir eine gleiche Verbindung aufzudringen," erwiederte Herr von Rossac, indem er einen Blick voll Trauer und Bedauern auf Röschen warf.

Der Graf reichte nun dem Baron die Hand und sagte im Tone der größten Freundschaft zu ihm:

„Sie sind mehr als tapfer und geistreich, Sie besitzen auch eine ausgezeichnete Gefühlszartheit, Herr Baron. Wir sind von altem Adel, reich und ehrenhaft, wir wünschen die Ehre einer näheren Familienverbindung, Herr Baron; werden Sie das wohl abweislich bescheiden können?"

Herr von Rossac konnte vor innerer Bewegung nicht antworten und betrachtete Röschen mit flehenden Blicken, welche ihm durch ein unmerkliches Zeichen zu sagen schien: „Nehmen Sie doch an!" während ihr die jungfräuliche Schamröthe in's Gesicht stieg.

„Herr Graf,“ sagte nun Herr von Rossac, „ich flehe Sie an, mir die Hand Ihrer Tochter, Fräulein Röschens, zu bewilligen.“

„Ich bewillige sie Ihnen, Baron, und die ganze Ehre dieser Verbindung wird unzweifelhaft auf unserer Seite sein.“ —

Nach diesen Worten legte der Graf Röschens Hände in die Rossac's und sagte:

„Es darf nichts an dem geändert werden, was Sie mit dem Sohne des Teufels abgemacht haben: Ihr seid verlobt und hoffentlich in acht Tagen verheiratet.“

Die Glückseligkeit Herrn von Rossac's war in diesem Augenblicke so groß, daß das Gaukelspiel und die sonderbaren Ereignisse der vergangenen Nacht, deren Lösung er nur zur Hälfte kannte, aus seinem Gedächtnisse schwanden. Er glaubte wirklich bei einem böhmischen Edelmanne zu sein, dem es am Ende lieb war, sich seiner reizenden Tochter und seiner Millionen an Jemanden entledigen zu können, dessen er sich nicht zu schämen hatte.

„Nun,“ sagte der Graf lachend, „will ich Ihnen auch die Sage erzählen, die uns im Mittelalter zu dem Beinamen „Sohn des Teufels“ verhalf; aber vorerst werden wir, wenn es Ihnen gefällig ist, in den Garten hinabgehen, und dem Frühstück zusprechen, welches eben unter einer Geisblattlaube aufgetragen wurde. Reichen Sie Ihrer Verlobten den Arm, Baron!“

Samuel und Wilhelm gingen voraus, der Graf nahm den Arm seines Sohnes Hermann und Konrad ging nach den Verlobten hinaus.

Der Baron kam von einer Ueberraschung in die andere; das Schloß, welches Tags vorher so düster und traurig geschienen hatte, sah heute heiter und lachend aus. Der grüne Rasenplatz, welcher es zur Hälfte umgürtete, schien es mit den feinsten Gerüchen balsamirt zu haben.

Er erkannte ganz wohl das Schloß der schwarzen Jäger wieder, aber nicht mehr das der schwarzen Jäger mit den Knochengesichtern, welche die Treppe und die Gemächer ihres Schlosses mit thränenbesäeten Tüchern behingen und ein von Böcken gehaltenes Wappen im Schilde führten.

Die Treppe war von weißem Marmor, auf ihr standen Blumen seltener Art; die Gemächer waren mit prachtvollen, morgenländischen Stoffen tapezirt, welche in seltener Farbenpracht und Fülle glänzten; die Bade-, Empfangs- und Schlafzimmer, kurz Alles, was der Graf seinem Gaste zeigte, athmete Pracht, guten Geschmack und Reichthum, nicht die geringste Mahnung an den Tod war zu finden, Alles lud zum Leben, zur Freude ein.

Der Graf führte seinen Gast in den Park, wo das Frühstück unter einer reizenden Laube aufgetragen war. Es war dieß ein orientalisches Frühstück in seiner prächtigen Einfachheit. Körbe mit Früchten, Vasen mit Blumen gefüllt, Süßigkeiten, wie sie eben nur in der Türkei erzeugt werden, die feurigen Weine Albaniens, welche die Mahomedaner versteckt trinken, das Alles blinkte und glänzte auf der reich gedeckten Tafel und reizte nicht nur den leckeren Gaumen, sondern befriedigte auch das Auge durch den Reichthum und die Zartheit der Farben.

Der Baron glaubte sich zu den Porcherons versetzt

wo eine schöne Sünderin der Oper dieses reizende Mahl veranstaltet haben mochte. Röschen machte hier die Wirthin und entwickelte dabei die entzückende Verlegenheit einer jungen Göttin, welche zum ersten Male an Jupiters Tafel speist.

„Jetzt," begann nun der Graf, „hören Sie die Legende, die ich Ihnen versprochen. Sie werden sich überzeugen, daß die Menschen im Allgemeinen und die Dichter insbesondere den Teufel überall einmischen, ohne daß der Teufel jemals anderwärts als in ihrem Gehirne existirt habe."

„Lassen Sie hören," sagte Herr von Rossac neugierig.

„Das Schloß, welches Sie hier sehen," fuhr der Graf fort, „wurde von mir von Grund auf wieder erbaut und diente zur Zeit der Kreuzzüge einem Schloßherrn zur Behausung, welcher, wie ich, Graf von Holdengrasburg hieß.

„Der Graf hatte bereits ein reiferes Alter erreicht und war noch immer unvermält geblieben. Eines Tages jedoch fiel es ihm ein, daß weit entfernte Verwandte einer Seitenlinie nichts sehnlicher wünschen mochten, als daß er das Zeitliche segne, um in den Besitz seiner bedeutenden Erbschaft zu gelangen und er beschloß zu heiraten.

„In seiner Nachbarschaft befand sich eine junge Waise, welche von ebenso edler Abkunft als arm war und von früh Morgens bis spät in die Nacht hinein spinnen mußte, um nur die nothdürftigste Kleidung aufzubringen, so schwindsüchtig war ihre Börse geworden.

„Der Graf hielt um ihre Hand an und sie wurde

ihm zugesagt. Die Hochzeit wurde mit großer Prachtentfaltung gefeiert; der Schloßherr, welcher von weit und breit seine Nachbarn geladen und mit ihnen tüchtig getafelt hatte, um sich zu verjüngen und seine fünfzig Jahre zu vergessen, begann schon seiner jungen Ehegemalin zuzublinzeln, welche über und über erröthete und die Augen senkte. —

„Die Abendglocke fing eben zu läuten an, als die Klingel an der Zugbrücke gezogen wurde und die üblichen drei Trompetenstöße ertönten.

„Hoho, sagte der Schloßherr, wer wagt es mich jetzt zu stören?“

„Es war ein Abgesandter des Kaisers Friedrich Barbarossa.

„Der Kaiser ließ seinem Vasallen, dem Grafen Holdengrasburg, gebieten, daß er sich sogleich zum Kampfe rüsten, alle waffenfähigen Männer, Stall- und Troßknechte aufbieten und ihm zum Kampfe in's gelobte Land mit seinen Mannen folgen möge.

„Der Graf warf einen Blick der Verzweiflung auf seine schöne, junge Frau, aber da er vor Allem ein loyaler und tapferer Rittersmann war, gehorchte er seinem Kaiser, der zu ihm im Namen Gottes und der Religion sprach. Er brach noch an seinem Hochzeits-Abende auf und vertraute sein Weib einem alten brummigen Stallmeister an, welcher ihm bei dem Heile seiner Seele schwor, über sein eheliches Glück zu wachen, und einem sehr sanften und schwermüthigen jungen Pagen, welcher ihm denselben Schwur leistete. Nun hielt aber der alte Stallmeister, welcher sich dem Grabe mit starken Schritten näherte, ungemein viel auf sein See-

lenheil und fürchtete die Qualen der Hölle weit mehr als der junge Page, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach noch lange zu leben hatte und bei sich dachte, daß man um der feurigen Augen einer schönen Schloßdame willen, schon das Fegefeuer ein wenig wagen dürfe, das doch ohnedieß in gar ferner Aussicht stand.

„Nachdem der Page diese gotteslästerliche Betrachtung angestellt hatte, betrachtete er die Schloßdame so lange und mit so schmachtenden Augen, daß diese, davon gerührt, über das grausame Verhängniß weinte, welches sie von dem schönen Burschen unerbittlich trennte. Sie war ein ehrbares Weib und dem Teufel war es bisher noch nicht eingefallen, sie in Versuchung zu führen.

„Der junge Page war in Wahrheit sehr kühn. — Er hörte nicht auf die Schloßdame mit schwärmerischen Blicken anzusehen und seufzte dabei, daß es einen Granitblock hätte erbarmen und den Augen eines Wucherers Thränen entlocken mögen. Die Rittersfrau weinte nicht minder und weinte ohne Unterlaß, bis sie endlich besiegt zum jungen Pagen sagte:

„„Was fangen wir aber denn mit dem alten Konrad an?““ —

„Konrad hieß nämlich der alte, treue Stallmeister, welcher sich vor Niemandem als dem Teufel und dem Tode fürchtete, und sich jeden Abend sein Lager quer vor der Thüre seiner Herrin machen ließ.

„Der junge Page war aber eben so listig als kühn und so geschah es nun, daß eines Abends, gegen zehn Uhr, als der alte Konrad eben allein war und sein Nachtgebet

herunterplärrte, ein fürchterlicher Lärm im Kamin entstand und ein erschreckliches Wesen, von Kopf bis Fuß roth gekleidet, mit Hörnern an der Stirne, Krallen an Händen und Füßen und einem Gesichte wie verglimmte Kohle, in das Feuer, welches am Kamin hell brannte, herunter fiel und dasselbe durchschritt, ohne sich auch nur zu versengen. — Es war dieß der Teufel!! Meister Konrad erkannte ihn augenblicklich und zitterte fürchterlich:

„Meister," sagte nun der Satan zu ihm, „Dein Gebieter, der edle Graf von Holdengrasburg, ist von den Ungläubigen gefangen worden und hat meine Hilfe angerufen, um aus der Gefangenschaft befreit zu werden, dafür aber hat er mir Deine Seele und den Leib seines Weibes als Lösegeld verkauft."

„Meine Seele? — —" schrie Konrad erschreckt.

„Er hatte wohl das Recht dazu, da er Dein Herr und Gebieter ist."

„Es ist dem so," murmelte Konrad einer Ohnmacht nahe.

„Nun sehne ich mich aber blutwenig um Deine Seele, liebe aber Deine Gebieterin unaussprechlich. Willst Du nun augenblicklich das Weite suchen und dieses Schloß auf immer verlassen, so mag Dir Deine Seele geschenkt sein und Du kannst im Paradiese erfrieren. Ich habe so viele bildschöne Weiber bei mir, daß mir um Dein altes, gerunzeltes Pergamentgesicht nicht sonderlich zu thun ist."

„Meiner Treu!" dachte nun der Stallmeister, „da mein edler Herr und Meister mir den schlimmen Streich gespielt hat, meine Seele dem Teufel zu verschreiben, und

da er übrigens selbst sein Weib verkauft hat, so bin ich meines Eides entbunden und brenne durch!"

„Da Meister Konrad keine besondere Vorliebe für die Hitze des Fegefeuers zu haben schien, lief er, was er konnte, und ließ den Teufel den Herrn des Feldes sein.

„Der Teufel benützte diese Freiheit allem Anscheine nach, denn der Erste meiner Ahnen, welchen man, seiner schwarzen Rüstung wegen, die ihn nie verließ, und seines Helmschmuckes wegen, der einen Todtenkopf vorstellte, den schwarzen Jäger nannte, da er Tag und Nacht in den Wäldern jagte, kam neun Monate nach diesem Ereignisse zur Welt.

„Als Konrad einmal auf der Flucht begriffen war, konnte er seine Zunge nicht mehr im Zaume halten und verbreitete so das Gerücht, daß der Teufel der Geliebte der Gräfin von Holdengrasburg sei.

„Nur der schwermüthige Page mochte an ein derartiges Verhältniß nicht glauben, da er überdieß seine guten Gründe dafür hatte und überdieß sehr ungläubig war."

Herr von Nossac lachte und fragte:

„Was mag wohl aus dem Schloßherrn geworden sein?"

„Der edle Ritter starb den Heldentod während den Kreuzzügen, man behauptet sogar, daß ihm der heilige Peter den Eintritt in das Paradies habe verwehren wollen, um ihn für das übermäßige Vertrauen in seinen Pagen und seinen Stallmeister zu bestrafen."

„Bah," sagte darauf der Baron, „Herr Poquelin von Moliere hat eine, Sganarelle betitelte, Komödie geschrie-

ben, welche fast so wie Ihre Legende schließt. Der Ehemann wird darin tüchtig geprügelt und ist zufrieden, ob es aber auch Ihr Rittersmann war, das weiß man eben nicht."

In diesem Augenblick ließ sich hinter der Laube der Schritt eines Pferdes vernehmen und Hermann sagte:

„Da seht doch, Gretchen ist schon zurück; sie sollte doch erst Abends kommen!"

„Wer ist denn Gretchen?" fragte der Baron.

„Ihre wandelnde Leiche von gestern Abends, Baron."

Das Pferd blieb knapp vor der Laube stehen und ein Weib mit rabenschwarzen Haaren und weißer, marmorreiner Stirne sprang leicht auf den Boden.

Es war dies ein reizendes Wesen, von ungefähr fünf- oder sechsundzwanzig Jahren, mit kirschrothen Lippen und dunklen, feurigen Augen, welches einen üppigen, schwebenden Gang wie eine Tigerin hatte.

Sie trat lächelnd in die Laube und grüßte den Baron mit würdiger Freundlichkeit.

Bei ihrem Anblicke stieß der Baron einen gellenden Schrei aus. Der Schreck, den ihm weder das Gaukelspiel des schwarzen Jägers, noch die aus ihrem Sarge sich erhebende Leiche, noch alle anderen Schrecknisse, von denen er umgeben war, hatte einflößen können, erpreßte ihm diesen Schrei der Angst und des Schmerzes; er wankte auf seinem Stuhle, fiel rückwärts herab und schrie aus gepreßter Kehle:

„Meine Frau! Es ist meine Frau!"

XIV.

Die schwarzen Jäger sahen sich einander so erstaunt an, daß dieses Erstaunen, es mochte nun wirklich, oder nur gut gespielt sein, den Baron höchlichst überraschte. Seine Frau aber, oder vielmehr Gretchen, die er dafür hielt, sah ihn so verwundert an, als wollte sie ihm sagen: „Wo zum Teufel hätte ich Sie je geheiratet?"

Herr von Rossac fühlte seine Haare sich emporsträuben, denn er dachte bei sich: „Entweder sie ist nicht meine Frau und sieht ihr bloß so täuschend ähnlich, dann ist diese Aehnlichkeit so vollkommen, daß ich den Verstand darüber verlieren könnte. Ist sie aber meine Frau, so muß ich, nachdem ich sie selbst todt gesehen und gegenwärtig war, als man ihren Sarg zunagelte und sie in die gemauerte Gruft hinabsenken sah, all' das umstoßen, was man bisher über den Tod und die Todten gesagt und behauptet, und vielmehr glauben, daß die Baronin Helene von Rossac so jung und schön aus ihrer Gruft auferstanden sei, um ihren ungetreuen Gemal zu peinigen und von ihm Rechenschaft für den ihr angethanen Schimpf zu erlangen. Und es blieb ihm kein Zweifel mehr — sie war es — es war ihr Wuchs, ihr Gang, ihr ruhiges, hochmüthiges Lächeln, ihr fester bis zum Herzen dringender Blick, ihr leichtes Grübchen am Kinne und Halse, ihre Mienen und Geberden. . . ."

Gretchen's Stirne mochte zwar etwas durchfurchter sein, als die der Baronin, aber konnte nicht das Grab diese vorzeitigen Furchen gezogen haben?

Die acht Personen, welche hier versammelt waren, blieben lange lautlos, wie versteinert stehen. Bei ihrer Unbeweglichkeit und inmitten der sie umgebenden Rankengewächse wäre man versucht gewesen, sie für im Garten aufgestellte Statuen zu halten.

Endlich brach der Graf von Holdengrasburg das Schweigen, welches in der Laube herrschte, und sagte, sich an den Baron wendend:

„Sie täuschen sich, Herr Baron, durch eine gewiß mehr als sonderbare Eitelkeit!"

„Sie — glauben —" stammelte Herr von Rossac, vor Aufregung keuchend.

„Auch i ch glaube es," sagte nun Gretchen; „ich sah den Herrn Baron gestern zum ersten Male."

Diese Worte vermehrten des Barons Schrecken, statt ihn zu beruhigen und er rief wieder:

„Oh, Sie haben auch i h r e Stimme — Sie sind es! . . . ."

„Sie reden irre, Herr Baron!" sagte Gretchen bewegt. „Ich bin nur ein armes Mädchen aus Heidelberg und habe Frankreich n i e gesehen; ich spreche gar nicht französisch, wie sollte es also möglich sein, daß ich Ihre Frau sei?"

„Sie haben ganz i h r e Stimme — i h r e Art und Weise, sich zu bewegen — i h r e n Blick — kurz i h r e kleinsten Angewohnheiten —" murmelte der Baron.

„Wahnsinn!" sagte nun Hermann. „Ich habe Gret-

chen gekannt, als sie noch kaum fünfzehn Jahre alt war, sie hat mich seit jener Zeit nicht einen Augenblick verlassen."

Herr von Rossac sah Hermann starr an. — Hermann hatte ein ehrliches, offenes und ruhiges Gesicht; diese Züge konnten sicherlich nicht lügen. Dann sah er dem Grafen und seinen anderen drei Söhnen prüfend in's Gesicht und las in ihren Zügen die Bestätigung dessen, was Hermann eben behauptet. Dann versuchte er, Röschen in das schöne Auge zu sehen, aber Röschen war über und über roth, hielt die Augen beharrlich gesenkt und schien ungemein zu leiden.

Der Baron ward davon offenbar unangenehm berührt; am Ende dachte er sich, daß er wohl der Spielball eines sonderbaren Zufalles, einer unerhörten Aehnlichkeit sein müsse, zwang sich zu lächeln und sagte zu Gretchen:

„Entschuldigen Sie meinen thörichten Schrecken, Madame, aber mein Geist ist seit gestern auf sonderbare Weise befangen, und Ihre merkwürdige Aehnlichkeit mit der Frau, die ich so unglücklicher Weise verloren, in Verbindung mit einem Traume, den ich heute Nacht gehabt, und der mir so natürlich schien, daß es der Gegenversicherung dieser Herren bedurfte, um nicht daran zu glauben, werden wohl mich zu entschuldigen im Stande sein."

„Sie haben geträumt?" fragte Gretchen erstaunt.

„Ja," erwiederte Herr von Rossac; „ich habe geträumt, und glaubte vergangene Nacht deutlich zu sehen, wie sich die Thüre meines Zimmers öffnete. Hierauf traten Sie mit der Maske auf Ihrem Gesichte in mein Zimmer, legten sich neben mich und bissen mich wie ein Vampir in die Kehle."

Gretchen stieß bei diesen Worten einen Ausruf des

Abscheues aus, und brach dann in ein helles Gelächter aus, indem sie zum Baron sagte:

„Sehen Sie mich doch gut an, Herr Baron, und sagen Sie mir dann, ob ich einem Vampir im Geringsten ähnlich sehe . . .“

Der Baron heftete die Augen neuerdings auf Gretchen.

Sie betrachtete ihn mit jener sanften, anmuthigen Schwermuth, welche er zuerst an Fräulein Borelli bemerkt zu haben glaubte. Er schauderte wieder und dachte an seine arme Frau, welche vor Eifersucht und Verzweiflung gestorben war; er erinnerte sich seiner unwürdigen Aufführung gegen sie — er vergaß sogar Röschen einen Augenblick und gedachte der Thränen, die er über dem leblosen Körper Helenen's geweint.

„Baron,“ unterbrach der Graf von Holdengrasburg das kummervolle Nachsinnen Herrn von Nossac's, „seien Sie dessen wohl und vollkommen versichert, daß unser armes Gretchen nichts mit der verstorbenen Frau Baronin gemein hat. Vertreiben Sie doch alle diese düsteren Gedanken aus Ihrem Kopfe und kommen Sie, meine Besitzungen zu besehen, wie wir es doch vor dem Frühstück verabredet hatten.“

Herr von Nossac heftete seinen Blick auf Gretchen.

Gretchen stand ruhig und sorglos auf ihrem Platze.

„Madame,“ sagt er hierauf, ohne seiner Bewegung vollständig Meister werden zu können, „wollen Sie mir eine Frage erlauben?“

„Sprechen Sie, mein Herr,“ sagte Gretchen mit ihrer ruhigen und sanften Stimme.

„Wie war es Ihnen nach alledem möglich, gestern

Abends so bestimmt und ausführlich über meine Frau zu sprechen, da Sie doch nie in Frankreich gewesen zu sein behaupten?“

Gretchen erwiederte lächelnd:

„Fragen Sie doch Hermann darüber.“

„Herr Baron,“ sagte nun Hermann, „haben Sie nicht einen Freund, Namens Herr von Simiane?“

„Ja wohl,“ erwiederte Herr von Nossac.

„Er war Dragoner-Oberst!“

„Ohne allen Zweifel!“

„Er machte auch den letzten Feldzug in Deutschland mit?“

„Ganz gewiß!“

„Nun hören Sie: Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß ich und meine anderen drei Brüder Heidelberger Studenten sind. Voriges Jahr nun kam Herr von Simiane mit einer Schnßwunde in der Schulter noch Heidelberg, um sich dort heilen zu lassen. Ich war nun einer der Hilfschirurgen, die ihn verbanden. Er faßte Freundschaft zu mir und lud mich ein, meine Besuche bei ihm, selbst nach seiner vollständigen Heilung fortzusetzen. Ich schickte Gretchen alle Abende zu ihm, und so oft er sie sah, entschlüpften ihm stets folgende Worte:

„Sie haben eine entfernte, aber doch sonderbare Aehnlichkeit mit der verstorbenen Frau Baronin von Nossac!“

„So, er fand also diese Aehnlichkeit nur entfernt?“

„Ja gewiß, nichts weiter!“

„Ich muß doch den Verstand befangen haben!“ dachte der Baron.

„Nun,“ fuhr Hermann fort, „fragten wir ihn eines

Abends, als er diesen Satz wiederholte, wer denn eigentlich Frau von Nossac gewesen sei."

„Eine Frau, die als Jungfrau gestorben ist," erwiederte er.

„Er erzählte uns die Geschichte Ihrer Ehe und wir haben uns das gestern zu Nutzen gemacht. Besonders mein schelmisches Gretchen! Das ist Alles!"

Und Hermann zog das Mädchen zu sich heran und küßte seine Stirne.

Nossac erbebte bis in's Mark seiner Knochen.

Warum?

Er stellte sich wohl selbst diese Frage und behandelte diese unwillkürliche Empfindung als Wahnsinn, dann blickte er auf Röschen, als suche er bei ihr und in seiner Liebe zu ihr Schutz.

„Geben Sie Ihrer Braut den Arm, Baron," begann nun der alte Graf, „wir werden einen Gang durch unsere Besitzung machen."

Der Baron nahm Röschen's Hand — die heftige Erregung des jungen Mädchens bemerkend, ohne sie sich erklären zu können.

Auf dem Spaziergang beschäftigte er sich viel weniger mit Röschen, deren Gegenwart ihn noch vor Kurzem so beglückt hatte, als mit Gretchen, die an Hermann's Arm voran ging, und durch ihr offenbar zärtliches Geplauder mit diesem, dem armen Baron, der die Worte nicht hörte, aber errieth, die größten Qualen bereitete.

Aber auch Röschen litt, obwohl sie Alles aufbot sich

zu beherrschen und endlich selbst das Wort ergriff, als ihr Ritter stumm blieb.

Beim Klang ihrer Stimme schien der Baron aus einem schweren Traum zu erwachen, er vergaß nun Gretchen für einen Augenblick, um an Röschen zu denken.

Er sah sie an und die Erregung ließ sie noch viel schöner erscheinen.

Da drückte er sanft ihre Hand und sagte:

„Ich muß in Ihren Augen sehr lächerlich erscheinen, mein Fräulein?“

„Sie?“ frug sie bewegt. „Warum?“

„Weil ich Ihre gestrigen Worte: „Sie sind muthig wie ein Löwe,“ mit meinen wahnsinnigen Befürchtungen Lügen strafe!“

„Das ist nicht Furcht,“ sagte sie sanft, „sondern Aufregung —“

Da klang ein spöttisches Gelächter Gretchen's zum Baron — er hatte seiner Braut eben antworten wollen, jetzt schwieg er.

Röschen schien diese plötzliche Unterbrechung zu bemerken, sie sah die Wolke, die über des Barons Stirne flog, und bebte zusammen.

„Mein Herr,“ sagte sie schnell, „ich möchte sie gerne allein sprechen!“

„Sprechen Sie, mein Fräulein,“ erwiederte Baron Rossac.

„Oh — nicht jetzt — nicht jetzt!“

„Warum nicht?“

„Man beobachtet uns.“

„Nun — was weiter?“

„Nun — wenn man wüßte, was ich Ihnen sagen will —“

Röschen hielt zitternd inne.

„Nun — wenn man es wüßte?“

„Ich wäre verloren!“

„Verloren?“

„Wilhelm würde mich tödten!“

Nossac sah Röschen an.

Das arme Mädchen zitterte, aber es sah ihn liebevoll an und schien sagen zu wollen:

„Aber — ich werde Ihnen zu Liebe auch dem Tode trotzen, denn ich liebe Sie!“

„Nun — so will ich warten bis die Zeit kommt, wo —“

„Heute Abend,“ sagte sie leise, „bei Ihnen!“

„Gut,“ erwiederte Nossac, dessen Neugierde nicht wenig gereizt wurde.

In diesem Augenblicke verschwanden Hermann und Gretchen hinter dem Gebüsch.

Nossac ward todtenbleich, seine Hand zuckte krampfhaft und Röschen, die es fühlte, ahnte, welch' eifersüchtige Empfindung ihn so heftig bewegte.

„Mein Gott,“ murmelte sie so leise, daß auch Nossac sie nicht hören konnte, „sollte er sie denn noch immer lieben?“

Kalte Schweißtropfen traten auf ihre Stirne.

„Und —“ fuhr sie fort, „sollte ich — ich — eifersüchtig sein?“

— — — — — — — — — — — — — — —

XV.

Um zehn Uhr Abends, nach einem Souper, bei dem sich nüchtern zu erhalten dem Baron von Rossac trotz seines festen Vorsatzes nicht gelingen wollte, zog er sich in sein Zimmer zurück, dessen Thüre er sorgfältig verriegelte.

„Ah, was hat All' das zu bedeuten?“ dachte er, „und in welch' beklagenswerther Lage ist mein armes Herz!

„Ich habe meine Frau geliebt, und Gretchen sieht ihr so sprechend ähnlich, daß ich versucht wäre, sie zu lieben. — Ich war heute schon auf sie eifersüchtig. — Ich habe furchtbar gelitten bei diesem Spaziergang durch die Waldungen und Felder des Grafen, wo sie den Arm dieses Kolosses von einem Studenten nicht einen Augenblick lassen wollte.

„Und doch ist es nicht sie, die ich liebe, sondern Röschen — das schöne, reine Röschen, das mir seine Liebe gestanden hat.“

Der Baron schlug sich vor die Stirne.

„Was sagte sie? Was will sie von mir sagen? Und woher diese Angst, die sich ihrer nur bei dem Gedanken, daß man uns belauschen könne, bemächtigte? — Wilhelm würde sie tödten, sagte sie. — Warum Wilhelm eher, als ein anderer ihrer Brüder?"

Rossac versank in tiefes Sinnen.

„Sie wird gewiß kommen," sagte er endlich halblaut zu sich selbst, „Sie wird kommen. — Sie hat es ja selbst gesagt!"

In diesem Augenblicke kam dem Baron ein entsetzlicher Gedanke; er dachte an Gretchen, die nun wahrscheinlich in Hermann's Armen lag, und bebte vor Zorn.

Dann aber, da er bei klarem Verstande war und dieses Gespenst um jeden Preis verjagen und diese alberne Eifersucht ersticken wollte, rief er Röschen's Bild zu Hilfe und flüsterte:

„Röschen — Röschen oh, komm'!"

Aber Röchen kam nicht und der Baron erblickte auf seinem Bette ein kleines, gefaltetes Blatt Papier, das ihm bis jetzt entgangen war.

Er rollte es zerstreut auseinander und es enthielt zwei Zeilen in französischer Sprache ohne Unterschrift.

Diese zwei Zeilen lauteten:

„Wilhelm spionirt mir nach — ich komme heute nicht — vielleicht morgen."

„Wilhelm! — Immer Wilhelm!" murmelte Rossac in dumpfem Zorne. „Welch' unseligen Einfluß hat er auf seine Schwester?

„Ha, seine Schwester? — Ist sie das auch?“

Und bei diesem gräßlichen neuen Zweifel sträubten sich seine Haare.

Und so wie er, um Gretchen zu entfliehen, sich zur Erinnerung an Röschen geflüchtet hatte — so dachte er jetzt wieder an Gretchen, um sich vor dem Zweifel an Röschen zu retten.

„Gretchen,“ flüsterte er vor sich hin. „Liebe ich Dich? „Oh, mein Gott — liebe ich Dich wirklich?“

Mit diesen Gedanken legte er sich zu Bette.

Wie am vorhergehenden Tage fühlte er wie jene Betäubung sich wieder nach und nach um seine Sinne legte und kaum behielt er noch so viel Kraft seinen Degen — wie er stets zu thun pflegte — unter sein Kissen zu legen. —

Da sein Verdacht gegen Röschen aber einstweilen verschwunden war, so wollte er bis zum Entschlummern an sie denken, ihr Bild im Traume sehen, in all' dem jungfräulichen Glanze ihrer Schönheit.

Aber Röschen's heraufbeschworene Gestalt erschien ihm nicht — ihr Bild verschwamm immer mehr und mehr und verschwand endlich ganz.

Und Gretchen — nicht das auf der Wiese lustwandelnde, lachende Mädchen, — sondern Gretchen die bleiche Verstorbene, Gretchen aus dem Sarge steigend, mit ihrem schönen weißen Arm und Nacken, übte wieder eine unwiderstehliche Herrschaft über seine leicht erregte Fantasie, und bezaubert, hingerissen, rief er aus:

„Gretchen — Helene — wer Du auch immer seiest — ich liebe Dich!“

Und gleich darauf — es ist bei der krankhaften Erregung seines Wesens schwer zu bestimmen, ob er schon schlief oder noch wachte — sprang die Thüre, die er doch verriegelt hatte, auf und Gretchen erschien, als folge sie seiner Einladung.

Langsam schritt sie auf das Bett zu.

Der Baron wollte sich bebend erheben, fühlte aber seine Glieder wie gelähmt; er wollte die Augen schließen, und vermochte es doch nicht — denn das Entsetzen hielt seine Blicke auf Gretchen's bleiches, ausdrucksvolles Gesicht geheftet.

Das lebende Gretchen, die verstorbene Helene, trat an's Bett heran, legte sich schweigend neben den Baron, drückte einen eisigen Kuß auf seine Lippen, schloß ihn in ihre kalten Arme und sagte:

„Gestern Nacht habe ich Dir versprochen, wieder zu kommen. — Nun, da bin ich. — Aber sei unbesorgt, Dein Blut behagt mir — ich werde es schonen!“

Und wie Tags zuvor biß sie ihn in den Hals.

XVI.

Die Empfindung, welche dieser Biß bei dem Baron erregte, war eher die eines wollüstigen Behagens, als die des Schmerzes.

Trotzdem fühlte er, wie sein Blut floß, und an den regelmäßigen Bewegungen der Brust des Vampirs konnte Nossac erkennen, daß er gierig und mit langen Zügen den warmen Trank einschlürfte.

Wie in der vorhergehenden Nacht fühlte er auch heute jene räthselhafte Lähmung seiner Glieder, seine Zunge konnte keinen Laut hervorbringen, sein Arm nicht die geringste Bewegung machen, dagegen klopfte sein Herz, als wollte es seine Hülle von Fleisch und Knochen sprengen.

Seine Stirne war bald glühend heiß, bald kalt, unter dem eisigen Athem des Vampirs, der von Zeit zu Zeit innehielt und sagte:

„O, Dein Blut ist gut — sehr gut."

Endlich hatte Gretchen, oder der Vampir, oder Helene von Nossac — denn der Baron wußte nicht, mit wem er es zu thun hatte — also dieses räthselhafte Wesen hatte seinen Blutdurst gestillt, und streckte sich nun mit wollüstiger Behaglichkeit neben dem Baron hin.

„Baron," sagte der Vampir, „ich habe Dir heute zu viel Blut geraubt, das thut mir wirklich leid — aber mein Durst war zu groß, und dann bin ich eifersüchtig — ja wohl, eifersüchtig wie eine kleine Tigerin, denn Du liebst dieses kleine Röschen und willst es heiraten."

Baron von Nossac machte eine übermenschliche Anstrengung um zu sprechen.

„Nein", flüsterte er.

„Sprichst Du wahr, mein Vielgeliebter?"

Und der Vampir preßte seine eisigen Lippen auf den zitternden Mund des Barons.

Die sonderbare Empfindung, halb Entsetzen und halb Wollust, die den Baron früher beim Biß des Vampirs durchdrungen hatte, dieselbe Empfindung erfaßte ihn auch jetzt wieder, und schauernd schloß er die Augen.

„Mein lieber Baron," fuhr der Vampir fort, „Du hattest heute Morgens Recht — ich bin wirklich Deine Frau — Deine Frau, die Dich so sehr geliebt hat, und die Du getödtet hast; Deine Frau, die in ihr Leichentuch gehüllt, viele hundert Meilen zu Fuß zurückgelegt hat, bei Nacht und Sturm und Kälte, um sich eine Stunde lang dadurch erwärmen zu können, daß sie Dein Blut schlürft, und Dir einen Kuß stiehlt."

Nossac war etwas kräftiger geworden, und versuchte es, den Vampir zurückzustoßen.

„Haßest Du mich denn wirklich so sehr?" sagte dieser mit sanfter Melancholie, „daß Du mich so zurückstößt, wenn ich Dir von Liebe spreche, und einen solchen Beweis meiner Zärtlichkeit gebe? — Sieh, die Todten haben sehr kalt, wenn sie ihr Grab verlassen, um auf der Erde herumzuwandeln.

„Wir haben doch jetzt Sommer, und dennoch habe ich auf dem ganzen Weg über Zähneklappern gehabt, als ginge ich durch eine stürmische Dezembernacht."

Wieder wollte der Baron den Vampir zurückstoßen.

Dieser fuhr fort: „Weißt Du, warum die Todten immer kalt haben? Weil kein Tropfen Blut in ihren Adern fließt. Gestern aber, nachdem ich Nachts zuvor Dein Blut getrunken hatte, da war mir warm, das heißt nur bis gegen Abend, wo mich wieder leise Schauer überflogen — ich konnte die heutige Nacht gar nicht abwarten —

„Endlich ist sie gekommen, jetzt habe ich getrunken, habe

Deine Stirne und Deinen Mund geküßt, mein Herz und meinen Körper erwärmt — ach, ich liebe Dich, mein Freund, ich liebe Dich, wie noch nie eine todte Frau ihren lebenden Mann geliebt hat, ich hätte Dich vergessen können, wie Du mich vergessen hast, ich hätte in jener neuen Welt, wo meine Seele wandelt, einen Engel oder einen Heiligen heiraten können, ich habe es nicht gethan.

„Ich habe es vorgezogen, meinen Körper, der friedlich im Sarge schlief, wieder zu beleben, er mußte sich erheben, dieser arme Körper, er mußte sich erheben und gehen von der Abenddämmerung bis zum Morgengrauen, und so jede Nacht, denn Tags über mußte ich stets einen Kirchhof aufsuchen und eine leere Grube, in die ich mich legen konnte, bis der Abend wieder anbrach.

„So kam ich endlich nach Heidelberg.

„Da lebte ein junges Mädchen, Namens Gretchen, das mir zum Verwechseln ähnlich sah.

„Dieses junge Mädchen war die Geliebte des Grafen Hermann von Holdengrasburg, des Sohnes Deines Wirthes, Hermann wollte das arme Mädchen schon lange verlassen, und wartete nur auf eine Gelegenheit.

„Da erhielt er einen Brief von seinem Vater, der ihn nach Böhmen zurückrief; nichts kam ihm gelegener, er stieg eines Morgens zu Pferd, ritt davon, und hinterließ dem armen Mädchen einige kalte Zeilen.

„Gretchen erwartete Hermann den ganzen Tag. Abends erhielt sie seinen Brief, dessen Inhalt sie so erschütterte, daß der Typhus sie in zwei Tagen wegraffte.

„Ich war am Morgen ihres Begräbnisses in dem Fried-

hof von Heidelberg angekommen, da sah ich Gretchens Bahre an mir vorübertragen, in der nach deutscher Sitte der Leichnam unbedeckt lag, und so konnte ich Gretchens wunderbare Aehnlichkeit mit mir entdecken, die mir einen kühnen Plan eingab.

„Als die Nacht herankam, näherte ich mich Gretchens Grab, und scharrte die frisch aufgeworfene Erde fort; als ich Gretchen endlich ausgegraben hatte, zog ich ihr ihre Kleider aus, in die ich sogleich schlüpfte. Ich nahm ihr Alles, sogar das goldene Kreuz, das sie von Hermann bekommen hatte, und noch am Halse trug.

„Nach acht Tagen unausgesetzter Wanderung kam ich hier an, ich wußte, daß Du Tags darauf kommen würdest, denn die Todten wissen Alles.

„Im Schlosse fand ich die Familie versammelt, und belauschte folgendes Gespräch:

„Wie schade, daß ich Gretchen nicht mitgebracht habe."

„Warum?" frug der alte Graf.

„Weil sie, wie der Marquis von Simiane behauptet, der vor einem Jahr verstorbenen Baronin von Rossac täuschend ähnlich sieht, sie hätte uns also von großem Nutzen sein können, wenn sie in unserer Komödie, die Rolle der verstorbenen Baronin übernehmen würde."

„Sie wird es," sagte ich plötzlich.

„Alle sahen sich erstaunt nach mir um; Hermann stotterte und erbleichte.

„Mein lieber Hermann, sagte ich zu Gretchens Geliebten, Du bist ein Undankbarer, und ich sollte Dich hassen — aber ich vergebe Dir.

„Er warf sich vor mir auf die Knie und ergriff meine Hand.

„Gott,“ rief er nun erschrocken aus, „wie kalt Du bist.“

„Ich bin die ganze Nacht gegangen.

„Damit näherte ich mich schnell dem Kamin, um mich zu wärmen, denn meine Kraft war ganz erschöpft.

„Armes Gretchen,“ flüsterte Hermann geckenhaft, „wie sie mich liebt!“

„Erschreckt Sie die Rolle, die man Ihnen zugedacht hat?“ fragte mich der Graf.

„Gewiß nicht.“

„Hermann lachte spöttisch, und sagte: „Oh, Gretchen ist sehr muthig.“

„Ich glaube es bewiesen zu haben,“ erwiederte ich trocken, „denn ich bin zu Fuß von Heidelberg hieher gekommen, und habe mich förmlich durchgebettelt.

„Da ich aber nichts von Dir haben will, der mich einsam und ohne Geld zurückließ, so werde ich jeden Abend hieherkommen, bis zum Morgen bleiben, und dann gehen.“

„Wohin?“ frug der alte Graf.

„Zu dem Pfarrer des nächsten Dorfes!“

„Zu Fuß?“

„Nein, Sie können mir ein Pferd leihen.“

„Ich mußte diese Lüge ersinnen, um eine Ausrede zu haben, mich an jedem Morgen zu entfernen. Da bemerkte ich das erste Dämmern des Morgens; der Graf und seine Söhne hatten sich am Kamin verplaudert.

„Auf Wiedersehen, heute Abend, sagte ich zu Hermann.

„Er wollte mich zurückhalten, ich war unbeugsam.

„Der Graf lieh mir ein Pferd, ich bestieg es, und ritt

nach dem Dorfe, in dessen Friedhof ich die vorige Nacht zugebracht habe, ich stieg ab, band das Pferd an den Zaun an, und trat in den Friedhof. Am Abend gallopirte ich wieder nach dem Schloß.

„Gretchen,“ sagte Hermann, „komm’ zu mir, ich muß Dir über Deine Rolle genauere Details anvertrauen.“

„Ich weiß Alles,“ — erwiederte ich — „laß uns hier bleiben.“

„So war wieder die Stunde der Trennung gekommen, und er mußte mich verlassen.

„Oh,“ flüsterte er mit dumpfen Zorn, „Du hältst mich zum Besten, Gretchen, aber heute Abend —“

„Heute Abend,“ antwortete ich, „wird es nicht anders sein — ich will Dich bestrafen. Ich werde an Deiner Seite schlafen und Du wirst mich nicht berühren — oder — ich tödte Dich!“

„Und ich zeigte ihm Gretchen’s Dolch, den sie stets im Gürtel getragen und den ich ihr gestohlen hatte.

„Du bist ein sonderbares Mädchen,“ sagte er; „nun, Dein Wille geschehe.“

„Nach der Komödie zog ich mich mit Hermann in sein Zimmer zurück, hauchte ihm über die Stirne und schläferte ihn so ein, dann kam ich zu Dir.

„Als ich Dich verließ, kehrte ich zu ihm zurück, so daß er mich beim Erwachen an seiner Seite fand.

„Eine Stunde später war ich wieder im Kirchhof; an der Eingangsthüre begegnete ich einer jungen Todten, die in ihr Leichentuch eingehüllt, herausschritt.

„Wo gehst Du denn hin?“ frug ich sie. „Weißt Du

nicht, daß der Tag kommt, und die Sonne gleich hervortreten wird?"

„Ich weiß es."

„Bist Du nicht todt?"

„Gewiß."

„Nun — die Todten können doch nur des Nachts ihr Grab verlassen."

„Du hast recht, allein heute ist das Frohnleichnamsfest und an diesem Tage dürfen alle Ehefrauen, die als Jungfrau gestorben sind, bis zum Abend durch die Wiesen streifen und Blumen pflücken. Ich war Jungfrau, als ich starb, und benütze mein Recht."

„Wo ist Dein Grab?" frug ich sie.

„Dort."

„Nun," fuhr ich fort, „ich will eine Stunde darin ruhen, denn ich bin die ganze Nacht hindurch gegangen, und sobald ich ein Bischen geschlafen habe, suche ich Dich auf. Auch ich bin verheiratet und als Jungfrau gestorben. So ist es doch, nicht wahr?"

„Ich schlief also eine Stunde, und als ich erwachte, faßte ich den Plan, Dir einmal bei Tage zu erscheinen; ich stieg also unbekümmert um die junge Todte zu Pferd und kam zur allgemeinen Bestürzung gerade zu Eurem Frühstück.

„Nun, lieber Engel, muß ich Dich verlassen, aber morgen Nacht komme ich wieder."

Der Vampir küßte den Baron abermals auf den Mund und auf die Stirne und ging dann gemessenen Schrittes fort. —

Der Baron von Rossac verfiel in einen tiefen Schlaf und als er erwachte, hörte er zwei Stimmen im anstoßenden Zimmer, das nur durch eine dünne Bretterwand getrennt war. —

Die eine war Wilhelm's Stimme, die andere die von Röschen.

Der Baron hatte unwillkürlich gelogen, als er der Verstorbenen sagte, er liebe Röschen nicht, denn er bebte vor Eifersucht, als er sie nun im vertraulichen Gespräch mit Wilhelm belauschte.

XVII.

Wilhelm's Stimme ließ den Baron erbeben.

Warum?

Dieses „Warum" wäre ebenso schwer zu erklären, als die tausend und tausend Theorien über das menschliche Herz der Philosofen, die keines haben, und von Gelehrten, die davon nicht viel haben.

Warum hatte Wilhelm — der ihm noch am Morgen dieses Tages nur als Röschen's Bruder erschienen war, jetzt die Macht, Rossac nur durch den Klang seiner Stimme in so hohe Aufregung zu versetzen?

„Ich sage Dir, Röschen," sagte Wilhelm, „ich sage

Dir, Du bist seit zwei Tagen nicht mehr dieselbe gegen mich!“

„Du bist ein Thor!“

„Das bin ich nicht!“

„Du mußt es wohl sein, sonst könntest Du nicht so thöricht sprechen!“

„Oh — ich habe ein Herz, das fühlt —“

„Ah?“ rief Röschen ein wenig ironisch.

„Und Augen, die sehen!“

„Wirklich!“

Und Röschen's Stimme klang dem Baron noch spöttischer als zuvor.

„Ja, Röschen, wie ich Dir sage: ich sehe und ich fühle. Seit dieser verdammte Fremde zwischen mich und Dich getreten ist, seit wir diese höllische Komödie spielen, hast Du Deine Rolle im Ernste aufgenommen.“

„Natürlich!“ rief Röschen mit einem nicht ganz ungezwungenen Lachen aus.

„Du liebst ihn?“

Röschen stieß einen Schrei aus.

„Oh — nicht wahr, Du glaubst das nicht von mir, mein Wilhelm?“ frug sie in flehendem Tone.

„Oh nein,“ entgegnete Wilhelm, „ich weiß es!“

„Unsinn!“

„Ich habe es errathen!“

„Das ist nicht möglich!“

„Doch! — Ich fühle es an dem unregelmäßigen Pochen meines Herzens, und ich errieth es an der hingebenden Art, mit der Du Dich auf seinen Arm stützest. Ich sah Dich

bei Gretchen's Erscheinen zittern und erbleichen — Röschen, Du betrügst mich — oder wirst es doch bald thun!"

„Wilhelm!"

„Wenn das aber geschieht, Röschen," fuhr er immer heftiger werdend fort, „dann wehe Dir — wehe Dir!"

„Aber — ich schwöre Dir!"

„Ich habe Dich aus dem Schmutz aufgelesen, Röschen, Du warst eine einfache Grisette in Heidelberg, die Tochter eines Schneiders — nichts weiter."

„Gnade!" rief Röschen mit bebender Stimme.

„Ich habe aus Dir die Geliebte eines Studenten gemacht, eines Edelmannes, und — was noch mehr sagen will — Dich mit Putz und Schmuck behängt."

„Pfui, das ist erbärmlich!" rief jetzt Röschen ihn unterbrechend aus, „Deine Vorwürfe beschimpfen mich und Dich! — Ja, ich bin aus einem einfachen Mädchen die Geliebte eines Edelmannes geworden; aber die einfache, arme Schneiderstochter war rein und tugendhaft, war ein ehrbares Mädchen und in dem alten Städtchen als solches geachtet und geliebt. Jetzt hast Du meine Armuth mit Wohlstand vertauscht, aber — ich bin entehrt und gehe gesenkten Hauptes und mit niedergeschlagenen Blicken einher."

Wilhelm stieß einen Schrei der Wuth aus.

„Hat das Volk auch eine Ehre," — rief er — „und wagt es davon zu sprechen wie unseres Gleichen?"

„Das Volk, Wilhelm hat in seiner Armuth und Arbeitsamkeit mehr Ehre, als ein Edelmann Deines Gleichen, der seinem Wappen durch auf zweideutige Weise gewonnenes Gold neuen Glanz verleihen will!

„Was willst Du sagen?“

„Ich will sagen, Wilhelm, daß das Geschäft, zu dem Ihr Euch seit einigen Tagen hergebt, ein infames ist?“

Wilhelm heulte beinahe vor Wuth.

„Wer sagt Dir,“ — rief er mit zornerstickter Stimme — „daß es nicht einen politischen Zweck hat?“

„Ja,“ — sagte Röschen ironisch, „das ist die immerwährende Ausrede der Heidelberger Studenten, wenn sie eine Erbärmlichkeit begehen!“

„Eine Erbärmlichkeit!“ —

„Da geben sie vor einen „politischen Zweck“ zu verfolgen. Und dieses Weib — dieses Gretchen — die Euch mit Gold versieht, Eure Stipendien zahlt und die Fäden dirigirt, an denen Ihr Euch von ihr ziehen läßt — hat die auch einen „politischen Zweck?“

„Röschen,“ — rief Wilhelm nun auf das Aeußerste gebracht — „noch ein Wort, und ich tödte Dich!“

Röschen stieß einen Schrei des Entsetzens aus und bat um Gnade.

Man kann leicht begreifen was Nossac bei diesem Gespräch leiden mußte, das ein Stückchen des geheimnißvollen Schleiers zerriß, in den — das Schloß und seine sonderbaren Bewohner, für ihn, gehüllt waren.

Aber seine Entrüstung stieg auf's Höchste, als Wilhelm sein Röschen mit dem Tode bedrohte; er sprang schnell aus dem Bette und griff nach seinem Degen.

Im selben Augenblicke aber — war es Zufall, oder hatte man in dem Zimmer, wo Röschen und Wilhelm mit einander sprachen, das vom Baran verursachte Geräusch gehört — in

selben Augenblicke herrschte tiefes Schweigen, dann drehte eine Thüre sich in ihren Angeln und eine neue Stimme ließ sich in herrischem Tone vernehmen.

Dann vernahm Nossac folgende Worte, in slavischer Sprache:

„Nun, Wilhelm wann hörst Du mit Deinem Streit, oder besser mit Deinem Spiel auf? Warum dieser alberne Scherz mit Röschen, die unsere Schwester und nicht Deine Geliebte ist? Wie — wenn unser Gast solche Reden vernehmen würde?“

Samuel, Wilhelm's Zwillingsbruder, war es, der so gesprochen hatte.

„Oh, welches Unglück,“ — erwiederte Wilhelm leise — „der arme Baron könnte etwa die ganze Nacht aus Eifersucht kein Auge schließen!“

„Und all das ist sehr Unrecht,“ — flüsterte Röschen — „denn mein Bräutigam ist tapfer und edel und Ihr — Ihr behandelt ihn wie einen alten Panduren. Unser Vater hat wahrlich sonderbare Ansichten über die Tapferkeit. Jeder andere als der Baron würde die schrecklichen Proben nicht bestanden haben!“

„Das entschuldigt jedoch den sonderbaren Streit zwischen Euch nicht, den anzuhören Wilhelm den armen Baron gezwungen hat,“ — sagte Samuel. — „Geh' nun zu Bett', Wilhelm, und Du Röschen, komm' mit mir, ich begleite Dich hinauf bis zu Deinem Zimmer!“

„Mein kleiner Samuel,“ — flüsterte Röschen — „sind die Mystifikationen meines zukünftigen Gemahles noch immer nicht zu Ende?“

„Wetter! Ich glaube nicht; ich will überzeugt sein, vollkommen überzeugt, daß sein Muth Allem Trotz zu biethen vermag!“ — rief Wilhelm.

„Du bist nicht ganz nüchtern!“ — erwiederte Samuel — „und mengst Dich in Angelegenheiten, Die Dich nicht zu kümmern haben. Geh' zu Bett, Sohn Noah's und verschlafe den Weindunst, wenn Du kannst!“ —

Nossac wußte nicht was er nun denken solle.

Welche von diesen zwei verschiedenen Versionen war nun die wahre?

Jene, die Röschen die Geliebte eines Heidelberger Studenten nannte und sie mit der noblen Verachtung eines Studenten für seine Maitresse behandelte?

Dann war das unschuldige Lächeln und die jungfräuliche Reinheit die von Röschens Stirne strahlten gemeine Lüge und Heuchelei — oder ein gräßliches Spiel der Natur!

Oder jene, die Wilhelm der Trunkenheit beschuldigte und der Absicht den Baron eifersüchtig zu machen und seine Liebe auf die Probe zu stellen?

Zwei Gründe veranlaßten Nossac Samuel's Worten Glauben zu schenken.

Der erste war: daß er, der blasirte Roué, nicht an Röschen's Schuld glauben und in ihr — deren Benehmen so würdevoll, deren Blick so rein nnd unschuldig war — nicht die Maitresse des Heidelberger Studenten erblicken konnte.

Freilich gab es eine Menge Argumente, die sich gegen diese Ansicht aufstellen ließen.

Zum Beispiel, daß manche Frauen eine angeborene vornehme Miene und feines Benehmen haben und sich oft, obwohl aus den niederen Schichten des Volkes stammend, später in den feinsten Kreisen Geltung zu verschaffen wissen.

Der Baron aber, der an Röschen glauben wollte, gab solchen Ueberlegungen nicht Raum.

Der zweite Grund war vernünftiger.

Wilhelm und Röschen hatten in ihrer Sprache französisch gesprochen, was als ein Zeichen angenommen werden konnte, daß sie von dem Baron verstanden sein wollten.

Samuel hingegen hatte das Wort in slavischer Sprache ergriffen, in welche auch die anderen Beiden im zweiten Theil des belauschten Gespräches übergingen. —

Auf die Unterredung der Geschwister folgte eine lange Pause — sie mußten sich aus dem anstoßenden Gemach bereits entfernt haben.

Nossac fand es für das Klügste wieder zu Bette zu gehen und über die Lösung und den eigentlichen Zweck all' dieser Geheimnisse nachzusinnen.

Es gab allerdings unter all' den ungewöhnlichen Dingen, die er gesehen und gehört hatte, auch Dinge die sich allenfalls erklären ließen, wie zum Beispiel die Geschichte der „schwarzen Jäger", die Jagd bei Fackelschein u. dgl. —

All das zeigte nur von der fantastischen Laune des alten Schloßherrn.

Aber Gretchen?

Das heißt: Die verstorbene Baronin von Nossac, Helene, die in Gretchens Kleider geschlüpft war; Helene, die wie sie sagte. ihr Grab verlassen, und hunderte von Meilen zu

Fuß zurückgelegt hatte; bei Nacht rastlos wandernd, bei Tag Zuflucht in den Kirchhöfen suchend — wie war das zu erklären?

Nossac vergaß einen Augenblick an Wilhelm, Samuel und Röschen, um an die Verstorbene zu denken.

Mit äußerster Sorgfalt analysirte er alle Ereignisse und Empfindungen dieser Nacht.

Er rief sich jedes Wort der Verstorbenen in's Gedächtniß zurück, jede Phrase ihrer wunderbaren Erzählung und kam endlich zu dem Schluß: sie sei wirklich seine Frau, seine Frau, die er getödtet, und die von Gott die Erlaubniß erhalten hatte, ihr Grab zu verlassen, um ihren lebenden Gemahl nun zu quälen.

Es gibt Etwas Merkwürdiges im Menschenleben, das ist, daß die starken Geister am Empfänglichsten sind für übernatürliche Dinge.

Der gottloseste Frevler, der größte Atheist, wird bei solchen Gelegenheiten abergläubig wie eine alte Amme.

Baron von Nossac, der sein lebenlang Gott, den Teufel und die Heiligen verläugnet hatte, war seit zwei Tagen bereit Alles zu glauben. Er fand es ganz natürlich, daß ein Todter das Grabmahl von seinem Hügel wälzte, bei einer mondhellen Nacht hervorstieg aus seiner Grube, sich kokett in sein Leichentuch hüllte und von der Laune angewandelt wurde, eine weite Reise von Friedhof zu Friedhof zu unternehmen, um einem Geliebten, einem Gatten oder einem Freunde einen kleinen Besuch abzustatten.

Baron von Nossac war also zu der Ueberzeugung gelangt, nichts auf der Welt sei natürlicher, als Helenen's Tod und

tägliche Auferstehung, und — sei es nun Liebe zum Wunderbaren, oder eher noch Folge des unerklärlichen, wollüstigen Gefühles, das sich seiner bei der eisigen Berührung Gretchens bemächtiget hatte — wieder und immer dachte er mit bitterer Freude an die Liebkosungen, mit denen sie ihn überhäuft hatte. —

Plötzlich ertönte in dem Zimmer, wo Wilhelm und seine Schwester eben gesprochen hatten, eine sonore Stimme und sang die erste Strophe der Legende vom „schwarzen Jäger.“

Dann sagte dieselbe Stimme:

„Nun, Meister Satan, mein Vater, habe ich gestern meine Rolle als Schloßherr nicht gut gespielt? Bist Du nicht zufrieden mit mir? Ich habe das Feuer Deiner Augen gut gedämpft, meine Krallen geschickt verborgen, und Gott verdamme mich wie Euch, wenn er es nicht schon gethan hat! — wenn dieser kleine Baron nicht meint, ich sei von Fleisch und Blut, wie er!“

Als der Baron diese sonderbaren Worte hörte, glaubte er wahnsinnig zu werden und eilte zum Fenster, durch deren Scheiben die ersten Morgenstrahlen in's Zimmer fielen.

Er öffnete die Flügel und beugte sich hinaus, als bedürfe er der Luft und des Lichtes, um seinen aufgeregten Geist zu beschwichtigen, aber entsetzt taumelte er zurück.

Die heitere Wiese, der Garten, das Dorf — diese ganze entzückende Landschaft, die ihn gestern erfreut hatte, war verschwunden, als hätte der Satan selbst sie mit sich fortgetragen.

Und jetzt sah er nichts als eine trostlos öde finstere

Gegend, einen grauenvollen drohenden Strom, einen düstern Wald und kahle Felsen.

Der Satan war hier vorbei geschritten.

XVIII.

Bei dem Schrei, den der Baron ausstieß, öffnete sich eine Thüre und der Graf von Holdengrasburg trat mit seinem gutmüthigen Lächeln, mit dem leisen Beigeschmack von Spott, herein.

„Der schwarze Jäger!“ murmelte der Baron.

„Ah,“ rief der Schloßherr mit jovialem Lächeln aus, „endlich haben Sie doch Furcht empfunden, mein lieber Herr Baron!“

Der Baron ward bleich vor Zorn.

„Furcht?“ rief er aus. „Ich und Furcht!“

„Bei den Hörnern Satans, meines Vaters, ich glaube es, mein lieber Baron!“

„Wer Sie auch sein mögen, mein Wirth,“ erwiederte der Baron von Nossac, dem das Wort „Furcht“ seine ganze Kaltblütigkeit wieder gegeben hatte, „ich fordere Sie auf, mir zu beweisen, daß ich Furcht empfunden habe!“

„Das zu beweisen hat der Schrei auf sich genommen, den Sie ausgestoßen haben, Baron.“

„Glauben Sie?“

„Das will ich meinen.“

„Nun wohlan,“ sagte der Baron von Rossac, „wenn ich Furcht empfunden habe vor der Ungewißheit, so verscheuchen Sie diese, zeigen Sie sich mir im wahren Lichte und sehen Sie ob ich Furcht habe! — Wenn Sie der Sohn des Satans sind, so sagen Sie es, und ich, der sterbliche Mensch, will mit Ihnen, dem übernatürlichen Wesen, kämpfen! — Sind Sie ein einfacher Edelmann, der einen besonderen Hang zu Mystifikationen hat, so sagen Sie es ebenfalls, denn ich finde, daß diese Mystifikationen schon zu lange gedauert haben, und mein Degen wird ihnen ein Ziel setzen!“

So sprechend stützte der Baron von Rossac sich mit allem Anstand auf sein Schwert und sah dem schwarzen Jäger kühn in's Gesicht.

„Mein lieber Gast,“ sagte dieser mit einem mehr wohlwollenden als spöttischen Lachen, „ich habe diesmal Unrecht und bitte Sie dafür aufrichtig um Vergebung. Ich hätte bei meinen gestrigen Scherzen stehen bleiben und sie heute nicht wiederholen sollen. Sollten meine Entschuldigungen Ihnen nicht genügen — dann steht mein Degen zu Diensten!“

„Oh,“ sagte der Baron kalt, „habt Ihr die Rolle des ehrlichen Schloßherrn noch nicht lange genug gespielt, Meister Satan?“

Ein neues Gelächter entfuhr dem Grafen.

„Sie sind wahnsinnig!“ sagte er. „Ich bin von Fleisch und Blut wie Sie!“

„Eben vorhin haben Sie aber ganz anders gesprochen!“

„Wie, Sie haben dem Glauben geschenkt?“

„Es scheint,“ sagte der Baron von Rossac hochmüthig, „daß die Sache ziemlich wahrscheinlich ist!“

„Finden Sie?“

„Ohne Zweifel. Zum Beweise frage ich Sie, was Sie aus der Landschaft gemacht haben, die sich gestern lachend unter meinen Fenstern ausbreitete?“

„Sind Sie auch genau überzeugt, daß es diese Fenster waren?“

„Fest überzeugt. Ich erkenne das Bett, die Tapeten, Alles — sogar das Fauteuil, auf das ich vor dem Schlafengehen meine Kleider legte.“

„Nun,“ erwiederte der Graf, „da Sie so fest überzeugt sind, so kommen Sie mit mir. Ich will Sie vom Gegentheile überzeugen.“

Damit zog er den Baron fort, der ihm schweigend folgte.

Wie am vorhergehenden Tage ließ er den Baron mehrere in einander gehende Gemächer durchschreiten, bis sie ein Schlafzimmer erreichten, in dem er stehen blieb.

„Sehen Sie!“ sagte er zu Rossac.

Der Baron sah sich staunenden Blickes um und erkannte ein Zimmer, das demjenigen auf ein Haar glich, das er eben verlassen hatte.

„Sie sehen,“ sagte der Graf, „daß hier Alles so ist wie drüben, nur Eines fehlt: Ihr Anzug, den ich hinüber bringen ließ, als Sie mit Ihrem Bette dieselbe Reise machten. — Sie haben einen festen Schlaf, Baron.“

So sprechend öffnete der Graf von Holdengrasburg

das Fenster und der Baron erkannte seine lachende, malerische Landschaft von gestern, sein kokettes Dorf, seinen frischen Wald.

Wie gestern sah er wieder einen Mann und ein Mädchen über die thaubenetzten Rasenplätze wandeln — aber es waren nicht Wilhelm und Röschen, sondern Hermann und Gretchen.

Wie gestern erbebte Baron von Nossac und ein Schleier legte sich vor seine Blicke.

Er war eifersüchtig auf seine verstorbene Frau, als wenn sie am Leben wäre.

„Mein Herr," sagte er zum Grafen, ganz auf die feindliche Stellung vergessend, die er noch eben diesem gegenüber angenommen hatte, „sind Sie auch überzeugt, daß diese Frau wirklich die Geliebte ihres Sohnes Hermann ist?"

„Gretchen? Nun natürlich!"

„Nun ich sage Ihnen aber, daß es meine eigene Frau ist — meine verstorbene Frau, die auferstanden ist, um mich jede Nacht zu quälen und mir das Blut auszusaugen!"

„Sie sind wahnsinnig!"

„Nein, ich bin nicht wahnsinnig, ich bin aller meiner Sinne vollkommen Herr und ich habe heute Nacht nicht geschlafen. Sie kam, wie in der früheren Nacht, mit langsamen Schritten auf mich zu; wie damals, legte sie sich neben mich hin und biß mich in den Hals —"

„Sehen Sie," sagte der alte Graf, „der beste Beweis, den ich Ihnen dafür geben kann, daß sie Sie nicht in den Hals gebissen hat, ist, daß der Stich, den Sie sich selbst mit Ihrer

Degenspitze beibrachten, sich heute schon geschlossen hat und keine andere Wunde außer dieser zu sehen ist."

„Es ist wahr," sagte der Baron verdutzt, nachdem er in den Spiegel geblickt hatte. „Aber dies hindert nicht, ich bitte Sie mir zu glauben, daß Alles, was ich Ihnen sage, die gewissenhafteste Wahrheit ist!"

„Ich zweifle daran."

„Und wenn ich Ihnen Wort für Wort ihre merkwürdige Geschichte nacherzähle?"

„Lassen Sie immerh'n hören!"

Baron von Rossac, Gretchen und Hermann im Auge behaltend, die sich mit schmachtendem Behagen an einander drückten — Baron von Rossac, sagten wir, erzählte mit stockender Stimme, die bei jeder auffallenden Bewegung des Liebespaares ganz versiegte — diese sonderbare Odyssée seiner Frau durch die Leichenhöfe von Frankreich und Deutschland.

„Bei Gott," sagte der Graf traurig, „ich bereue bitterlich, Herr Baron, meine albernen Scherze! Sie haben Ihren Geist so angegriffen, daß sie mit offenen Augen träumen!"

Baron von Rossac sah den Grafen an.

In den Mienen des Letzteren spiegelten sich tiefes Mitleid und eine so offenbare Theilnahme, daß man nicht einen Augenblick an ihr zweifeln konnte.

„Nun, ich muß Ihnen Ueberzeugung verschaffen."

„Lassen Sie hören."

„Wissen Sie, wohin Gretchen alle Tage geht?"

„Zu dem Pfarrer des nächsten Dorfes."

„Wissen Sie das sicher?"

„Ganz sicher."

„Sie sehen also, daß ich nicht geträumt habe, denn weder Sie, noch einer Ihrer Söhne haben mir davon gesprochen, und ich weiß es dennoch. Sie leihen ihr ein Pferd, nicht wahr?“

„Ja,“ entgegnete der Graf erstaunt.

„Und sie kam zu Fuß, bettelnd von Heidelberg hieher?“

„Ja, woher aber wissen Sie das?“

„Oh,“ rief der Baron in Hitze gerathend, „ich weiß noch Vieles; zum Beispiel, daß sie des Abends ankam, daß Hermann erstaunt war, daß Sie sie gefragt haben: Ob sie sich nicht vor der ihr bestimmten Rolle scheue?“

„Bei Gott,“ rief der Graf aus, „Sie sind ein Hexenmeister und ich werde endlich selbst an Ihre Vampire glauben!“

Während sie so miteinander sprachen, war die Sonne höher gestiegen und ließ die Berggipfel in rothen und violetten Farben erglühen.

Man brachte Gretchen ein Pferd, sie schwang sich mit Hermann's Hilfe hinauf, nachdem sie ihrem Geliebten einen langen Kuß gegeben hatte.

„Sehen Sie!“ rief Rossac.

„Nun, was erblicken Sie Wunderbares darin?“

„Und Sie, fällt Ihnen nichts auf?“

„Mir? Wahrlich nicht! Gretchen reitet fort. Was weiter? Sie ist stolz, Hermann hatte sie verlassen, sie folgte ihm, weil sie ihn liebt — aber, sie will nicht sein Brod essen.“

„Und sie eilt zu dem Pfarrer?“

„Gewiß!“

„Nun ich sage Ihnen: sie eilt auf den Kirchhof!“

„Welch wahnsinniger Gedanke!“

„Wollen Sie ihr mit mir folgen?“

„Ich wollte es gerne und wäre es nur um Sie zu überführen. Aber Sie vergessen, daß ich es nicht kann.“

„Warum nicht?“

„Weil ich für die Umgegend der „schwarze Jäger“ bin; würde ein Bauer mir begegnen, so könnte er im Dorfe erzählen, er habe den „schwarzen Jäger“ gesehen, ohne zu sterben, und dann wäre es um meinen Ruf und um meine Macht geschehen!“

„Nun, so gehe ich allein!“

Baron von Rossac kleidete sich völlig und eilig an, ergriff seinen Degen, stürzte aus dem Hause hinaus und verfolgte den Pfad, auf dem Gretchen sich langsam entfernt hatte.

Es war ein herrlicher Sommermorgen. Der tiefblaue Himmel schien das Nahen der Sonne mit der Ungeduld einer liebenden Braut zu erwarten und alle Vögel in den Hecken stimmten ihre Hymnen zum Preise Gottes an.

Die Verstorbene ritt langsam durch die blühenden Hecken und schien die duftgeschwängerte Luft mit Behagen einzusaugen.

Der Baron schritt bebend hinten drein.

Die Verstorbene trieb ihr Pferd plötzlich an, weil sie wahrscheinlich das gänzliche Hervortreten der Sonne befürchtete.

Der Baron war gezwungen zu laufen, um sie nicht aus dem Gesichte zu verlieren.

In zehn Minuten hatten sie so das Dorf erreicht.

Außerhalb des Dorfes lag der Friedhof mit seiner Ein-

zäunung von lebenden Hecken, unter denen hie und da ein blühender Myrthenstrauch oder eine Trauerweide hervorstach.

Das Pförtchen war halb geöffnet, der Hof des ewigen Friedens stand Jedermann offen.

Gretchen stieg vom Pferde, blickte prüfend zum Himmel und der Baron glaubte die freudig gesprochenne Worte zu vernehmen:

„Oh, ich habe noch Zeit einige Blumen zu pflücken."

Sie näherte sich dem Bächlein, das plätschernd dahin floß, kniete langsam nieder, pflückte eine Handvoll Vergißmeinnicht und Gänseblümchen und riß dann einen blühenden Zweig wilder Rosen von der Hecke.

Plötzlich ward es hell, ein Lichtstrahl schoß hinter den Bergesgipfeln hervor, die Verstorbene stieß erschrocken einen Schrei aus, floh hinter ein dichtes Gebüsch aus dem sie nach einigen Augenblicken, in ein weites Leichentuch fest eingehüllt, wieder hervortrat.

Baron von Rossac rieselte kalter Schweiß von der Stirne.

So sah er sie auf eine offene Grube zuschreiten und sich der Länge nach hinein legen.

Seine Knie wankten unter ihm, aber wieder bemächtigten sich seiner Zweifel, wieder glaubte er, es handle sich nur um eine Mystifikation und er rief aus:

„Bei Gott! Ich will mir jetzt Gewißheit verschaffen!"

Er eilte auf die Grube zu, da blieb er stehen.

Die Todte ruhte regungslos, in ihr Leichentuch gewickelt, die Blumen in der Hand, im Sarge.

Kein Athemzug hob die Brust, keine Regung zeigte von

Leben, der Tod hatte sie wieder erfaßt, sie schlief bis zum Abend.

Der Baron bückte sich und ergriff einen Zipfel des Leichentuches, um es aufzuheben; da ergriff ihn plötzlich Entsetzen — und bleich und wankend stützte er sich auf einen Leichenstein.

XIX.

Nach einer Minute hatte Nossac seine Fassung wieder gewonnen und wieder beugte er sich über den Rand der Grube hinab. Aufmerksam sah er das Gesicht der Todten an.

Es war bleich, stumm, leblos; keine Muskel rührte sich, kein Tropfen Blut schien durch die bläulichen Adern zu rollen, die sich auf der zarten, weißen Haut abzeichneten.

Nossac sah das Antlitz der Todten lange an, dann kniete er hin, streckte muthig den Arm hinab und berührte das Gesicht mit seinem Finger.

Es war kalt wie die Hand der Verstorbenen, kalt wie der Kuß, den sie ihm in vergangener Nacht gegeben hatte.

Da nahm der Baron seinen Degen und ritzte die Brust der Todten: sogleich sprang frisches, rosiges Blut hervor und träufelte über das weiße Leichentuch.

Die Todte regte sich nicht, ihr Blut floß langsam fort.

Da dachte Nossac, nun überzeugt, daß er nicht der Spielball einer Komödie sei, daß er es wirklich mit einer Todten zu thun habe und also auch mit einem Vampir, der sich sicherlich für das ihm jetzt muthwillig entzogene Blut entschädigen und Nossac endlich in ein frühes Grab bringen werde!

Nun erfaßte ihn Reue über seine That und er verband die Wunde der Todten mit seinem Taschentuch; als er sich wieder erhob, sah er, daß seine Hände mit dem Blute der Verstorbenen besudelt waren. Entsetzen packte ihn und gleichzeitig fühlte er auch jene unbezwingbare Erstarrung sich seiner bemächtigen, die ihn allnächtlich umfing.

Er dachte mit Schaudern daran, vielleich hier, am Rande dieses Grabes einzuschlafen, neben seiner nächtlichen Besucherin — auf einem Kirchhofe!

Sein Grauen war so heftig, daß er trotz der nahenden Erstarrung sich aufraffte und von der Grube entfernte. Aber bei dem ersten Schritte war es ihm, als hielte eine unsichtbare Macht ihn fest und zöge ihn mit Gewalt zur Grube zurück — dann aber, und je weiter er sich von dieser entfernte, schwand sowol die Erstarrung seiner Glieder als auch diese geheimnißvolle Kraft und mit Blitzesschnelle eilte er dem Pförtchen zu.

Hier stand, bleich, vor Erregung zitternd, eine weibliche Gestalt.

Es war Röschen.

Der Baron stieß einen Schrei aus.

„Sie hier, Röschen!“

Sie machte einen Schritt auf ihn zu, faßte seine Hand und sagte:

„Ich wage mein Leben, indem ich Sie hier aufsuche — aber, wenn auch — ich muß Sie sprechen!

„Oh, sprechen Sie!“ rief Nossac, dessen Bewunderung und Liebe für sie, bei ihrem Anblicke plötzlich wieder erwachten, nachdem sie so oft von Gretchens geheimnißvollen Einfluß in den Hintergrund gedrängt wurden.

„Nicht hier!“

„Warum nicht?“

„Die Todten sind zu nahe; kommen Sie!“

Sie zog ihn mit sich fort.

Wie wir schon erwähnten, lag die Waldung in der Nähe und ein von einer manneshohen Hecke umzäumter Hofweg führte zu ihr.

Hier konnte man weder vom Kirchhofe, noch vom Schloße aus bemerkt werden.

Der Baron folgte ihr mit einiger Befriedigung; er fühlte, daß sie sein guter Geist, sein Schutzengel war — und Gretchen — lebend oder todt, sein böser Dämon!

Röschen zog ihn endlich auf einen mit Moos überdeckten Baumstrunk nieder und sah nach allen Seiten umher.

„Sind wir auch ganz allein?“ flüsterte sie.

„Ja,“ erwiederte der Baron, sich ebenfalls sorgsam umblickend.

„Denn,“ begann Röschen wieder, „wenn man uns sähe —“

„Nun?“

„Er würde mich tödten!“

„Wer?“

„Er —“ erwiederte sie ängstlich.

„Wer — er?“

„Wilhelm!“

Der Baron stampfte zornig mit dem Fuße auf.

„Immer dieser Wilhelm!“ murmelte er, „immer er!“

Rossac's Stimme hatte einen so harten Klang angenommen, daß Röschen zitterte.

Sie öffnete den Mund, um zu sprechen, aber die Erregung schnürte ihr die Kehle zu; sie konnte nur den flehenden Blick zum Baron erheben, der zu sagen schien:

„Schonen Sie mich! — Denn ich liebe Sie!“

Allein wenig gerührt von dieser stummen Sprache, fuhr der Baron mit derselben Gereiztheit fort:

„Was ist dieser Mensch für Sie? — Welchen unseligen Einfluß hat er über Ihr Schicksal — daß Sie bei seinem Namen erbeben, und bei seiner Stimme zittern?“

Röschen antwortete nicht und schlug die Augen nieder.

„Sagen Sie mir Röschen,“ fuhr der Baron fort, „sagen Sie mir, daß die schrecklichen Worte, die ich vor einigen Stunden gehört habe, diese Worte, die mir den Glauben an Alles genommen haben, an die Güte Gottes, an Frauen-Tugend, an die Aufrichtigkeit Ihres Lächelns —“

Röschen glitt zu den Füßen des Barons und flüsterte:

„Vergeben Sie mir — ich bin sehr strafbar!“

Rossac glaubte, der Verstand verließe ihn, das Herz springe ihm in der Brust.

„Es ist also wahr?“ flüsterte er.

„Ja,“ sagte Röschen mit ersterbender Stimme.

„Sie — Sie sind also nicht seine Schwester?“

„Nein,“ deutete Röschen.

„So sind Sie —“

Er hielt inne, von ihrem flehentlichen Blick getroffen.

„Und — unsere Heirat?“

„Lüge!“ sagte sie.

„Aber — das ist ja erbärmlich!“ rief Nossac außer sich. —

„Oh — ich weiß es wohl!“ sagte Röschen. „Aber was wollen Sie? Ich war ein armes Mädchen von Heidelberg; Wilhelm hatte mich mit einem Heiratsversprechen verführt; er hatte eine furchtbare Macht über mich errungen und beherrschte mich vollständig. Er reiste mit Hermann, Konrad und dem alten Berghausen —“

„Wer ist Berghausen?“

„Der schwarze Jäger.“

„Er ist also nicht der Vater Wilhelm's und der Anderen?“

„Nein. Wilhelm hat nur einen Bruder — Samuel.“

„Und die zwei Andern?“

„Sind ihre Freunde — Studenten.“

„Aber dieser Berghausen?“

„Ist ein sogenanntes „bemoostes Haupt!“

„Das Schloß ist also nicht sein Eigenthum?“

„Nein.“

„Wem sonst gehört es?“

„Das weiß ich nicht!“

„Welch' sonderbares Geheimniß!“

„Ja wohl! Sie gehorchen alle fünf diesem Gretchen, das Gott verdamme; diesem Gretchen, das, ich weiß nicht,

ob todt oder lebendig ist — aber einen merkwürdigen Einfluß auf sie Alle hat — auch auf Sie!"

Der Baron erbebte.

„Auf mich?" sagte er erstaunt.

„Oh ja!" rief Röschen lebhaft aus, „auch auf Sie — Sie lieben Gretchen!"

„Nein!" rief er mit Ueberzeugung.

Röschen stieß einen Freudenschrei aus.

„Sprechen Sie wahr?" — flüsterte sie mit gefalteten Händen.

„Ja — ich habe Sie geliebt!"

Röschen senkte den Kopf.

„Und lieben Sie mich nicht mehr?" frug sie kaum hörbar.

„Sie gehören Wilhelm an!" — sagte der Baron mit dumpfer Stimme.

Röschen stieß einen schwachen Schrei aus, einen Schrei erstickter Verzweiflung und sank halb besinnungslos auf den Rasen hin.

„Oh — ich liebe Sie so sehr!" schluchzte sie.

Dieser Schrei, diese Worte trafen in Nossac's Herz und rührten ihn tief.

„Und — wenn ich Sie noch liebte?" frug er.

„Oh — sprechen Sie wahr? — Täuschen Sie mich nicht? Ist es nicht das Mitleid allein, das Ihnen diese Worte diktirt?"

Baron von Nossac ergriff mit beiden Händen den bleichen Kopf des jungen Mädchens, drückte einen heißen Kuß auf seine Stirne und wiederholte:

„Röschen, ich liebe Dich!“

„Nun — wenn Sie mich lieben, so folgen Sie mir!“

„Was meinst Du?“

„Entreißen Sie mich diesem Wilhelm, denn er liebt mich und würde mich tödten! Führen Sie mich fort, weit fort von ihm, denn ich verabscheue ihn, seit ich Sie gesehen habe — seit ich Sie liebe! Nehmen Sie mich mit sich und ich will Sie so sehr lieben, daß Sie endlich vergessen sollen, daß ich einem Andern angehört habe!“

„Ich werde es vergessen!“ entgegnete Rossac mit ernster Stimme.

„Und — mir vergeben!“ frug sie, seine beiden Hände fassend.

„Ja,“ sagte er, einen zweiten Kuß auf ihre schöne Stirne drückend.

„Auch meinen Antheil an dieser höllischen Komödie?“

„Ja — aber laß uns fliehen!“

„Nicht jetzt,“ wendete Röschen ein, „in der kommenden Nacht!“

„Warum?“

„Bis dahin kann ich Alles zu unserer Flucht vorbereiten!“

Baron von Rossac schauerte bei einem Gedanken, der sich ihn aufdrängte.

„Der Vampir wird kommen!“ sagte er.

„Nun,“ rief Röschen mit aufflammendem Blicke, „wenn er kommt —“

„Nun?“

„So durchbohren Sie ihn mit Ihrem Degen!“

„Ich werde es nicht können — er hat Zaubermacht über mich.“ —

„Gießen Sie heute Abend den Inhalt des letzten Becher Weins, den man Ihnen reicht, unter den Tisch!“

„Oh — nun verstehe ich Alles!“ rief Nossac. „Aber ich werde Rache nehmen!“

„Still!“ lispelte Röschen mit einem Male, „stille, — hören Sie?“

Man vernahm deutlich eine Stimme, die aus der Ferne rief:

„Röschen! Röschen!“ Wo bist Du?“

Es war Wilhelm's Stimme!

XX.

Röschen schmiegte sich sehr bleich und zitternd an den Baron.

„Ich fürchte mich!“ flüsterte sie.

„Fürchte nichts — ich bin bei Dir!“

„Oh — er würde mich sicherlich tödten!“

Nossac lächelte stolz.

„Wenn ich es zugebe!“ sagte er, die Hand an den Degenknopf legend.

„Röschen! Röschen!“ rief die Stimme mit einem Anklange von Zorn.

„Das Klügste," — sagte Röschen, — „ist, uns jetzt zu trennen!"

„Schon — mein Kind?"

Sie legte ihre kleinen Händchen auf die Schultern des Barons und sagte ihm zulächelnd:

„Werden wir nicht morgen vereinigt sein?"

„Oh gewiß!" — rief er mit dem Enthusiasmus der Liebe.

„Wir werden fliehen — weit, weit von hier — nicht wahr, mein Geliebter?"

„Ja, mein Kind."

„Wir werden in Dein Vaterland ziehen — in Dein Frankreich. — Ich werde Dir überall hin folgen, wie der Hund seinen Herrn — wie der Schatten seinen Körper!"

„Röschen!" wiederholte die Stimme zum dritten Male — wo bist Du?"

Röschen erblaßte.

„Lebewohl!" rief sie. „Wenn Wilhelm hieher kommt, so verbergen Sie sich, und stellen Sie sich ohnmächtig."

Sie wechselten einen langen Kuß, dann entfloh sie.

Kaum aber war sie zehn Schritte entfernt, so kam sie wieder zurück.

„Vergessen Sie nicht — den letzten Becher Wein — schütten Sie ihn unter den Tisch — Und — wenn sie kommt, so — so tödten Sie sie!"

„Ja," erwiederte Rossac sinnend.

„Wenn die Zeit zur Flucht gekommeu ist, werde ich Sie benachrichtigen. Die Pferde werden gesattelt bereit

stehen. Sie haben sich nur anzukleiden und wir können gehen. Leben Sie wohl!"

Sie verschwand.

Es war die höchste Zeit, denn kaum waren ihre leichten Schritte verklungen, so drang von der entgegengesetzten Seite Geräusch herüber und Wilhelm trat plötzlich in die Lichtung.

Hier lag der Baron, Röschen's Rath befolgend, mit allen Anzeichen der Bewußtlosigkeit.

Wilhelm blieb bei diesem unerwarteten Anblick erstaunt und verdutzt stehen.

„Oh," sagte er, „ich komme zu dem Glauben, daß unser guter Edelmann, so tapfer er auch sonst sein mag, seit zwei Tagen redlich Furcht empfunden hat! So ist er Gretchen nicht auf den Friedhof gefolgt, wie es seine kühne Absicht war, sondern vor Schreck hier auf den Rasen hin gekollert, wie ein Mann, der wirklich den gefürchteten schwarzen Jäger gesehen hat."

Nun näherte er sich dem Baron von Nossac und schüttelte ihn tüchtig.

„Alle Wetter!" murmelte Wilhelm, „wir wollen zwar, daß er stirbt, aber langsam, hübsch langsam, — heute aber darf er seinen Geist noch nicht aufgeben."

Wilhelm eilte zu dem kleinen, über den Kies rollenden Bächlein, schöpfte von dem klaren Wasser in die Höhlung seiner beiden Hände und sprengte es dem Baron in das Gesicht.

Dieser war der Meinung, Wilhelm sei nun so hinlänglich von seiner Ohnmacht überzeugt, daß es ihm erlaubt

sei, nicht länger in ihr zu verharren — er schlug also unter der Berührung des kalten Wassers die Augen auf.

„Nun, mein lieber Gast," sagte Wilhelm freudig, „was fehlt Ihnen denn, was ist Ihnen begegnet?"

„Ich habe geschlafen," erwiederte der Baron von Rossac.

„Was wäre das für ein Schlaf?"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Nun, haben Sie aus Ermüdung oder vor — Schreck geschlafen?"

„Schreck?" rief der Baron verächtlich.

„Gewiß, weil Sie gar nicht erwachen wollten."

„Glauben Sie?"

„Ja wohl; denn ich habe Sie ziemlich heftig gerüttelt."

„Hm, es mag wohl daher kommen, daß mein Schlaf in verflossener Nacht oft gestört wurde."

„Bah! Seien Sie aufrichtig, Baron!"

„Ich bin es."

„Sie haben irgend eine neue Mystifikation meines sehr geehrten Papa's, des Grafen von Holdengrasburg, durchzumachen gehabt — da wurden Sie von Entsetzen ergriffen und flohen bis hieher — wo Ihre Sinne Sie verließen!"

„Nun," sagte der Baron von Rossac, plötzlich eine mittheilsame Stimmung an den Tag legend, „es ist so — ich gebe es zu!"

„Ich bin aber auch fest entschlossen," sagte Wilhelm,

„offen mit meinem Vater zu brechen, wenn er solche schlechte, übelangewandte Scherze nicht endlich aufgibt!“

„Und ich,“ rief Baron von Nossac zornig, „ich werde Rechenschaft von ihm begehren!“

„Bah! Beruhigen Sie sich, mein lieber Baron — ich bitte Sie, und kommen Sie mit mir.“

„Wohin?“

„In's Schloß, wo das Frühstück unser harrt.“

„Ich habe nichts dagegen,“ antwortete der Baron von Nossac, „ich bin wahrhaftig hungerig!“

„Dann wollen wir zu Pferde steigen und einen Hirschen hetzen; haben wir doch schon zwei Tage lang nicht gejagt!“

„Wird Gretchen auch von der Partie sein?“ frug der Baron.

„Ich weiß es nicht; aber es ist wohl möglich.“

„Ich versichere Ihnen das Gegentheil.“

„Warum?“

„Weil Gretchen in ihrem Sarge auf dem Friedhofe liegt. Ich habe sie dort gesehen — ich habe sie mit diesem Degen verwundet!“

Wilhelm fuhr zusammen.

„Und sie ist — was immer man auch sagen möge — wirklich todt,“ fuhr der Baron fort. „Und es ist ein wirklicher Vampir, der mich allnächtlich besucht und die Aufgabe zu haben scheint, mir das Blut auszusaugen und mich so tropfenweise um das Leben zu bringen!“

„Welch' wahnsinnige Idee!“

„Zweifeln Sie meinetwegen — was kümmert das

mich! — Ich weiß doch, was ich gesehen habe — mit meinen eigenen Augen gesehen! — Ich weiß, welches Entsetzen mich faßte und bis an diese entlegene Stelle trieb, wo Sie mich in ganz bewußtlosem Zustande aufgefunden haben."

„Sie waren das Opfer einer Täuschung — eines Gaukelbildes Ihrer erhitzten Phantasie!"

„Ich schwöre Ihnen das Gegentheil!"

„Und ich — ich kann es nicht glauben. — Aber kommen Sie und lassen Sie uns zum Frühstück eilen."

Wilhelm nahm ihn vertraulich beim Arm.

Bei dieser Berührung schauerte Baron von Nossac voll Zorn und war beinahe in Versuchung, ihn zu erwürgen, ihm den Degen bis an's Heft in die Brust zu stoßen, kurz, diesen Menschen zu ermorden, den Röschen geliebt hatte.

Zum Glück aber war Baron von Nossac nun im Klaren, daß man ihn hintergehe, ja, daß man ihm wahrscheinlich nach dem Leben trachte — und er war so vernünftig, sich zurück zu halten.

Als sie das Schloß erreichten, erblickte Wilhelm Röschen, welches im Park spazieren ging.

Er eilte auf sie zu.

„Wo kommst Du her?" frug er sie.

„Aus dem Walde."

Wilhelm's Stirne umwölkte sich einen Augenblick, als schöpfe er Verdacht; aber dieser Verdacht zerrann augenblicklich, als Röschen hinzu fügte:

„Ich war bei dem Holzhauer Werner."

„Zu Tisch, Baron!“ rief Hermann ihnen zu, der herbeigeeilt kam.

„Und dann zu Pferde!“ fügte Konrad hinzu.

„Nun?“ frug der alte Graf von Holdengrasburg in geheimnißvollem Tone und zog den Baron von Rossac bei Seite.

„Ich habe mich nicht geirrt — ich habe Gretchen auf dem Friedhof gesehen!“

„Sie sprechen im Wahnsinn!“

„Gewiß nicht —“

Und der Baron von Rossac wiederholte dem alten Grafen, was er Wilhelm ebenfalls erzählt hatte.

Der Schloßherr schüttelte mit zweifelhafter Miene den Kopf, sagte aber dennoch mit leiser Stimme:

„Ich muß mir Gewißheit verschaffen!“

„Das ist leicht,“ erwiederte der Baron von Rossac, „ich werde Sie führen!“

„Nein, heute nicht. — Morgen wollen wir ihr Beide nachgehen.“

„Gut — wie Sie wünschen!“ sagte der Baron von Rossac.

„Unter Anderem,“ begann Hermann, der jetzt zu ihnen trat, „ich wollte diesen kleinen Schelm, Gretchen, heute gerne mit uns haben!“

„Nun — und —?“ frug der alte Graf mit einem bedeutungsvollen Blick zu Rossac.

„Sie schlug es aus.“

„Warum?“

„Sie gibt vor, nicht daran gewöhnt zu sein, einen

ganzen Tag auf der Jagd zuzubringen, ohne etwas zu essen."

„Und das Diner während der Rast?"

„Du weißt ja, daß Gretchen stolz ist und nicht unsern Tisch theilen will."

„Ah — es ist wahr! Also zu Pferde!"

XXI.

Der Baron und die Familie seines Wirthes stiegen zu Pferde, die Fanfaren erklangen.

„Röschen kommt also nicht mit?" frug Samuel seinen Bruder Wilhelm.

„Nein," entgegnete Wilhelm übellaunig.

„Warum nicht?"

„Weil ich es ihr verboten habe."

Samuel zuckte mit den Achseln.

„Du bist sehr tyrannisch gegen das arme Kind!" sagte er.

„Findest Du?"

„Ja, — und noch mehr als dieses — es empört mich!"

Wilhelm zog die Brauen zusammen.

„Ich bin eifersüchtig!"

„Thor!“

„Ich fürchte — sie liebt ihn!“

„Wie thöricht Du doch bist! Wilhelm, Wilhelm — Deine alberne Eifersucht wird uns noch verrathen — und dann ist Alles verloren!“

„Meinetwegen! Was kümmert es mich!“

„Oh, es kümmert uns alle recht sehr — Du einfältiger Mensch! Wenn wir die Sache jetzt aufgeben, so sind wir ruinirt — und wir haben so wenig Kredit und brauchen viel Geld!“

„Still'!“ sagte Wilhelm, auf den Baron zeigend, der sein Pferd in zierlichen Sprüngen neben die ihrigen lenkte.

Man brach auf.

Die Jagd war herrlich — der Hirsch in acht Stunden zum Stand gebracht.

Pferde, Hunde, Rüdenknechte, alle zeichneten sich aus, und der Baron von Rossac überließ sich dem Jagdvergnügen.

Er dachte, bei seiner Rückkehr in's Schloß habe er vollauf Zeit, an Röschen und die Bewerkstelligung ihrer Flucht zu denken.

Man war gegen Abend zu Hause angelangt und die Jäger fanden das Souper bereit.

Röschen erwartete sie in der Halle.

Sie fand Gelegenheit, sich dem Baron ein wenig zu nähern.

„Alles wird bereit sein!“ flüsterte sie ihm verstohlen zu.

Die Abendmahlzeit verging in sehr froher Stimmung; man neckte den Baron ohne Bitterkeit; man spottete über die Vampire — allein Gretchen's wurde mit keinem Worte erwähnt, weder von dem Grafen von Holdengrasburg noch von dem Baron von Rossac.

„Baron," — sagte der Graf als das Super sein Ende erreichte — „nun wollen wir noch, wie wir es allabendlich zu thun pflegen, eine Flasche Malvasier mit einander leeren. Reichen Sie mir Ihr Glas!"

Die alte staubbedeckte Flasche wurde entkort und der Baron hielt sein Glas hin.

Allein im Augenblicke wo jeder der Tischgenossen sein Glas zum Munde führte, schüttete er den Inhalt des seinigen mit einer schnellen Bewegung unter den Tisch.

Niemand bemerkte diese Bewegung, ausgenommen Röschen und ein neuer Gast, der eben auf die Schwelle trat.

Es war dieß — Gretchen.

Gretchen runzelte die Stirne, warf einen durchbringenden Blick auf Röschen, die schnell zu Boden sah, und ihre Lippen bebten krampfhaft vor Zorn.

„Sieh da, Gretchen!" — riefen Alle.

Gretchen trat mit einem heiteren, reizenden Lächeln ins Zimmer und grüßte die Gesellschaft.

Aber sie war bleich wie immer, und die Steifheit ihres Ganges zeigte noch von der Erstarrung, aus der sie soeben erwacht war.

Baron von Rossac schauerte bei ihrem Anblicke zusammen, seine Blicke wanderten von unsichtbarer Macht angezogen auf ihr Antlitz auf dem sie haften blieben.

Allein heute fühlte er nicht jene plötzliche Schwere der Glieder, die sich sonst am Ende des Souper's seiner bemächtiget hatte.

Da er aber auch durch List siegen wollte, so gab er sich den Anschein, als werde er wieder von Schlafsucht heimgesucht und beinahe überwältiget.

Er bat sich zurückziehen zu dürfen.

Als er an Röschen vorüber ging, drückte sie ihm verstohlen die Hand und flüsterte:

„Ich werde Sie wecken — und wenn der Vampir kommt —"

Sie hielt inne, warf einen von Haß und Eifersucht erfüllten Blick auf Gretchen und vollendete dann:

„So tödten Sie ihn!"

Der Baron schauerte zusammen, ohne etwas zu erwiedern.

Allein als er sein Zimmer erreicht und sich zu Bett gelegt hatte, fing er an zu überlegen und mußte sich endlich gestehen das Opfer einer erbärmlichen Mistifikation zu sein, denn Röschens Mittheilungen hatten ihm Aufklärung verschafft.

Da kam er natürlich auch zu der Schlußfolgerung, Gretchen sei eine Abenteuerin, die — im Solde irgend eines persönlichen Feindes, den er haben mußte — die Rolle seiner Frau spielte.

Einmal zu einem solchen Gedanken gekommen, richtete er sich halb auf seinem Lager in die Höhe, legte sich den Degen zurecht und sagte:

„Ich bin nicht gelaunt mich noch länger von einem falschen Vampir zum Besten halten und aussaugen zu lasseu!"

Lange wartete er so — aber Niemand kam.

Die Stunden verrannen, und der Baron schlief endlich ein seinen Degen fest umklammert haltend.

Plötzlich wurde er aus dem Schlafe aufgeschreckt, die Thüre, obwohl vorsichtig aufgestoßen, knarrte in ihren Angeln und der Baron konnte eine weiße Gestalt unterscheiden, deren Umriße sich gegen die Dunkelheit abzeichneten.

Obwohl noch halb von Schlaf befangen, erhob sich der Baron und drückte den Degen an seine Brust — als müsse er erst Kraft sammeln.

Er war mit dem Gedanken eingeschlafen: Gretchen sei ein, von irgend einem seiner Feinde gedungenes erbärmliches Geschöpf; allein während des Schlafes war all' seine Angst vor dem Vampir zurück gekehrt und als er diese Erscheinung auf sein Bett zuschreiten sah, fühlte er wie sich seine Haare sträubten.

Allein da er den letzten Becher Wein nicht getrunken hatte, so war er vollkommen Herr seiner Glieder, also im Stande sie nach Willkür zu bewegen, und fern vor jener Schwäche die ihn in den früheren Nächten gelähmt hatte.

Je näher die weiße Gestalt kam, um so mehr verlor er den klaren Blick; Gretchen wurde aus dem erbärmlichen Mädchen wieder der grauenerregende Vampir — und diesen Vampir haßte und liebte er gleichzeitig.

Nossac fühlte sich im selben Augenblicke von ihm angezogen und abgestoßen, bezaubert und entrüstet.

Er empfand für Gretchen — war sie nun ein Weib oder ein Vampir — eine unklärbare, heftige Liebe; eine Liebe die ihm widernatürlich erschien, die ihn mit Grausen erfüllte, ihn

rasen machte, und sich, sobald er der geringsten Ueberlegung Raum gab, in Haß verwandelte.

Es ging also ein furchtbarer Kampf in ihm vor, als er das Gespenst erblickte — ein Kampf zwischen seinem Herzen und seinem Verstande, der in zwei Sekunden Jahrzehnte zu währen schien.

Das Herz trieb ihn mit geöffneten Armen Gretchen entgegen.

Der Verstand flüsterte ihm zu:

„Tödte sie!"

Was das Gespenst betrifft, so schritt es vorsichtig, auf den Zehenspitzen heran, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und ängstlich horchend, dann wieder zögernd vorwärts schreitend, als sei es nicht an das Gehen im Finstern gewöhnt, mit der Oertlichkeit des Zimmers nicht vertraut und fürchte an ein Möbel zu stoßen.

Endlich langte die weiße Gestalt bei dem Bette an, und streckte stumm den Arm gegen den Baron aus.

Auch er streckte seinen Arm aus und — bebend zwar, aber von fieberhafter Kraft geleitet, durchstieß er die Brust des Gespenstes mit einem Degenstich.

Der Verstand hatte über das Herz gesiegt!

Das Gespenst stieß einen Schmerzensschrei aus und stürzte zusammen.

Dieser Schrei drang dem Baron in's innerste Mark, er stürzte aus dem Bette und rief:

„Gretchen! — Gretchen!"

„Es ist nicht Gretchen," flüsterte das Gespenst mit verlöschender Stimme.

Der Baron stieß einen Schrei aus, der wahrscheinlich die Bewohner des Schloßes aus dem Schlafe aufgescheucht haben mußte, denn während Nossac sich ganz von Sinnen über diese zu Füßen seines Bettes röchelnde Gestalt nieder beugte, erschienen Wilhelm und Samuel bleich und bebend.

Bei dem Scheine der Wachslichter, welche sie in der Hand hielten, schrack der Baron zusammen und stieß einen Schrei der Verzweiflung und rasender Wuth aus.

Diese Gestalt — war nicht der Vampir, nicht das todte Gretchen, nicht die Blutsaugerin. —

Es war Röschen!

Röschen, die um zwei Uhr Morgens gekommen war, um den Baron zu wecken und ihm, den sie liebte, zu sagen:

„Kommen Sie! — Die Pferde erwarten uns vor der Zugbrücke!"

Röschen ächzte und röchelte — doch hatte sie das Gesicht mit einem holden Lächeln der Verzeihung zu dem Baron gewandt, und ihr Blick schien sagen zu wollen:

„Es ist nicht Ihre Schuld — Sie haben mich für Gretchen gehalten!"

Samuel eilte um Hilfe zu Konrad und Hermann, die Studenten der Medizin waren — allein sie kamen zu spät.

Als sie in's Zimmer des Barons traten, war Röschen die Hand Nossac's haltend und ihm zuflüsternd: „Ich liebe Dich!" bereits verschieden.

Wilhelm und Nossac, diese zwei Wesen, die sich so gründlich, so instinktartig haßten, traten vor dem Leichnam zurück

und maßen sich eine Sekunde lang mit kalten, drohenden Blicken.

Der Baron ahnend, was nun kommen müsse, legte die Hand an den Degen.

Wilhelm that das Gleiche.

„Mein Herr,“ begann dieser, „ich weiß nicht recht, durch welches unselige Verhältniß Sie eben das Wesen ermordet haben, das mir das Theuerste auf der Welt war. Ich weiß eben so wenig, wieso und warum ich dieses Mädchen hier bei Ihnen finde, zu Füßen Ihres Bettes, um zwei Uhr des Morgens! Ich sollte also um deutliche Aufklärungen bitten, allein mich dürstet vor Allem nach Ihrem Blute!“

Damit zog er seinen Degen.

Nossac folgte seinem Beispiele und nahm, ohne ein Wort zu erwiedern, die Defensive an.

Der Baron focht wie ein echter Schüler des verstorbenen Regenten, Wilhelm wie ein deutscher Student, d. h. mit jenem Ungestüm, mit jenem Mangel aller Berechnung, jener Schnelligkeit des Parirens und Fingirens, die einen ungeschickten Gegner aus der Fassung bringen — dem geschickten und kaltblütigen jedoch nur ein Lächeln abgewinnen.

Hätte der Baron von Nossac ein gewöhnliches Duell mit Wilhelm gehabt, d. h. einen Zweikampf, der durch die Ruhe einer Nacht von der Herausforderung getrennt ist; hätte er nicht Röschen's Leichnam vor Augen gehabt; hätten diese Augen, so oft sie sich unwillkürlich senkten, nicht die Blutlache gesehen, die aus der Wunde seines Opfers floßen, — so wäre Wilhelm verloren gewesen.

Aber der Baron war außer sich vor Verzweiflung, eine

blutige Wolke flimmerte vor seinen Augen und eisige Kälte durchfröstelte seine Brust.

Seine Kaltblütigkeit war dahin, nur die Verzweiflung führte seinen Arm und er beging Fehler auf Fehler.

Zwei Mal streifte sein Degen, dessen Spitze nach Wilhelms Brust gerichtet war, nur den Arm des jungen Mannes; zwei Mal war er bereits von seinem Gegner getroffen worden, und sein Blut färbte sein Hemd und mengte sich mit dem Blute seines Röschen's.

Konrad, Hermann und Samuel waren die stummen Zeugen dieses Kampfes auf Leben und Tod.

Endlich benützte Wilhelm eine Blöße, die der Baron sich gab, fiel aus — die Spitze seines Degens traf die Brust des Barons von Nossac und verschwand darin bis zum Heft.

Nossac stieß einen dumpfen Schrei aus, wankte und fiel rücklings über Röschens Leiche; der Degen blieb in seiner Brust stecken.

Da setzte Wilhelm den Fuß auf seinen Gegner, zog seinen Degen heraus und sagte:

„Ich bin gerächt!“

Plötzlich wurde die Thüre aufgerissen und Gretchen erschien bleich, mit hochmüthigem, flammendem Blicke auf der Schwelle des Gemaches.

Sie blieb, wie vom Blitze getroffen, wie versteinert, bei dem Anblicke, der hier ihrer harrte, stehen — dann beugte sie sich mit einer Besorgniß, die zu verhehlen sie in diesem Momente nicht Kraft hatte, über den Körper des Barons von Nossac, legte die Hand auf sein Herz, untersuchte die Wunde mit der gewissenhaftesten Aufmerksamkeit eines Chirurgen,

überzeugte sich, daß der Baron noch lebe und verband seine Wunde.

Dann richtete sie sich plötzlich, mit bebenden Lippen und zornflammenden Augen empor, betrachtete mit unaussprechlicher Verachtung und schrecklicher Wuth den Mörder und seine drei Gefährten.

Mit gebieterischer Miene wies sie mit ausgestrecktem Arm nach der Thür

„Ihr seid bezahlt!“ sagte sie, „entfernt Euch jetzt und geht, geht so weit die Erde Euch tragen will!“

Konrad, Samuel und Hermann gehorchten, ohne eine Sylbe zu äußern; Wilhelm aber zog eine volle Goldbörse aus der Tasche, schleuderte sie Gretchen zu Füßen und rief:

„Sie haben meine Geliebte getödtet mit Ihren höllischen Kameraden und Ihrem geheimen Zweck, den kein Mensch errathen kann! Ich brauche Ihr Gold nicht, ich brauche nichts mehr, seit sie todt ist — sie, die ich geliebt habe! Nehmen Sie es zurück, ich will nichts von Ihnen haben!“

Dann kniete er zu Röschen's Leichnam hin, und zwei glühende Thränen-Tropfen fielen auf die Wangen des jungen Mädchens.

Er erhob sich und machte einen Schritt auf die Thüre zu, um zu gehen.

Allein, als bereue er Röschen's entseelte Hülle in Gretchen's Händen zu lassen, wandte er sich wieder zurück, hob ihn empor und trug ihn wie einen kostbaren Schatz mit sich.

XXII.

Die Wunde des Barons von Nossac war zwar bedeutend, doch nicht tödtlich.

Als er sich von seiner Ohnmacht erholte, konnte er, trotz des heftigen Fiebers, das ihn erfaßt hatte, doch wahrnehmen, daß Röschen's Leichnam verschwunden war, daß die Studenten nicht mehr in seinem Zimmer waren und daß er selbst in seinem Bette lag.

In einem großen Fauteuil, neben seinem Lager saß eine Frau, die mit der Zubereitung eines Verbandes beschäftiget war.

Es war Gretchen.

Der Baron erkannte sie, das Delirium bemächtigte sich seiner und warf ihn in jene fantastische Welt, in welche die kranke Fantasie sich flüchtet, wenn der Körper gebrochen und zur Unthätigkeit verdammt ist.

Wie lange dieses Delirium währte, — der Baron wußte es nicht.

Allein durch die Gluthen des Fiebers und in den seltenen lichten Augenblicken, deren er sich zu erfreuen hatte, sah er stets Gretchen an seinem Bette.

Gretchen, besorgt, theilnehmend, alle Medikamente, alle kühlenden Getränke, Alles selbst zu seiner Pflege bereitend, seine Wunde waschend und verbindend, ja — ihm manchmal

einen Kuß auf die Stirne drückend, ihn manchmal mit einem hoffnungsstrahlenden Lächeln ansehend!

Jede Nacht ließ sie ihr Bett in seinem Zimmer aufschlagen und erhob sich wohl zwanzig Mal, um seine glühende Hand zu ergreifen, nach dem Puls zu fühlen, nach dem Schlag seines Herzens, um die Kissen unter seinem wirren Kopfe zurecht zu rücken!

Und während dieser langen Krankheit, während dieses schmerzvollen Kampfes zwischen Tod und Leben war es ein vorherrschender, Alles zurückdrängender Gedanke, der sich seines Geistes und des Ueberrestes von Verstand in klaren Augenblicken bemächtigte.

Dieser Gedanke war — daß er Gretchen liebe.

Endlich ließ das Fieber nach, das Delirium blieb aus, der Schlaf stellte sich wieder ein, und eines Morgens als der Baron erwachte, war sein Zimmer leer. —

Gretchen war verschwunden. —

Wo war sie hin gekommen?

So schwach Nossac auch war, fand er doch Kraft sich bis zum Tische zu schleppen, auf welchem er ein gefaltetes Blatt Papier bemerkt hatte.

Er öffnete es schnell und las:

„Sie sind außer Gefahr — ich verlasse Sie.

„Ich wollte mir einen Scherz machen und eine zufällige Aehnlichkeit mit einer Andern dazu benützen; vergeben Sie mir das entsetzliche Drama, das durch meine Schuld herbeigeführt worden ist.

„Sie werden mich nie wiedersehen; ich kann Ihnen also ein Geständniß ablegen: Ich liebe Sie.

„Leben Sie wohl.

„Gretchen Walkenar.“

Baron von Nossac las diesen Brief mehrere Male, dann eilte er — von seiner Liebe und einem Rest des Deliriums getrieben — aus seinem Zimmer, durchlief so halb nackt das ganze Schloß — es war wie ausgestorben.

Vor dem Thore stand ein gesatteltes Pferd, und an dem Sattelknopf fand er seine Börse. — —

Eiligst kleidete Baron von Nossac sich an, stieg zu Pferd und sagte zu sich:

„Ich muß Gretchen wieder finden, und müßte ich bis an's Ende der Welt gehen!“ —

Die Aufregung gab ihm Kraft und hielt ihn aufrecht. — Er nahm den Weg nach Heidelberg.

XXIII.

Sobald Rossac in Heidelberg angekommen war, erkundigte er sich überall um die Wohnung Gretchen Walkenar's, und fand endlich Jemanden, der ihn hinwies.

Allein anstatt Gretchen fand er nur einen alten Schneider, der weinte und ihm keine andere Antwort auf all' seine Fragen gab, als:

„Meine Tochter Gretchen ist seit zwei Monaten todt und begraben!“

Nun war es eben zwei Monate her, — wenn man der Erzählung des Vampirs Glauben schenken wollte — seit die verstorbene Helene von Rossac Gretchen's Kleider gestohlen und sich auf den Weg nach dem Herrnhause des Grafen von Holdengrasburg gemacht hatte.

Alles das war so übernatürlich, daß Rossac sich von der Wahrheit der Aussage des alten Schneiders überzeugen wollte.

Er erlangte, nicht ohne Schwierigkeiten, die Erlaubniß Gretchen ausgraben lassen zu dürfen und — erkannte seinen Vampir.

Der Schneider aber rief aus:

„Man hat ihr ja Kleid, Leichentuch und das kleine goldene Kreuz gestohlen!“

„War Ihre Tochter nicht die Geliebte eines Studenten von Heidelberg?“ — frug Nossac außer sich.

„Niemals!“ — rief der Schneider entrüstet aus.

„Sonderbar!“ murmelte der Baron — „ich fange an zu glauben, daß ich wahnsinnig bin!“

Er floh aus Heidelberg mit dem Vorsatze sich über eine Sache Gewißheit zu verschaffen, über die ihm ein Verdacht aufgestiegen war. —

Zweites Buch.

Die Kreolin.

I.

„Mein lieber Baron,“ sagte der Marquis von Simiane, nachdem er seinen Freund, dem Baron von Nossac aufmerksam und ernsthaft zugehört hatte, der ihm eben seine höchst merkwürdige Geschichte erzählt, „hast Du einen Arzt zu Rathe gezogen?“

„Nein. Warum?“

„Weil ich glaube, daß Du Anfällen von Irrsinn unterworfen bist.“

„Ich glaube es beinahe schon selbst, Marquis; und es gibt gewisse Augenblicke, wo ich wahrhaftig selbst nicht weiß, ob ich Alles das erlebt oder geträumt habe!“

„Ich bin von Letzterem überzeugt.“

Baron von Rossac schlug sich vor die Stirne.

„Aber, Simiane, bist Du nicht vor einigen Monaten in der Nähe von Heidelberg verwundet worden?“

„Ja. Was weiter?“

„Wurdest Du da nicht von einem Studenten, einem gewissen Hermann von Holdengrasburg gepflegt?“

„Ja wohl! Er war ein geistreicher Junge aus sehr gutem Hause!“

„Nun, dann hast Du auch seine Geliebte gesehen, Gretchen — die meiner verstorbenen Frau so wunderbar ähnlich sieht!“

„Oh nein – Hermann hatte, meines Wissens nach, gar keine Geliebte.“

„Ich werde daraus nicht klug!“ flüsterte der Baron melancholisch vor sich hin.

„Und konntest Du dieses Gespenst, diesen Vampir nicht auffinden, der sich vom Blutsauger zum Krankenwärter verwandelt hatte?“

„Nein,“ entgegnete der Baron traurig, „und doch habe ich überall gesucht! Es sind nun drei volle Monate, daß ich Deutschland, ja Europa durchwandere und durchforsche; drei Monate, daß ich nicht lebe, sondern wie ein Traum umher wandle; drei Monate, daß ich leide —“

„Oh,“ unterbrach der Baron sich und legte seine Hand auf's Herz, „ich leide furchtbar!“

„Thor!“ sagte Simiane. „Wie viele heitere, ausgelassene Soupers haben wir miteinander abgehalten, wie viele Nächte sind wir in tollen Scherzen durch die Straßen gewandert!

Das hätte Dich doch wappnen sollen gegen eine thörichte „Flamme," gegen die schwärmerische Liebe eines Jünglings, eines Abbé's oder eines Schuljungen!"

Baron von Rossac zuckte mit den Achseln.

„Bah!" sagte der Marquis weiter. „Es gibt ein Mittel gegen dieses Gift!"

„Welches?"

„Liebe eine Andere."

„Ich kann es nicht —"

„Versuche es nur —"

„Ach — es ist vergebens!"

„Uebrigens sind es nun bald achtzehn Monate, daß Du Witwer bist und nach Ablauf der zwei Jahre fällt das Vermögen Deiner verstorbenen Frau an ihre Familie zurück!"

„Ich weiß es — aber was kümmert mich das!"

„Mein Bester," sagte der Marquis von Simiane mit erhabenem philosophischem Lächeln, „von Einem kannst Du überzeugt sein: daß das Schlimmste aller Uebel die Armuth ist. Von dieser Krankheit genest man schwer! Beim ersten Male bist Du glücklich gewesen und hast Dich den Klauen Deiner Gläubiger mit einiger Geschicklichkeit entrissen! Aber folge mir: Trotze dem Geschick nicht mehr — fordere es nicht heraus, denn es ist wie die Frauenzimmer: wetterwendisch!"

„Was soll ich aber thun?"

„Dich verheiraten."

„Mit wem? Und wie?" flüsterte der Baron im Tone vollständigster Entmuthigung.

„Mein Lieber,“ begann der Marquis von Simiane auf's Neue, „für einen Edelmann gibt es drei verschiedene Gattungen Ehen.

„Die erste ist die Konvenienz-Ehe. Das ist eine ziemlich achtbare und sehr langweilige Verbindung von Titeln, Geburts-Vorrechten oder Reichthümern. — Diese Ehe ist uns verschlossen, denn wir sind ein bischen ruinirt, Du warst und ich bin es, wie Du ja weißt!

„Die zweite ist die Mißheirat aus Interesse. Um sein Wappen zu vergolden und Hafer für seine Pferde zu haben, heiratet man die Tochter eines Krämers, die uns ein kleines Peru zur Morgengabe bringt, dessen Vater uns „mein Herr Schwiegersohn“ anspricht und herzlich verabscheut, da er immer daran denkt, wie theuer er die Ehre, in unsere Familie zu kommen, erkaufen mußte.

„Die dritte ist die Heirat aus Liebe. Diese ist ad libitum: man holt seine Frau entweder aus einem verfallenen Ritterschloß, oder hinter den Coulissen der großen Oper, oder in den Champs-Elisée's — was liegt daran! Keiner findet etwas daran auszusetzen!

„Nun, die erste dieser verschiedenen Spezien war Dir aus mehrfachen Gründen versagt! die zweite hast Du durchgemacht und eben diese zweite gibt Dir die Möglichkeit zur dritten! Du bist reich genug, um Deine Frau zu berechtigen, arm zu sein.“

„Das ist wahr!“ erwiederte der Baron in einem Tone, der sagen wollte: Was liegt mir aber an alledem?

„Aber,“ fuhr der Marquis von Simiane fort, „Du mußt Dich beeilen, mein Lieber! Wenn Du in sechs Mona-

ten keine Frau hast, so bist Du der ärmste Edelmann von Frankreich sammt Navarra!“

„Was kümmert mich das!“ rief Baron von Rossac mit den Achseln zuckend aus.

„Hm, doch!“ sagte Simiane. „Sobald ich Dir in einem Winkel von Paris oder in der Provinz den schönsten jungen Mädchenkopf zeige, den die lebhafteste Einbildungskraft sich vorstellen kann: achtzehn Jahre, aschblond, chinesische Füßchen, keusche Augen, und zu alledem arm, um aus Liebe verrückt machen zu können.“

Der Baron erhob den Kopf.

„Du sagst, sie ist arm?“ sagte er.

„Oh, ich stehe Dir gut dafür — sie spinnt Tag und Nacht, um ihren alten Vater zu erhalten!“

„Sie stammt also aus dem Volke?“

„Im Gegentheile, sie ist von altem, probehaltigem Adel! Aber Du kennst das Sprüchwort: ein schöner Name, ein häßlicher Geldbeutel!“

„Hm, sie ist uns also ebenbürtig?“

„Gewiß! Eines Tages fuhr ein Finanzpächter in seinem reich vergoldeten Wagen an ihrem Edelmannsschloß vorüber. Es ist ein altes Schloß, von den Kreuzzügen stammend, mit verrosteten Zugbrücken, schlammigen Gräben, moosbewachsenen Thürmen und im Winde schwankenden Glockenthürmchen. Der Wind heult mit Höllenmacht durch Thüren, Fenster und in den langen Korridoren; die Tapeten hängen vermodert von den Wänden herab, das Täfelwerk ist wurmstichig, und die alten Familienwappen rauchgeschwärzt.

„Und in Mitte dieses Elendes, Baron, sitzt ein alter

Schloßherr mit den echten Manieren eines großen Herrn, die auch dem Verwegensten imponiren, und ein junges Schloßfräulein mit der Haltung und den Bewegungen einer Königin! —

„Außerdem drei Diener, die zwar lange keine Besoldung mehr erhalten, aber selbst arbeiten, um ihre Herrschaft zu ernähren, und nie, auch nur für einen Augenblick, von jener Ehrfurcht abließen, welche die Vasallen ehemals gegen ihren noch angesehenen und mächtigen Herrn hatten.

„Endlich noch einen jungen Mann, eine Waise, ein Neffe des Schloßherrn, den schönsten Jüngling, den die Erde noch getragen hat, ein Kind von achtzehn Jahren, so blond und so schmächtig wie seine Cousine."

„Ah!" rief Baron von Nossac aus und runzelte die Stirne, „er liebt sie gewiß!"

„Nein," erwiederte der Marquis, „ich glaubte es wenigstens nicht. Er bewirbt sich um eine Stelle bei der Garde und denkt noch gar nicht an Liebe."

„So wenig als Du, an den Financier, mein lieber Freund, von dem Du mir erzählen wolltest!" rief Baron von Nossac aus.

„Du hast recht, laß uns zu dem Financier zurückkommen. Der Gute fuhr also am Schloße vorbei — ich glaube an einem schönen Herbsttage. Es war kalt, die Sonne ging unter, sich in ihr großes, graues Leichentuch einhüllend, der Wind weinte und heulte durch die entlaubten Hecken und kahlen Bäume, die Erde war fest gefroren.

„Der Financier wickelte sich fest in seinen russischen Pelz, zog die Fenster seines Reisewagens auf und hüllte die Füße in den warmen Pelz-Sack.

„Dennoch litt er noch immer von der Kälte und so oft ein Windhauch eindrang, sah er sich auf's Neue sorgfältig nach einem Obdache um, das würdig wäre, seine Herrlichkeit zu empfangen — da erblickte er die altersgrauen Thürme des Herrenhauses.

„Er befahl dem Postillon anzuhalten, und der Postwagen blieb vor der Zugbrücke stehen.

„Dann aber — da der Postillon sah, daß diese Zugbrücke herabgelassen sei, (was schon seit einem Jahrhunderte beständig der Fall war) — rollte der Wagen über sie hin, bis in den Hofraum.

„Beim Geräusch des Rädergerassels und Pferdegetrampels wurde das Thor des Herrenhauses geöffnet und ein Diener eilte heraus.

„Es war der Aelteste der aus drei Individuen bestehenden Dienerschaft; der Arme fing an zu zittern — sein Herr war ja so arm!

„Schon war er versucht dem Fremden zu antworten, daß seine Herrenleute abwesend seien, als der Schloßherr selbst erschien und sagte:

„Ich heiße den fremden Gast willkommen!"

„Der Financier wurde herzlich, ja mit der Würde eines Edelmannes empfangen — trotz der Armuth des alten Ahnenschlosses. So schlecht bestellt der Hühnerhof auch war, er mußte das Wenige auch hergeben; die letzten Flaschen Wein wurden unbarmherzig geleert, der ciselirte Trinkbecher des Ahnherrn wurde aus dem Futteral gezogen, in dem er sorgfältig und mit Andacht aufbewahrt ward; und das junge

Schloßfräulein trat ihr Zimmer ab, das einzig verwendbare des Schlosses.

„Der Financier bemerkte wohl die tiefe Armuth, welche hier herrschte, aber er bemerkte auch die blühende Schönheit des jungen Mädchens, und da er lange schon all sein Sinnen und Trachten dahin gerichtet hatte, sich durch eine Heirath ein bischen zu „entpöbeln," so glaubte er, der Augenblick habe jetzt eine vortreffliche Gelegenheit geboten.

„Wie sollte man, wenn man im Besitze von Millionen ist, daran denken, daß man von einem Mädchen einen Korb bekommen kann, das arm ist wie Hiob und allnächtlich bis weit über die Mitternachtsstunden hinaus spinnt, um für ihren Lebensbedarf zu sorgen!

„Der Financier blieb zwei Tage im Herrenschloß.

„Am dritten trat er kühn vor den Schloßherrn und bat ihn um die Hand seiner Tochter.

„Der alte Mann verbeugte sich tief vor dem Financier, nahm seinen Arm und zeigte ihm die Portraits-Gallerien seiner Ahnen.

„Das Aelteste stammte aus Philipp-August's Zeiten, und stellte einen in Eisenschienen gekleideten Ritter vor, den Ahnen des jetzigen Schloß-Eigenthümers.

„Dieß," begann dieser, „ist die einzige Mitgift meiner Tochter; um ihre Hand zu erhalten, muß man die gleiche Aussteuer vorzeigen können!"

„Der Financier biß sich in die Lippen, stieg in seinen Wagen und fuhr fort.

„Alle Wetter!" rief Baron von Rossac aus, „der Vater gefällt mir so gut, daß ich schon anfange mich auch für seine

Tochter zu interessiren! — Wo verbirgt sich denn dieser Schatz?"

„Zwei Meilen von dem Grabe Deiner Frau entfernt, in der Nähe der Provinz Léonais."

„Und der Schloßher heißt?

„Graf von Kervégan."

„Und seine Tochter?"

„Yvonette."

„So laß uns in den Wagen steigen und auf den Weg machen!"

„Wie?" frug der Baron.

„Und nach dem Léonais fahren," fuhr der Marquis von Simiane in unerschütterlicher Ruhe fort.

„Aber ich habe Dir ja nichts gesagt."

„Du hast mir nichts gesagt, aber wir reisen."

„Es ist unmöglich!"

„Warum?"

„Weil ich Gretchen liebe!"

Der Marquis zuckte mit den Achseln.

„Du wirst Yvonette lieben!" sagte er.

„Ich glaube nicht."

„Und ich, ich bin davon überzeugt. Uebrigens —"

Der Marquis hielt inne.

„Uebrigens bleibt Dir noch immer eine Wahl; denn Yvonette erwartet den Besuch einer Cousine."

„Woher?"

„Aus Amerika. Eine blendend schöne Kreolin, sagt man, die in Brasilien allen portugiesischen Marine-Offizieren die Köpfe verdreht hat!"

Der Baron schüttelte den Kopf.

„Das ist Alles sehr verführerisch," sagte er.

„Nun also —"

„Aber, ich liebe Gretchen!"

„Ach," sagte der Marquis von Simiane, „Du fängst an langweilig zu werden!"

„Nun so sei es! Ich werde reisen — schon morgen."

„Nein, sogleich."

„Warum?"

„Weil Du bis morgen wieder verrückt sein kannst!"

Baron von Rossac zögerte noch immer.

„Nun, ich bin dabei. Lasse Pferde kommen."

„Sieh einmal," sagte der Marquis von Simiane, den Baron zum Fenster ziehend.

In dem Hofe des Hotels des Marquis von Simiane stand ein bespannter Postwagen; der Postillon saß im Sattel, die Diener standen mit Fackeln neben dem Wagenschlag.

Jetzt war jeder ferneren Einwendung vorgebeugt.

„So laß uns reisen!" begann der Baron von Rossac.

Dann erinnerte er sich plötzlich an etwas, ergriff den Arm des Marquis und sagte:

„Und der Cousin?"

„Nun, was ist's mit dem Cousin?"

„Weißt Du gewiß, daß er sie nicht liebt?"

Der Marquis lachte.

„Du siehst," entgegnete er, „daß Du sie schon liebst und sogar ohne sie noch gesehen zu haben!"

„Nein," sagte Baron von Rossac gleichmüthig, „aber

ich bin auf alle Frauen ein wenig eifersüchtig, das ist einer meiner Grundsätze!"

„Grundsätze eines Pascha!" —

— — — — — — — — — — — — — — —

Der Postwagen setzte sich in Bewegung, der Postillon trieb seine Pferde an.

Gretchen war besiegt!

II.

Der Marquis von Simiane hatte jedoch viel Mühe, Gretchen's Bild dem Baron von Rossac aus dem Sinne zu rücken.

Während des ganzen ersten Tages ihrer Reise, war er melancholisch und träumerisch; er drückte sich in eine Wagenecke, sah den hinschwindenden Bäumen längs des Wagens nach, Alles das mit jener unbestimmten Trauer, die sich so oft des Reisenden bemächtiget, der mit einer Wunde im Herzen scheidet.

Am zweiten Tag ließ er sich herbei, während des Frühstücks im Gasthofe, einige Späße und Witze seines Freundes arzuhören, die dieser mit der ernsthaftesten Miene der Welt vorbrachte.

Nichts reizt mehr zum Lachen, als ein Mensch, der spaßhafte Geschichten, witzige Einfälle vorbringt ohne dabei selbst zu lachen.

Baron von Rossac hatte einige Anfälle froher Laune, die ihn in seine guten alten Zeiten zurück warfen.

Am Abend hatte er aufgehört die Bäume zu zählen, und fand es recht abscheulich von Simiane, daß er ihm nichts mehr von dem Schloßfräulein von Kervégan erzählen wollte.

Der Marquis hatte in der That, als geschickter Strategiker kein Wort mehr über diese Schönheit verloren, da er weit mehr Vertrauen in sein Schweigen setzte, als in seine beredte Lobpreisung, um bei Rossac Interesse zu erregen.

Baron von Rossac jedoch hatte nicht den Muth, ihn zu befragen, und begnügte sich damit, sich in seine Ecke zu verschanzen, um von diesem noch unbekannten Weibe zu träumen, das zu lieben er schon den Keim in sich trug.

Nichts ist reizender, als diese Träumerei, die einem Weibe gilt, das man nie gesehen hat, einem Weibe, das man ahnt, vorempfindet und das man, eben weil es in den geheimnißvollen Schleier des Unbekannten gehüllt ist, mit aller Anmuth und allem Liebreize sich ausschmückt.

Der Baron hätte zehn Jahre mit diesen Träumereien verbringen können, ohne den Flug der Zeit zu beachten, — würde sich seiner nicht endlich jene Ermattung bemächtigt haben, die auch den unerschrockensten Reisenden nach einer gewissen Anzahl zu Pferde und zu Wagen zugebrachter Nächte überfällt.

Es waren nun zwei Monate her, daß der Baron ganz Deutschland durchzog, schlecht schlafend, wenig essend, von

Gretchen träumend und dabei von Zeit zu Zeit ein Pferd zu Tode jagend.

Gegen elf Uhr Abends, als der Reisewagen auf den Boden der Bretagne kam, verfiel der Baron in tiefen Schlaf, aus dem er erst um acht Uhr Morgens erwachte. Der Wagen hatte eben eine kleine Anhöhe erreicht, von der aus Nossac vor achtzehn Monaten zum ersten Male das Herrenhaus seiner Frau gesehen hatte.

„Sieh',“ sagte der Marquis den Arm ausstreckend, „da liegt Dein Schloß!“

„Ich erkenne es.“

„Hier wollen wir zuerst absteigen.“

„Oh!“ rief der Baron unangenehm überrascht aus, „warum nicht bei dem Grafen von Kervégan?“

Der Marquis drehte die Spitzen seines Schnurbartes in die Höhe, lächelte spöttisch und sagte:

„Mein armer Freund, ich glaubte, es würde mich viel Mühe kosten, Dich verliebt zu machen, aber ich sehe, ich habe mich getäuscht — Du bist es schon jetzt!“

„Oh — welche Idee!“

„Der Beweis ist klar, sollt' ich meinen!“

„Welcher Beweis?“

„Der, daß Du daran denkst, bei dem Grafen von Kervégan einzufallen, der so arm ist, während Du, Baron von Nossac, selbst eine prachtvolle Besitzung in seiner Nähe hast. Du würdest damit den guten Grafen einer peinlichen Demüthigung und Verlegenheit aussetzen!“

„Du hast Recht!“ entgegnete der Baron, nachdenklich geworden, „wir wollen bei mir absteigen!“

„Und morgen steigen wir zu Pferde und machen unserem Nachbar Kervégan unseren Besuch."

„Warum erst morgen?"

„Ich denke, wir wollen doch ein wenig Ruhe genießen!"

Der Baron zog seine Uhr hervor.

„Es ist acht Uhr," sagte er, „um neun Uhr sind wir schon an Ort und Stelle!"

„Ich weiß es!"

„Um zehn Uhr wollen wir das Frühstück nehmen, und ich weiß nicht, was uns abhalten sollte, uns um zwölf Uhr auf den Weg zu machen!"

„Eine Hauptsache."

„Die wäre?"

„Das fürchterliche Bedürfniß nach Schlaf, das mich überwältigt."

„Hast Du denn nicht im Wagen geschlafen?"

„Eine schöne Frage! Als ob ein solcher Schlaf — wo man geschüttelt und zerstoßen und jeden Augenblick aufgeschreckt wird, zur Ruhe oder Erholung beitrüge! — Nein, gewiß, wir gehen erst morgen."

„Aber —"

„Aber, mein Freund, Du solltest wirklich ein wenig an Fräulein Gretchen denken, um Dich selbst zum Besten zu haben und Dir bis morgen die Zeit zu vertreiben."

Baron von Rossac biß sich in die Lippen, ohne zu antworten.

„Dann," fuhr der Marquis höchst phlegmatisch fort, „glaube ich, Du könntest wohl einen kurzen Besuch am

Grabe Deiner verstorbenen Frau abstatten und ihrem Andenken ein paar Stunden der Trauer weihen!"

Baron von Rossac erbebte und wagte nicht, etwas zu erwiedern; allein das Schloßfräulein von Kérvegan wich für einige Augenblicke aus den Bildern seiner geschäftigen Phantasie, und er dachte an diese hinreißend schöne, frische, blühende, junge Frau, die er kaum gesehen hatte und die von ihm in den Tod gejagt worden war.

Von der Erinnerung an die geliebte Todte ging er zu der an Gretchen über, die ihr lebendiges Konterfei war; und Gretchen — das er einen Augenblick lang vergessen und aus seinem Gedächtnisse und Herzen verbannt gehabt hatte — kam als despotische Herrin zurück, um alle seine Gedanken allein auszufüllen.

Der Postwagen war immer zugefahren und gelangte bald zum Park-Gitter, unter dessen hundertjährigen Bäumen die junge Baronin Helene von Rossac, geborene Borelli, den ewigen Schlaf schlief.

Die Dienerschaft des Schlosses war noch dieselbe, welche der Baron vor einem Jahre hier gefunden hatte. Sie war ernst und trug noch die Trauer um die geliebte verstorbene Herrin.

Ein Gefühl unaussprechlicher Traurigkeit bemächtigte sich des Barons, als er die Schwelle des Herrnhauses überschritt.

Mit gepreßtem Herzen ging er die Treppen hinauf, geradewegs in das Zimmer der Verstorbenen, welches auf seinen Befehl unverändert geblieben war, und hier stützte er sich auf den Rand des Bettes.

„Liebe ich sie denn noch immer?“ frug er sich selbst.

Während Simiane sich behaglich in seinem Milchbade streckte, stieg der Baron von Rossac in den Park hinab und ging mit langsamen Schritten zu dem Grabmale seiner Frau.

Aus den Ritzen zwischen den Marmorsteinen war ein wenig Moos gewachsen, und zierte die Grabschrift mit seinen grünen Fransen.

Darüber hin wiegten die mächtigen Zweige der Kastanienbäume ihren Blätter-Baldachin; hie und da guckte ein Stückchen Azur des Himmels durch das Laubwerk und einige Rosen, die hier in der Stille erblühten, vollendeten den festlichen Anstrich und den Schimmer friedlicher Ruhe, die um dieses Grab herrschten, das gewiß nichts mehr umschloß, als ein von Würmern benagtes Skelett.

Die düstere Trauer des Barons ging in sinnende Melancholie über, und diese Sommerdüfte, dieser blaue Himmel, diese grünen Bäume, die im Winde summten, raubten dem Grabe das Unheimliche, Grauenhafte.

Da sagte sich Rossac philosofisch und neben dem Grabe niedersitzend:

„Gretchen ist ihr so wunderbar ähnlich, daß Gretchen zu lieben so viel ist, als Helene noch einmal zu lieben!“ —

Und nun, als er sein Gemüth immer mehr und mehr dem ihn umgebenden Frieden erschloß, als seine Seele und seine Sinne mehr und mehr angeregt wurden von dem er-

quickenden Einflußе der herrlichen Natur — da kam er noch auf einen andern Gedanken.

„Wenn," so dachte er, „meine Frau nicht todt wäre, wie ich schon einmal sagte; wenn dieses — wenn sie und Gretchen nur ein Weib wären; wenn —"

„Mein Gott," fuhr er nach einer kleinen Pause fort, „ich habe so viel Außerordentliches erlebt, daß ich wirklich nicht mehr zu sagen weiß, ob das Leben — mit Hilfe wissenschaftlicher Kombinationen — nicht den Schein des Todes bis zur größten Täuschung annehmen kann. Wer sagt mir, ob sie todt war?"

Wie er diesen Ideen nachhing, fiel ihm auf einmal etwas ein.

„Ich will mich überzeugen!" dachte er.

Da ging ein Gärtner, die Schaufel auf der Schulter, vorüber.

Baron von Nossac rief ihn herbei.

„Oeffne mir sogleich dieses Grab!" sagte er zu demselben.

Der Gärtner sah ihn stumm und erstaunt an.

„Oeffne es!" wiederholte der Baron in gebieterischem Tone.

„Ich brauche Spaten und Stemmeisen dazu," erwiederte der Gärtner. „Ich will sie sogleich holen!"

„Geh'!" rief der Baron.

Er setzte sich auf das Grab und wartete.

Zwei Minuten später kam der Gärtner mit seinem Werkzeuge bewaffnet und ging an die Arbeit.

Die Operation war schwierig, der Marmor war mit

eisernen Klammern verbunden, die in Schwefel gelöthet worden waren.

Da das Ding der Ungeduld des Baron's nicht rasch genung vorschrtt, so griff er selbst ebenfalls zum Spaten und half dem Gärtner.

Nach einer Viertelstunde Arbeit war die eiserne Hülle des Sarges blos gelegt, eine Stunde später auch der Sarg selbst.

„Soll ich den Deckel sprengen?" — frug der Gärtner.

Aber nun zögerte der Baron, wankte und erbleichte.

Wäre er allein gewesen, so würde er wahrscheinlich geflohen sein, ohne es zu wagen seine rege Neugierde zu befriedigen; allein in Gegenwart eines Zeugen unterdrückte und beherrschte er jedes unheimliche und grauenvolle Gefühl.

„Oeffne," rief er.

Der Gärtner gehorchte und nun bot sich dem Baron ein abscheulicher Anblick.

Im Sarge lag ein halb zerfressener Leichnam, das Gesicht war ganz unkenntlich und hatte nichts erhalten, als die prachtvollen schwarzen Rabenhaare, die sich in wirren Locken über den Hals ergossen und über die von Würmern bedeckte Brust dieses Körpers, die allem Anschein nach die der einst so blühenden Baronin von Rossac war.

Bei diesem gräßlichen Bilde ward Baron von Rossac aschfahl und schrack mit einem Schrei des Grausens zurück.

Der Marquis von Simiane, welcher während der Arbeit des Ausgrabens herangekommen war, fing seinen Freund in seinen Armen auf.

„Du bist wahnsinnig!" — sagte er zu Rossac. — „Solche Aufregungen tödten den Menschen!"

Er zog ihn mit sich fort in das Schloß und führte ihn in den Speisesaal, wo eben das Frühstück auf den Tisch gestellt wurde.

„Laß uns frühstücken," sagte er, — „wir wollen noch heute zu Kervégan gehen!"

Allein der Baron nahm diese Nachricht theilnahmlos auf, trotzdem sie ihm, zwei Stunden früher, das Herz hatte höher aufschlagen machen.

Er aß und trank schweigend und fand erst am Ende der Mahlzeit die Sprache wieder, und auch da waren es nur einige Flaschen alten Weines, die vom Haushofmeister für seinen Gebieter aus dem wohlgefüllten Keller herauf gebracht worden waren, die dem Baron einige Worte entlockten.

„Vorwärts nun!" — sagte Simiane vom Tische aufstehend und des Barons Arm nehmend, „in einer Stunde hast Du das Wunder des Landes — die schöne Fee von Kervégan gesehen!"

Baron von Rossac ließ sich willenlos in den Hof führen stieg zu Pferde und ließ den Marquis als Wegweiser voran reiten.

Er hatte ganz vergessen wohin sie eigentlich wollten, er hatte das Schloßfräulein von Kervégan ebenfalls vergessen und murmelte manchmal leise vor sich hin:

„Ich muß Gretchen wiederfinden — und sollte ich bis an's Ende der Welt gehen!"

Indessen ritten die beiden Freunde durch eine entzückende

Gegend — aber der Baron hatte heute keinen Sinn für die Schönheiten der Natur, er dachte nur an zwei Dinge.

An den verwesenden Leichnam, den er eben gesehen hatte, und an Gretchen, das früher oder später wieder zu finden er sich fest vornahm.

Plötzlich, und als man schon die Giebel des Schloßes Kervégan durch eine kleine Lerchen und Tannen=Waldung blicken sah, ertönte eine klare, wohltönende Stimme voll Melancholie und sang das in der Bretagne so populäre Lied:

„Du gehst nicht mehr zum Tanze,"
„Du gehst nicht mehr zum Spiel." ꝛc.

Beim Klang dieser frischen, jungen, sympathischen Stimme, die unaussprechlich süß zum Herzen sprach, fuhr der Baron zusammen und sah den Marquis von Simiane erstaunt und fragend an.

„Nun," rief dieser, „wir haben nicht nöthig bis in's Herrenhaus zu dringen, um das schöne Schloßfräulein zu sehen — da ist es!"

Und in der That, in Mitte der blühenden Gesträuche erschien der blonde Kopf eines jungen Mädchens; auf ihrem Antlitz leuchteten ein engelhaftes Lächeln, und jene frischen Farben, die Gott von seiner himmlischen Palette auf die Wangen jener Frauen überträgt, die in der freien Natur, in Waldesluft leben, und nicht in den verdorbenen, verpesteten Ausdünstungen der Städte aufwachsen.

Baron von Rossac hielt sein Pferd an und blieb in stummer Bewunderung, ja beinahe in Anbetung vor dieser Schönheit versunken.

Aber beinahe im selben Momente kam ein zweiter, nicht

minder schöner Kopf zum Vorscheine, und bei diesem Anblicke stieß der eben so hingerissene Baron einen Schrei aus.

„Wilhelm!“ — sagte er — „Wilhelm oder Samuel! Aber, welcher von den Beiden ist es?“

III.

Das Staunen des jungen Mädchens, des Marquis und desjenigen, den der Baron für Samuel oder Wilhelm hielt, diese zwei Zwillingsbrüder, die eine Rolle im Herrenhause des Grafen von Holdengrasburg gespielt hatten, war mindestens eben so groß wie die Bestürzung des Barons selbst bei dem Anblicke dieses jungen Mannes, der sich eben an der Seite des Schloßfräulein's von Kervégan gezeigt hatte.

Dieser allgemeinen Verwunderung folgte ein Augenblick des Schweigens, der zuerst von dem Marquis von Simiane gebrochen wurde.

„Mein Fräulein,“ sagte er, „ich stelle Ihnen hier den Baron von Rossac vor, der Ihrem Cousin wahrscheinlich schon einmal begegnet ist.“

„Es ist Samuel!“ rief der Baron plötzlich aus. — „Wilhelm's Augen waren von einer etwas dunkleren Schattirung!“

„Samuel?“ — wiederholte der junge Mann, den Baron ansehend — ich heiße nicht Samuel!“

„Mein Cousin nennt sich Hektor,“ sagte das Schloßfräulein lächelnd.

„Es ist Samuel!“ behauptete der Baron.

„Was für ein Samuel?“ frug Simiane mit einiger Aergerlichkeit.

„Der Bruder Wilhelm's!“

„Ich habe keinen Bruder, mein Herr!“ — begann nun der junge Mann mit sanfter Stimme.

„Oh, ich irre mich nicht!“ — rief der Baron aus, in einem Tone und mit einem Blicke, die von seiner tiefen Ueberzeugung sprachen.

„Ich heiße Hektor von Kerdrel, bin ein einziger Sohn, Waise, und Neffe des Grafen von Kervégan, bei dem ich meine ganze Kinderzeit verlebt habe!“

„Und Sie haben ihn nie verlassen?“

„Nie!“

„Sie waren nie in Holdengrasburg?“

„Was ist Holdengrasburg?“

„Das Schloß des „schwarzen Jäger's“

„Und wer ist der „schwarze Jäger?“

„Ein deutscher Student Namens Berghausen, der behaupten will, ein Sohn des Teufels zu sein.“

Der junge Mann zuckte mit den Achseln, als wolle er sagen:

„Bei Gott, das kann ich nicht verstehen!“

„Ich verstehe es auch nicht!“ sagte das Schloßfräulein, an die Stelle der Achselbewegung ein holdes Lächeln setzend.

„Und ich am allerwenigsten!“ stammelte der Marquis von Simiane vor sich hin.

Baron von Nossac war tiefsinnig geworden und betrachtete abwechselnd bald die herrliche, blühende Mädchengestalt, bald den offenbar sehr bestürzten Marquis, bald diesen Hektor von Kerdrel, welcher Samuel und Wilhelm so wunderbar ähnlich sah.

Allein um die Lippen des schönen Mädchens und des eben so reizenden Jünglings spielten ein so offenes, naiv erstauntes Lächeln, in ihren Antworten, in ihren Blicken lag eine so hehre Aufrichtigkeit, daß es schwer gehalten hätte von ihrer Seite eine neue Mystifikation zu erwarten, sie einer solchen zu verdächtigen.

Und wie sollte man annehmen, daß Samuel einen Weg von nahezu tausend Meilen gemacht, sein gebirgiges Böhmen verlassen und in ein Thal der Bretagne gekommen sein solle, nur in der einzigen und alleinigen Absicht, um dem Baron gegenüber jene schlechten Späße aus dem Schloße Holdengrasburg zu wiederholen, die eine so traurige Entwicklung, ein so schreckliches Ende genommen hatten?

Dessenungeachtet erschien ihm diese Aehnlichkeit gar so auffallend und wunderbar, wie jene Gretchen's mit seiner verstorbenen Frau, deren halb von den Würmern zerfressenen Leichnam er vor kaum einer Stunde gesehen hatte.

„Mein Lieber,“ sagte der Marquis von Simiane endlich mit dem Ausdrucke tiefsten Mitleides, „ich fange an zu glauben, daß es in einem Theil Deines Gehirnkastens wirklich nicht ganz richtig ist, daß Du theilweise wahnsinnig bist, mit Deinen ewigen Aehnlichkeiten!“

Diese Bemerkung durchschauerte den Baron von Nossac bis in's Innerste seiner Seele, und — nahe daran seinem Freunde zu glauben — betrachtete er Hektor von Kerdrel abermals.

Hektor erinnerte ihn so gewaltsam an Samuel: Hektor und Samuel schienen so sehr nur eine Person auszumachen, daß wenn Baron von Nossac jener unwillkürlich von Simiane's Lippen gefallenen Anschuldigung des Wahnsinnes glauben sollte, daß dann Alles: der schwarze Jäger, das Herrenhaus der Holdengrasburgs, Gretchen, Röschen, Wilhelm und seine Brüder nie existirt haben mußten und er nur einen langen, furchtbaren Traum gehabt hatte, der ihm diese Bilder vorführte.

Der Marquis von Simiane, das junge Mädchen und Hektor von Kerdrel beobachteten in dem wechselnden Mienenspiele des Barons, die verschiedenen in ihm aufeinanderfolgenden Gefühle des Zweifels, des Entsetzens, die sich nun neuerdings seines Gefühles bemächtiget hatten.

Er fühlte diese Blicke auf sich ruhen; er fing an zu erbeben bei dem Gedanken, wie nahe daran diese Menschen seien, ihn für wahnsinnig zu erklären und erhob mit plötzlicher Willensanstrengung den Kopf, indem er seine bleichen, widerstrebenden Lippen gewaltsam zu einem Lächeln zwang.

„Beruhigen Sie sich!“ — sagte er — „ich bin nicht wahnsinnig!“

„Wir wollen es hoffen!“ — murmelte der Baron von Simiane vor sich hin.

„Aber dieser Herr hat eine so merkwürdige Aehnlichkeit mit einem jungen Mann, den ich in Deutschland kennen lernte,

und der einen, ihm auf ein Haar gleichenden Zwillingsbruder besaß, daß ich meine natürliche Verwunderung über diesen Umstand, über dieses Spiel der Natur nicht unterdrücken konnte."

„Ich habe nie geahnt," sagte Hektor lachend, „daß ich einen so ausgesprochenen deutschen Typus in meinen Zügen trage!"

„Sie sind blond!" — sagte der Marquis.

„Hm, das ist auch wohl Alles!"

„Mein Fräulein," begann der Baron und wurde wieder ganz zu dem feinen Hofmann, als welchen wir ihn schon kennen gelernt haben, „ich schäme mich wahrhaftig, daß unser erstes Begegnen durch eine so lächerliche Szene gekrönt worden ist. Genehmigen Sie meine Bitte um Entschuldigung!"

„Gerne, Herr Baron!" — flüsterte das junge Mädchen erröthend.

„Mein Freund Simiane," fuhr der Baron fort, „hat mich heute mit seiner Ankunft überrascht, und da ich keinen meiner Schloß-Nachbarn kenne, so war er so liebenswürdig, mich dem Herrn Grafen von Kervégan vorstellen zu wollen."

Yvonette winkte mit dem Köpfchen.

„Als wir so glücklich waren, Ihnen zu begegnen, mein Fräulein, waren wir eben auf dem Wege zu dem Schloße Ihres Vaters."

„Sie werden dort willkommen sein, Herr Baron," — stammelte Yvonette etwas verwirrt.

Baron von Nossac bemerkte diese Verlegenheit, und sich die Mittheilungen des Marquis von Simiane in Betreff der Armuth des Grafen in's Gedächtniß zurückrufend, glaubte er

Yvonette denke vielleicht daran, wie die Eitelkeit ihres Vaters leiden würde.

Da nun edle Naturen sich leicht verstehen, auch ohne viele Worte auszutauschen, so fühlte er sich schnell zu dem schönen jungen Mädchen hingezogen, das so reizend so keusch, so anmuthig und so lieblich kokett aussah, in ihrem einfachen Leinwandkleid, und dem groben, runden Strohhut.

„Da mein Freund, der Baron von Nossac es für gut befunden hat, sich selbst vorzustellen, meine schöne Cousine," sagte der Marquis von Simiane, „so habe ich keine officielle Mission mehr zu erfüllen, und eile, meine Rechte als alter Verwandter zu beanspruchen; geben Sie mir die Hand."

Der Marquis stieg vom Pferde, nahm den Zügel über den einen Arm, während er den anderen dem jungen Schloßfräulein anbot, welches sich nachlässig auf ihn stützte, wie man sich auf einen Vater oder auf einen alten Freund stützt.

Der Baron fühlte eine Regung der Eifersucht, war aber zu verständig, um sie nicht alsogleich ganz zu unterdrücken.

Er folgte dem Beispiele des Marquis von Simiane, stieg ebenfalls vom Pferde und nahm vertraulich den Arm Hector's, während Yvonette mit dem Marquis von Simiane vorausging.

„Mein Onkel wird entzückt sein, Sie zu sehen," sagte der junge Mann, „er sehnt sich schon seit lange nach Ihrer Bekanntschaft und erkundigte sich täglich nach dem Zeitpunkt Ihrer Ankunft."

Baron von Nossac erbebte.

Hektor hatte ebenso die Stimme Samuel's, wie er sein Gesicht, seine Figur und seine Bewegungen hatte.

Der Zweifel, diese schrecklichste aller Empfindungen, dieses beinahe unheilbare Uebel, bemächtigte sich wieder mit Gewalt seines Geistes und ließ ihn nicht mehr los.

„Sind Sie nie gereist?“ frug er ziemlich in dem Tone eines Untersuchungsrichters, der dem Angeklagten ein wichtiges Geständniß erpressen will.

„Leider nie, mein Herr,“ erwiederte Hektor traurig, „ich bin ohne eigenes Vermögen und unglücklicher oder glücklicher Weise sehr stolz. Um nun standesgemäß reisen zu können, bedarf man des Geldes. Das besitze ich aber leider nicht.“

„Aber Sie sind doch außerhalb der Bretagne gewesen?“

„Niemals! —“

„Wirklich nicht?“

„Mein weitester Ausflug war nach Nantes, wo ich mit dem Militär-Kommandanten zu sprechen hatte.“

„Kennen Sie ihn?“ frug Baron von Nossac, noch immer die gleichgiltigen und naiven Züge des jungen Hektor von Kerdrel studirend.

„Kaum! Aber mein Onkel, der Artillerie-Oberst ist nud einst im selben Regiment mit ihm gedient hat, gab mir ein Empfehlungsschreiben mit.“

„Um was wollten Sie ihn bitten?“

„Um seine Protektion, mein Herr,“ sagte Hektor weder in demüthigem noch anmaßendem Tone.

„Heißt er nicht Aiguillon?“

„Ja, mein Herr."

„Ich kenne ihn sehr genau, und wenn ich —"

„O," sagte Hektor, „ich begehrte sehr wenig."

„Und was war das?"

„Eine Reiterstelle bei den Musketieren des Königs zu erlangen."

„Und haben Sie diese erhalten?"

„Noch nicht, mein Herr, aber ich habe gute Hoffnung. Herr Aiguillon hat meine Bittschrift in einem beigelegten Schreiben warm befürwortet."

„Nun, wahrhaftig, Sie gäben einen so hübschen Musketier, daß der König gewiß augenblicklich in Ihre Ernennung einwilligen wird!"

„Sie sind sehr gütig, mein Herr, aber ich glaube, meine beste Anempfehlung bleibt —"

„Nun?"

„Der Name meines Vaters."

„Es ist wahr," sagte der Baron von Rossac, seine Erinnerungen zu Hilfe rufend. „Sie stammen aus einem guten und alten Hause. Die Kerdrel's haben im Westen großen Anhang."

„Mein Vater war Oberst."

„Ich erinnere mich daran, ich habe sogar gleichzeitig mit ihm in den Feldzügen am Rhein gedient."

„Das ist leicht möglich, mein Herr, denn er hat alle Kriege in Deutschland mitgemacht."

Es lag ein solcher Hauch der Wahrheit in Allem, was der junge Mann sagte, er zitirte so bekannte, so geachtete

Namen, daß man wirklich hätte wahnsinnig sein müssen, um noch immer an seine Identität mit Wilhelm zu glauben.

Die letzten Zweifel des Barons waren verschwunden, als er beim Heraustreten aus dem Walde vor sich das imposante Gebäude des alten Herrenhauses der Kervegan's sich erheben sah.

Der Marquis von Simiane hatte nicht gelogen, als er versicherte, das Schloß stamme noch aus der Zeit der Kreuzzüge; es war ein wahrhaftiger, ritterlicher Adlerhorst, der Jahrhunderte an sich vorübergehen sah und dem zerstörenden Zahne der Zeit Widerstand geleistet hatte.

Das Schloß trug massive Thürme und besonders der Glockenthurm ragte stolz in die Lüfte.

Allein die altersstolzen, kalten Mauern waren dicht mit Moosgeflechten und englischem Epheu umwachsen, was ihnen einen jugendlicheren, gutmüthigeren Anstrich gab.

Große Waldungen, blütenübersäete Wiesen, mit Fruchtbäumen besetzte Abhänge — die ganze friedliche, reizende Natur diente dem Herrenhaus zur Folie und schien anzeigen zu wollen, daß seine kriegerische Mission seit langer Zeit beendigt sei.

In dem großen Hofe, dem früheren Schauplatz der Manöver der Kriegsleute, hatte man jetzt Kastanien- und Akazienbäume wachsen lassen, deren in einander verschlungene Zweige die gewölbten Fenster mit zierlichen Guirlanden umfaßten.

Die zwei Edelleute und ihre Führer waren nicht genöthigt, vor der Zugbrücke drei Stöße in ihr Hüfthorn zu thun, denn sie war seit mehr als einem Jahrhundert im-

merwährend herabgelassen, und der Rost, welcher auf ihren Ketten lag, bewies, wie lange sie schon unthätig gewesen waren.

Sie gingen durch eine breite Allee, fanden das Thor offen und betraten die Vorhalle, die gleich dem ganzen Herrenhause in sehr verwittertem Zustande war.

Allein das junge Schloßfräulein hatte diese Halle reich mit Blumenvasen und Blumenkörben geziert, so daß das Ganze dennoch einen freundlichen Eindruck machte.

Diese Halle also, so wie die Treppen und Säle, durch welche das Schloßfräulein ihre Gäste in den Empfangssaal führte, hatten die gleiche ländliche Toilette gemacht und trugen jenen Anstrich naiver und frischer Koketterie, den nur eine junge Frau einem alten Hause oder einem alten Gemal verleihen kann.

Nun öffnete sich eine Thüre und ein mehr als achtzigjähriger Diener, der jedoch noch rüstig in seiner Livrée einherschritt, meldete mit gebrochener Stimme, die er mit aller Mühe fest und feierlich machen wollte:

„Der Herr Graf von Kervëgan.“

IV.

Der Graf von Kervegan war siebzig Jahre alt und trotz seines silberweißen Haupt- und Barthares noch immer ein rüstiger, schöner Greis.

Er war von hoher Gestalt und in seinem Gange und in seinen Bewegungen lag eine unaussprechliche Majestät.

Er hatte sogar — wenigstens schien es dem Baron so — eine entfernte Aehnlichkeit mit Berghausen, dem deutschen Studenten, der im Schlosse Holdengrasburg die Rolle des schwarzen Jägers gespielt hatte.

Diese Aehnlichkeit war jedoch so schwach — die Beiden waren im Alter so weit auseinander — daß selbst der stets von abergläubiger Furcht beherrschte Baron von Nossac in dem Greise vor sich nicht den schwarzen Jäger erkennen wollte.

Uebrigens waren die Züge des Grafen von Kervegan eben so streng, ernst und majestätisch, als die des Schloßherrn von Holdengrasburg gutmüthig und zuvorkommend, jedoch manchmal nicht ganz ehrfurchtgebietend.

Der Graf von Kervegan ging seinen Gästen mit langsamen, majestätischen Schritten entgegen, winkte ihnen mit den Händen freundlich zu und näherte sich dem Marquis.

„Ich danke Ihnen, lieber Cousin,“ sagte er zu diesem, „daß Sie einen alten Greis nicht vergessen, ich stehe so

wenig mehr in Verbindung mit der Welt, und die Welt vergißt so schnell, daß es mir stets große Freude bereitet, wenn ein Freund oder Verwandter sich für eine Stunde an meinen Kamin setzt und mit mir plaudert."

„Man fühlt sich glücklich, den Platz am Kamin mit einem Manne einzunehmen, wie Sie sind, Herr Graf," erwiederte Simiane.

Nun näherte sich der Graf dem Baron von Nossac.

„Herr Baron," sagte er, „ich bin dem Herrn Marquis von Simiane sehr zu Dank verpflichtet, daß er auf die glückliche Idee kam, uns einander nahe zu bringen. Wir sind Grundnachbarn und ich hatte mir vorgenommen, Ihnen einen Besuch zu machen, sobald ich von Ihrer Ankunft unterrichtet sein würde."

Es freut mich, Herr Graf, daß ich Ihnen zuvorgekommen bin."

„Ich habe nicht mehr nöthig, Ihnen meine Tochter, Fräulein Yvonette von Kervegan und meinen Neffen, Herrn Hektor von Kerdrel, vorzustellen, denn wie ich sehe, hat mein Cousin, Simiane, diese Pflicht auf sich genommen.

„Allein ich hoffe, daß es mir erlaubt sein wird, der Erste zu sein, der Ihnen meine Nichte, die Marquise von Bidan vorstellt. Sie kommt zum ersten Male nach Frankreich!"

„Ich glaube, sie ist eine Kreolin," sagte Baron von Nossac.

„Ja; die Tochter eines meiner Brüder, der sich in den Kolonien angesiedelt hat."

„Die Marquise ist Witwe," fügte der Marquis von Simiane hinzu.

„So?" sagte der Baron, welcher den Worten des Grafen nur geringe Aufmerksamkeit geschenkt hatte und verstohlen auf die schöne Yvonette sah, die unter seinen Blicken erröthend zu Boden schaute.

„Das Schiff, an dessen Bord sie ist, wird täglich in Brest erwartet," fuhr der Graf fort, „und wir — ich, meine Tochter und mein Neffe beabsichtigen sogar, ihr entgegen zu reisen, um sie gleich nach ihrer Ausschiffung begrüßen zu können."

„Nun," sagte Simiane, „ich mache die Reise ebenfalls mit."

„Aber," fügte der alte Graf zögernd hinzu, „die Transportmittel sind hier zu Lande so schlecht —"

Yvonette näherte sich jetzt dem Marquis.

„Mein Cousin," sagte Yvonette ihm in's Ohr, doch nicht leise genug, um nicht auch vom Baron gehört zu werden — „schonen Sie doch das lebhafte Ehrgefühl meines Vaters und dringen Sie nicht weiter in ihn. Wir haben nur unser Korbwägelchen und — Sie wissen —"

„Herr Graf," beeilte Rossac sich nun zu sagen, — „ich möchte mich Simiane anschließen, wenn ich nicht fürchten würde, daß die Anwesenheit zweier Fremden das erste Familien-Wiedersehen nur stören kann!"

„Oh," entgegnete der Graf lächelnd, „Männer, wie Sie beide sind, stören nie!"

„In diesem Falle, Herr Graf, erlauben Sie mir wohl, Ihnen meinen Reisewagen und ein kleines Frühstück in mei-

nem Schlosse für den Tag der Abfahrt anzubieten. Mein Schloß steht auf dem Wege nach Brest.“

„Ich nehme es an,“ erwiederte der Graf einfach.

„Wann wollen Sie reisen?“ frug Simiane.

„Nun — morgen, wenn Sie durch nichts gehindert werden.“

„Wir sind einverstanden!“ entgegnete der Baron von Nossac.

Das Gespräch ging nun auf Alltäglichkeiten über, zu Nossac's Freude, welcher sich ungestört der Bewunderung Yvonette's hingeben konnte.

Man hielt die zwei Edelleute zum Diner zurück.

Simiane hatte die Wahrheit gesagt: die Armuth des Herrenhauses war eine — glanzvolle. Der Gerichte waren nicht viele, doch gewählte, und was den Wein betrifft, so zeigte die dichte Lage Staub, welche die Flaschen bedeckte, von seinem Alter und von der Sorgsamkeit, mit welcher man ihn aufsparte.

Allein Baron von Nossac beachtete all' dieß nicht, er dachte nur an Yvonette, sah nichts als sie.

Er saß zu ihrer Rechten uud streifte manchmal mit seiner Hand an die ihrige.

Was kümmerte ihn alles Andere?

Die Mahlzeit währte trotz ihrer Frugalität ziemlich lange, und es war bereits Nacht geworden, als der Baron von Nossac und Simiane daran dachten, sich zurück zu ziehen.

„Herr Graf,“ sagte Nossac nun, „ich biete Ihnen für heute Nacht mein Schloß an, wenn Sie meine Einla=

dung annehmen, so können wir morgen zu um so früherer Stunde aufbrechen."

Der Graf schien zu zögern, endlich aber sagte er:

„Gut, ich nehme Ihren Antrag an."

„Das Fräulein kann mein Pferd benützen, und Sie, Herr Graf, das meines Freundes Simiane, wir Beide werden in Gesellschaft des Herrn Hektor den Weg zu Fuße zurücklegen."

„Oh nein," sagte Yvonette, „ich ziehe es vor, zu Fuß zu gehen."

„Ich ebenfalls," sagte Simiane.

„Wer," — frug Herr von Simiane, den jungen Hektor fragend ansehend, „wer wird dann das Pferd des Barons besteigen?"

Hektor schwieg, wahrscheinlich aus Schüchternheit, und blickte auf seine Cousine.

„Hektor," sagte diese, „er ist ein schlechter Reiter, und da er in die königliche Garde treten will, so ist es gut, wenn er sich gelegentlich übt."

Ein Strahl der Freude funkelte in den Augen des jungen Mannes.

„Ist Ihr Pferd sehr feurig?" frug er den Baron.

„Ja wohl."

Hektor sprang mit unerhörter Befriedigung in den Sattel, und ließ das edle Thier — wahrscheinlich um seine schöne Cousine Lügen zu strafen, voltigiren und Capriolen machen, und zwar mit einer Kühnheit, Anmuth und Kaltblütigkeit, welche den Baron in Staunen versetzten.

„Darf ich ihm die Sporen geben?“ frug Hektor den Baron.

„Wie es Ihnen gefällt, mein lieber Freund.“

Während dieser Zeit hatte der alte Graf von Kervégan den Fuß in den Steigbügel gesetzt, und zwar nach allen Regeln der Reitkunst, und sobald er hoch im Sattel saß, erinnerte seine hohe, edle Haltung den Baron von Nossac an die Ritter des Mittelalters, die an den Sattel angewachsen zu sein schienen.

„Nun wollen wir sehen,“ sagte der alte Graf von Kervégan, — „ob ich mich noch an mein altes Metier erinnere.“

Mit diesen Worten sprengte er Hektor nach, welcher schon in der alten Kastanien-Allee verschwunden war.

Nossac, Yvonette und Simiane blieben allein.

Der Baron von Nossac gab dem Schloßfräulein von Kervégan den Arm.

Sie schritten nun alle drei über die Haide, bald aber hatte der Baron sich durch ein geschicktes Manöver von Simiane entfernt, so daß er allein mit dem jungen Mädchen dahinging, Yvonette's Hand in der seinigen haltend, — zwar stumm, aber mit einem Heer von stürmischen Gedanken im Kopf, mit einem Heer stürmischer Gefühle im Herzen, die jeden Augenblick bereit waren, zum Ausbruch zu kommen.

Der Weg, den die jungen Leute durch diese blühenden Hecken über die duftende Haide und unter dem blauen Himmel zurücklegten, war reizend, und ohne, daß ihre Lippen sich bewegten, ohne daß sich ihrer beklommenen Brust ein Wort entrang, sprachen sie mit einander in dieser stummen

und poetischen Sprache der Liebe, die ihre Geheimnisse dem jungen Mädchen zum ersten Male offenbarte.

Selbst dem Baron schien es, als kehre dieses Gefühl zum ersten Male bei ihm ein, so gänzlich entkleidet war er jenes materiellen Beigeschmackes, der sonst bei seinen Liebschaften vorgeherrscht hatte.

Plötzlich hörten sie den Hufschlag eines Pferdes — es war Hektor von Kerdrel, der mit verhängtem Zügel zu ihnen zurückjagte.

„Herr Baron," rief er, „meine Cousine, die Kreolin ist angekommen! Wir haben ihrer Sänfte in der Nähe von Ihrem Schloß begegnet, und mein Onkel hat sie bewogen, dort mit ihm abzusteigen."

Baron von Rossac erbebte bei dieser überraschenden Neuigkeit.

Weshalb?

V.

Baron von Rossac hatte seit zwei Monaten so außerordentliche Dinge gesehen und erlebt; er war gleichzeitig zu sehr handelnde Person eines so merkwürdigen Drama's gewesen, eine merkwürdige Aehnlichkeit hatte ihn erst vor ganz kurzer Zeit so überrascht, daß er Alles erwartete und Alles fürchtete.

Diese Frau, die man ihm angekündigt hatte, diese Kreolin, die so plötzlich angekommen war, und nun in seinem Schlosse wohnte — er fürchtete sie unwillkürlich und ohne sich erklären zu können, warum?

Uebrigens erging es ihm seit seiner Rückkehr von dem Schlosse Holdengrasburg mit allen Frauen so; in allen fürchtete er dieses unselige Gretchen erkennen zu müssen, deren Bild ihn überall hin verfolgte, daß er immerwährend suchte, und dem er doch immer zu begegnen fürchtete; dieses Gretchen, das er liebte und haßte, mit jedem seiner Gedanken, mit der glühendsten Leidenschaft herbeisehnte, und von dem er sich doch abgestoßen fühlte, durch die Stimme seines Verstandes, und durch einen instinktmäßigen Abscheu.

Allein dieses erste Beben, dieser erste Schreck gingen bald vorüber, der kalte Verstand kam seiner verwirrten Einbildungskraft zu Hilfe, und er sagte sich — was er sich so oft gesagt hatte, seit er sich in diese geheimnißvollen Abenteuer verwickelt sah.

„Ich bin ein Thor."

Man müßte es wirklich sein, um von einer aus Amerika kommenden Kreolin erschreckt zu werden.

Aber es war auch sehr ungeschickt, sehr übel angewandt, von diesem jungen Hitzkopf, mit solcher Hast herangesprengt zu kommen, und schon von Weitem auszurufen:

„Meine Cousine ist angekommen!"

Das will sagen:

Schon zu lange, Herr Baron von Rossac haben Sie sich an dem herrlichen Duft dieser Mädchenblüthe „Yvonette" erfreut, lange genug hat die Hand meiner Cousine in der Ihri-

gen geruht, und ihr Herz dem Schlag des Ihrigen geantwortet; lange genug haben Sie den Duft des blühenden Ginsters eingesogen, lange genug sind Sie schweigend und mit trunkener Seele durch das goldige Haidekraut und durch die schattigen, geheimnißvollen Heckenwege gegangen! — Sie haben das reelle Leben über das Leben der Traumwelt vergessen, die starre Prosa über die liebliche Poesie, das düstere Drama über das holde Zaubermärchen! — Nun, mein edler Herr, ist es hohe Zeit die schweren Ketten des Alltagslebens wieder anzulegen, den Traum zu verbannen, das Zaubermärchen zu vergessen! — Vorüber jede Träumerei, jeder Feenspuck, fort mit dem Becher der Hoffnung und zurück zu dem bitteren Trank der Gegenwart!

Der grausame Jüngling hatte all' das in einer einzigen Phrase gesagt, denn die Ankündigung von der Ankunft seiner unbekannten Cousine drückte jenen Stachel in die Brust des Barons, den man die Neugierde heißt, und jenen anderen, unbarmherzigeren: die Neugierde in das erwachende Herz der schönen Yvonette.

Einen Moment hingerissen, von einem geheimnißvollen Zauber befangen, denn sie sich nicht zu erklären wußte, hatte Yvonette wie den Baron ein Beben ergriffen, als Hektor von Kerdrel's Stimme ertönte; und während er unter dem Drucke jener ahnungsvollen Befangenheit litt, erröthete sie unwillkührlich und zog schnell ihre Hand zurück, die der Baron noch immer in der seinigen hielt.

Dann rief sie plötzlich aus: „Lassen Sie uns eilen — schnell, Herr Baron, schnell!“

Und sie beschleunigte die Schritte.

Der Zauber war gebrochen.

Der Baron von Rossac erholte sich von seiner Betäubung und beschleunigte die Schritte wie das schöne Schloßfräulein von Kervegan es gethan hatte.

Und nun war es nicht seine Hand, die sie nahm, auch nicht seine Schulter, um sich nachlässig darauf zu stützen, sondern sie begnügte sich damit, nur ihre Fingerspitzen leicht auf seinen Arm zu legen, während sie neben ihm dahinschritt.

Auch Hektor von Kerdrel schien mit dem Schicksal, dessen Bote er war, zu conspiriren, denn er störte die frühere Harmonie, indem er die Beiden nicht mehr allein ließ, wie er es zuvor gethan hatte, sondern langsam neben ihnen hinritt.

Jetzt wurde Baron von Rossac von heftigem Zorn gegen den jungen Mann ergriffen, er vergaß einen Augenblick seine angeborene Artigkeit und die feine Erziehung des Höflings und rief in barschem Tone:

„Mein junger Freund, mein Pferd ist in Schweiß gebadet, und die Nachtluft sehr ungesund, seien Sie also so gut, ihm die Sporen zu geben, damit es schnell in meinen Stallungen ankommt und abgerieben wird.“

„Fürchten Sie, daß es Schaden nimmt?“

„Es kann innerhalb vierundzwanzig Stunden todt sein.“

Diese letzten Worte wurden in so trockenem und gereiztem Tone ausgesprochen, daß Hektor dem schäumenden Pferde die Sporen in die Weichen drückte, und wie ein Blitz dahinstob.

Nun waren Baron von Rossac und das Schloßfräulein von Kervegan wieder allein.

Allein der Baron hatte einer thörichten Hoffnung Raum gegeben; vergebens würde er es versucht haben, die Ringe

jener magnetischen, geheimnißvollen Kette wieder herzustellen, die eben Yvonette mit ihm verbunden hatte, und die auf so rauhe Weise durch Hektor's Erscheinen und Stimme gebrochen worden war; Yvonette dachte nur mehr an eines, an ihre unbekannte Cousine, welche sie sehen und kennen lernen sollte. Den Baron hatte sie vergessen.

In wenigen Minuten hatten sie das Schloß des Barons von Rossac erreicht.

Die Ungeduld des jungen Mädchens hatte jetzt einen so hohen Grad erreicht, daß es voranlief und der Baron, der Verwünschungen zwischen den Zähnen murmelte, ihr kaum folgen konnte.

Im Salon erwarteten der Graf von Kervégan, Simiane und die eben angekommene Kreolin die Ankunft des Schloßeigenthümers.

Vor der Thür dieses, seines eigenen Salons, wurde der Baron abermals von jenem Schauer ergriffen, von jener unerklärlichen, grundlosen Angst, die zuvor über ihn gekommen waren, und unwillkührlich mußte er an Gretchen denken.

„Beeile Dich, Baron!“ — rief ihm Simiane entgegen.

„Komm' und mache uns die Honneurs Deines Hauses!“

Diese Stimme besiegte das Zögern Rossac's, der, wieder Hofmann und galanter Ritter werdend, mit zurückgeworfenem Kopfe und strammen Beinen vorwärts schritt.

In der Mitte des Salons angekommen, verbeugte er sich tief vor der Kreolin, die, halb abgewandt, in einem Fauteuil saß.

Die Amerikanerin stand nun auf, ging dem Hausherrn

einige Schritte entgegen, um ihn zu begrüßen, und das Licht des Kandelabers erleuchtete mit einem Male ihre Züge.

Auf den Gruß der Kreolin antwortete der Baron von Rossac mit einem Schrei der Verwunderung, der Bestürzung — beinahe des Grauens.

„Gretchen!“ — rief er aus. — „Es ist Gretchen!“

In allen Mienen spiegelte sich das größte, ungeheucheltete Erstaunen.

Besonders in denen unserer Kreolin.

„Oh!“ — wiederholte der Baron wie von Sinnen — „es ist Gretchen!“

Anstatt etwas zu erwiedern, wandte die schöne Kreolin sich mit fragenden Blicken zu den Grafen von Kervégan und zu dem Marquis.

Dieser rief aus:

„Bis jetzt wollte ich es nicht glauben, aber — jetzt ist ein Zweifel nicht mehr möglich: Rossac ist wahnsinnig!“

Rossac erröthete, ergriff die Kreolin bei beiden Händen und zog sie in das volle Licht des Kandelabers.

Endlich sagte er:

„Wollen Sie behaupten, nicht dieses geheimnißvolle, der Unterwelt entstiegene Wesen zu sein, das mir in Deutschland als Vampir das Blut aussaugte?! — Das sich des Nachts Helene Borelli, verstorbene Baronin von Rossac nannte, und bei Tage das lebende Gretchen war; das —“

„Mein Herr,“ — unterbrach ihn die Kreoline mit eisiger Stimme — „ich verstehe nicht, was Sie sagen wollen! Sie klagen mich an, ich hätte Ihnen in Deutschland das Blut ausgesaugt, und — ich war nie in jenem Lande!“

Der Baron machte eine Geberde des Unglaubens.

„Wenn Sie zweifeln," — fuhr die Fremde fort — „so bitte ich, in meinem Paß meine Vor- und Zunamen zu lesen und sich zu überzeugen, daß ich direkte aus Martinique komme. Ich habe mich erst heute Morgens in Brest ausgeschifft. Wollen Sie meinem Paß nicht glauben, so fragen Sie den Postillon, der mich hieher geführt hat; zweifeln Sie an der Wahrheitsliebe des Postillons, so schreiben Sie an den Hafen-Admiral von Brest, der mich ans Land führte. —"

„Es gibt ein noch viel einfacheres Mittel," — fiel Simiane ihr in die Rede — „das Dich gleich überzeugen wird, daß Du einen „Sporn" hast, mein guter Freund.

„Laß' hören!" — erwiederte Baron von Rossac, die Augenbrauen zusammen ziehend.

„Gretchen sah Deiner Frau ähnlich?"

„Zug für Zug."

„Madame sieht Gretchen ähnlich?"

„Ah — sie ist es selbst!"

„Gut; in diesem Falle ist sie das Ebenbild Deiner Frau?"

„Gewiß; und hätte ich nicht Helenen's von den Würmern zerfressenen Leichnam gesehen, — so würde ich schwören. —"

„Mein lieber Freund, — sagte Simiane — „Du erinnerst Dich wohl daran, daß ich es war, der Deine Heirath vermittelt hat?"

„Ja."

„Nun, ich finde zwischen Helene Borelli und dieser Dame eine so entfernte, geringfügige Aehnlichkeit —"

Der Baron trat einen Schritt zurück.

„Daß ich sie erst jetzt bemerke," — vollendete der Marquis von Simiane. „Und — zweifelst Du daran?"

„Oh ja — ich zweifle — das heißt: ich glaube es nicht!"

„Deine Frau ist hier gestorben?"

„Ja."

„Alle Deine Diener haben sie gesehen?"

„Ja."

„Lasse sie herauf kommen."

Baron von Nossac griff nach der Klingelschnur und setzte die Glocke heftig in Bewegung.

Der Gärtner, der am Morgen den Sarg der verstorbenen Baronin geöffnet hatte, trat ein.

„Sehen Sie Madame an!" — sagte der Baron zu ihm und zeigte auf die Kreolin.

Der Gärtner sah die fremde Dame erstaunt an, dann seinen Herrn, als wolle er sagen:

„Ja — wozu?"

„Nun?" — frug der Marquis von Simiane mit triumpfirender Miene.

Allein Baron von Nossac war hartnäckig, er kehrte zu der Klingelschnur zurück und ließ die ganze Dienerschaft rufen.

Niemand erkannte in der Kreolin die verstorbene Baronin von Nossac.

Der Baron war vor Schreck starr geworden.

„Du siehst es wohl," — sagte Simiane — „Deine Geisteskräfte sind geschwächt, d. h. nach einer Richtung hin. Ich will gern anerkennen, daß Du in Allem bei Verstande bist, was nicht mit Gretchen Bezug hat."

Baron von Rossac war zu Muthe, als wäre er vom Blitze getroffen worden.

„Nun, wohlan!“ — rief er aus — „ich glaube Dir: ich bin wahnsinnig! Allein das hindert mich nicht meinen Gästen die Honneurs meines Hauses zu machen! Wir wollen zum Souper gehen!“

Dieß geschah und Rossac, der sich betäuben mußte, trank, wie die schwarzen Jäger es gethan hatten.

Die Kreolin saß — nach seiner Anordnung — ihm gerade gegenüber.

Während der Mahlzeit ruhten seine Blicke unaufhörlich auf ihr; er studirte jede Linie ihres Gesichtes und lauerte auf ein Zeichen, eine Bewegung, einen Blick, die Gretchen verriethen.

Die Kreolin blieb ruhig und passiv. — Um eilf Uhr zog Baron von Rossac sich berauscht und halb wahnsinnig in sein Zimmer zurück.

Sobald er aber allein war, und in der düstern unheimlichen Stille seines Alkovens, ergriffen ihn wieder alle Schrecken des Entsetzens.

Gretchen — das für einen Augenblick verdrängt worden war — Gretchen erlangte wieder ihren geheimnißvollen, unseligen Einfluß über seine Einbildungskraft, und der Baron, von den Nebeln des Weines betäubt, außer sich, richtete sich mit zu Berge stehenden Haaren im Bette auf und rief:

„Sie ist es! Es ist Gretchen!“

Und noch ein anderer Gedanke stieg in diesem Delirium in ihm auf.

„Sie wird kommen,“ dachte er — „sie wird mir wieder das Blut aussaugen — wie damals —“

Und nun sprang er von Zaubermacht ergriffen, von übernatürlichem Entsetzen erfaßt aus dem Bette, holte seinen Degen und setzte sich halbnackt auf den Rand seines Bettes und rief mit einer Stimme, welche alle Schauer des Todes in sich faßte:

„Oh, ich werde mir Licht verschaffen! — Und heute Nacht wird Röschen nicht da sein, um in meinen Degen zu rennen. — Ich werde sie treffen — ich werde sie mit gewaltigem Stoße treffen!“

VI.

Lange blieb der Baron so auf seinem Bette sitzen, mit gesträubten Haaren, mit unheimlich in Fieberhitze glühenden Blicken.

Eine Hand hielt krampfhaft den Griff seines Degens, die andere ruhte fest auf seinem Herzen, wie beim Nahen jeder wirklichen Gefahr, die uns bedroht, wie vor jeder energischen oder selbst verbrecherischen That.

Denn: ein Weib tödten, ein Weib, das wahrscheinlich wehrlos erscheinen würde, ein Weib, das er trotz Allem, was

geschehen war und geschehen mochte, mit leidenschaftlicher, unheilsvoller Liebe anbetete — war das nicht ein Verbrechen?

Und dann — warum eigentlich sollte er sie tödten? —

Baron von Rossac überlegte diese beiden Fragen beinahe im selben Moment, und schauderte bei jeder derselben zusammen.

Dieses Weib, er fürchtete es, er erbebte vor ihm, er schauerte, wenn er nur an dasselbe dachte, wie man schon bei dem Gedanken an die eiskalte Berührung eines widrigen Reptils schauert; er betrachtete dieses Weib für ein übernatürliches, mächtiges, unheilbringendes Wesen, dessen geheimnißvolle, unbekannte Macht erhaben sei über jede irdische Gewalt.

Indem Baron von Rossac sich dieß sagte, hielt er es auch für keine Feigheit mehr, sich gegen dieses Weib zur Wehre zu setzen, und ihr kühn entgegen zu treten.

Aber — warum sollte er Gretchen tödten?

Warum?

Weil er zitterte, weil er Furcht hatte, weil er sie haßte und liebte, ohne diese beiden Empfindungen sich erklären, ohne deren Gewalt ergründen zu können.

Weil dieses Weib ein Vampir war, weil dieser Vampir ihm den Quell des Lebens: das Blut aussaugte, und ihn tödtete.

Nachdem er so auf die beiden Fragen geantwortet hatte, die sein verwirrter Geist sich gestellt hatte, umschlang Baron von Rossac seinen Degen fester mit der Faust und wartete regungslos, athemlos, in höchster Spanung auf das Erscheinen des Vampirs.

Denn der Vampir wird erscheinen; wird, wie in Hol-

dengrasburg kommen, sich langsam auf das Bett setzen, sich neben ihn hinstrecken, ihn in den Hals beißen und in langsamen, behaglichen Zügen, mit offenbarer Wollust sein bestes Blut aussaugen! —

Er war dessen so gewiß, daß er nicht auf das Verstreichen der Stunden achtete und nicht auf die Kälte, die seine Hand erstarren ließ, und nicht auf die kalten Schweißtropfen, die von seinen Schläfen rieselten.

Und doch verging Stunde auf Stunde, und kein noch so leiser Ton unterbrach die tiefe Stille der Nacht.

Die Gänge blieben stumm, die Riegel seiner Thüre unbeweglich, die Thüre selbst verschlossen, die Fenster dunkel — und kein bleicher Schatten zeichnete sich an ihnen oder an den Wänden ab. Nur die große Uhr, in ihrem eichenen Gehäuse, die von den alten Schloßherrn auf dem Treppen-Absatz gestellt worden war — nur diese Uhr allein ließ von Zeit zu Zeit ihren dumpfen Schlag vernehmen, der das schlummernde Echo des düstern Herrnhauses aufstörte.

Nun hörte der Baron Mitternacht schlagen, dann die Viertelstunden, dann ein Uhr.

Da fing sein Muth an zu wanken, der feste Griff seiner Faust gab nach, die Kälte der Nacht schüttelte ihn, die ihn verzehrende Fieberhitze ließ nach und je mehr seine Vernunft zurück kehrte, um so mehr dachte er daran, daß weder der Marquis ven Simiane, sein Freund, noch einer von der ganzen Dienerschaft des Schloßes in der Kreolin die Baronin von Rossac erkannt hätten.

War er also wieder der Spielball — das Opfer seiner delirirenden Einbildungskraft?

War diese Aehnlichkeit nur leicht und unmerkbar — nicht auffallend und wunderbar, wie sie es seinen Augen erschien?

Und diese greifbaren, unwiderlegbaren Beweise, die die Kreolin ihm für ihre Nicht-Identität mit Gretchen angeboten hatte?

Aber hatte Gretchen nicht dasselbe gethan, als er behauptete sie sei die verstorbene Baronin von Rossac?

Und der — für einen Augenblick aus Rossac's Hirn verjagte Zweifel, kam mit erneuter Macht und Hartnäckigkeit zurück.

Und — seine Furcht ging in Todesangst über, und die Befürchtung, Gretchen erscheinen zu sehen, wurde zu dem Verlangen, sie an seiner Seite zu haben!

Und wie das Delirium ihn mehr und mehr ergriff, da wollte er laut und dringend nach Gretchen rufen, ohne daß seine zitternden, erstarrten Lippen sich öffnen, ohne daß seiner zusammen geschnürten Kehle sich ein Schrei entringen konnte.

Und er dachte mit Grauen der Wollust an die schauerdurchbebten Nächte in Holdengrasburg und an die Besuche des Vampirs; er empfand eine Art rasenden Sinneskitzel, der ihn gewiß mit Grausen erfüllt hätte, wenn er bei klarer Vernunft gewesen wäre.

Er erinnerte sich wonnebebend an die eisigen Küsse Gretchen's, dieses lebenden oder todten Weibes, das zu ihm kam, trotz der verschlossenen Thüren, ohne sie zu erbrechen, und sich auf sein Bett legte, ohne daß er die Kraft oder den Willen hatte, es daran zu hindern.

Die Glocke schlug zwei Uhr. — Gretchen kam nicht.

Der Baron bot alle seine Kräfte auf und ein beinahe unartikulirter Laut entrang sich seinen Lippen und er rief:

„Gretchen! — Gretchen!"

Und als keine Antwort erfolgte:

„Gretchen! — Gretchen — ich liebe Dich!"

Dasselbe Schweigen.

„Gretchen," — fuhr er fort — „ich wollte Dich erst tödten — aber fürchte nichts mehr — ich liebe Dich! — Komme — entziehe mir so viel Blut als Du willst — sauge mir Ader für Ader aus — Gretchen, meine Vielgeliebte — Gretchen, Komm'!"

Gretchen blieb taub und kein Laut, als der fieberhafte, gebrochene der Stimme des Barons störte das stumme Echo der Wände.

„Oh" — begann Rossac aufs Neue — „ich sehe es Du fürchtest Dich, Du fürchtest, daß ich Dich tödte. — Nun, Du brauchst keine Angst mehr zu haben. — Sieh!"

Und er schleuderte den Degen weit von sich weg.

Gretchen schien unempfindlich für diesen Akt der Unterthänigkeit, denn keine weiße Gestalt erschien.

„Oh, ich sehe es," — fuhr der Wahnsinnige nach einem Augenblick gespannter Erwartung fort — „Du setzest kein Vertrauen in mich — Du fürchtest, ich greife wieder nach meinem Degen. — Nun, so will ich ihn brechen!"

Nun tappte er durch das Zimmer, hob den Degen auf, bog ihn über sein Knie und brach ihn in zwei Stücke, die er wegschleuderte und begann neuerdings zu rufen:

„Gretchen! — Gretchen!"

Der Baron zitterte vor Kälte und legte sich instinktmäßig

wieder zu Bette, Gretchen noch immer mit Wunsch und Stimme herbei rufend.

Das Fieber, welches einige Zeit nachgelassen hatte, kehrte zurück und bemächtigte sich seines Opfers mit erneuerter Gewalt; bald verlor Rossac gänzlich das Bewußtsein seines Zustandes und seiner Handlungsweise, hüllte sich in seine Decken, verfiel in tiefen Schlaf und flüsterte:

„Mein Bett ist warm, Gretchen. — Du frierst ja, wie Du sagst — so komm'!"

Es schlug drei, vier, fünf Uhr, der Tag brach an, drang durch die Ritzen der Fensterläden, und erweckte den Baron, welcher mit lauter Stimme aus dem Schlafe gesprochen hatte, die Namen Samuel und Gretchens, Wilhelm und Röschens wiederholt rufend.

Als er die Augen aufschlug und noch von dem Zauber der Traumwelt befangen war, glaubte er sich wahrscheinlich in Holdengrasburg; denn er sprang aus dem Bette und eilte zu dem Fenster, als sei er begierig, welcher Anblick sich ihm bieten würde: ob die freundliche Wiesen-Landschaft, ob das schroffe Felsgebirge.

Anstatt all' dem sah er die großen Bäume seines eigenen Parkes, die großen blühenden Gebüsche, den ersten durch das Laubwerk fallenden Sonnenstrahl und hörte das Morgen-Ständchen der kleinen Vöglein.

Die Morgenluft war rein und kräftigend und der Baron setzte seine glühende Stirne mit Wollust ihrem erfrischenden Hauche aus, vor dessen Berührung die letzten Fieberschauer wichen.

Da hörte er Geräusch hinter sich.

Er wandte sich schnell um.

Es war der Marquis.

„Teufel!“ rief dieser im Eintreten, „für einen Menschen, der so betrunken zu Bett gegangen ist, bist Du früh auf den Beinen!“

„Ich war nicht betrunken.“

„Nein — nur berauscht.“

„Glaubst Du?“

„Das will ich meinen! Uebrigens kann ich Dir zum Troste sagen, daß Du im benebelten Zustande viel liebenswürdiger bist, als im nüchternen.“

„Findest Du?“

„Du warst gestern Abend bezaubernd, voll Geist und Witz. Die Kreolin ist entzückt von Dir.“

Der Baron bebte.

„Sprich mir nicht von diesem Weib,“ sagte er.

„Warum?“

„Weil ich mich vor ihm fürchte.“

„Ah! —“

„Ich bin überzeugt, es ist Gretchen.“

Simiane blickte mitleidsvoll zum Himmel empor und flüsterte:

„Wie Schade, daß ein so vortrefflicher Edelmann nicht ganz bei Verstand ist!“

Baron von Nossac sah den Marquis an.

Simiane's Züge waren so verstört, so voll Theilnahme, daß Nossac geneigt war, zu glauben, sein Freund habe Recht und er sei wirklich wahnsinnig!

„Nun,“ begann Simiane, „hier haben wir Beweise!“

Mit diesen Worten hob er die Stücke des zerbrochenen Degens auf.

„Hast Du mit der Mauer gekämpft?" frug er.

Baron von Rossac antwortete nicht.

Ein Geräusch hatte ihn neuerdings zum Fenster gelockt und sein Auge ruhte auf einer Gruppe im Park.

Sie bestand aus einer Dame und einem Herrn.

Es waren die Kreolin und Hektor von Kerdrel.

Sie stützte sich mit vornehmer Nachlässigkeit auf den Arm des jungen Mannes und doch mit einem Sichgehenlassen, das aus dem glühenden Klima ihres Vaterlandes stammte und Baron Rossac aus Zorn erbleichen ließ.

„Was hast Du?" frug Simiane.

„Ich weiß es nicht," erwiederte Rossac. „Aber ist dieses Weib nun Gretchen oder nicht, ich bin eifersüchtig."

Der Marquis lachte laut auf.

„Und Yvonette?" sagte er.

„Yvonette?" murmelte der Baron, wie ein Mann, der in seinem Gedächtnisse nach einer alten, längst verwischten Erinnerung sucht, „wer ist Yvonette?"

Der Marquis stieß einen Seufzer aus.

„Es ist klar," flüsterte er dann, „er ist wahnsinnig."

Das war vielleicht seit vierundzwanzig Stunden zum zehnten Mal, daß der Baron in seiner Umgebung die Worte hörte:

„Er ist wahnsinnig!"

Und gewiß war er es in diesem Augenblicke.

Er fing schon an, selbst daran zu glauben, als er sich an Alles erinnerte, was gestern vorgefallen war.

„Wer war Yvonette?“

Er hatte eine solche Frage stellen können, er, der gestern das junge Mädchen mit glühender Bewunderung betrachtet hatte; er, der in den monderleuchteten Laubgängen, die er mit ihr durchschritt, beim Klange ihrer Stimme ein Wonnebeben durch seine Glieder rieseln fühlte, so wie bei der Berührung ihrer Fingerspitzen, bei dem Rauschen ihres Gewandes, bei dem Hauche ihres Athems.

Er hatte gefragt, wer Yvonette sei, er, der gestern der Ansicht war, der Mann, den dieses holde Engels-Geschöpf einst mit seiner Liebe beglücke, müsse der glücklichste, beneidenswertheste aller Sterblichen sein!

Baron von Nossac, der dies Alles reiflich überlegte, sah, daß er mit Riesenschritten dem Abgrunde des Wahnsinns entgegenging.

Er sah seinen Freund Simiane mit schmerzvollem Blicke an, mit einem Blicke, der um Trost und Hülfe flehte.

„Bei Gott, mein Lieber,“ fuhr Simiane nach einer kleinen Weile fort, „Du wirst wahnsinnig!“

„Ich fürchte es,“ murmelte Nossac.

„Und ich — ich zittere vor dem Gedanken.“

„Was willst Du, diese verwünschte Kreolin hat eine so auffallende Aehnlichkeit mit Gretchen!“

„Das heißt, Gretchen erfüllt Deine Einbildungskraft so sehr, daß Du Dich durch die leiseste Aehnlichkeit irre führen läßt und ihr Bild allüberall erblickst.“

„Solltest Du wahr sprechen?“ sagte Nossac leise.

„So wahr, daß, wenn Gretchen Deiner Frau ähnlich

sieht, die schöne Kreolin ihr sehr wenig gleichen muß, da die ganze Dienerschaft —"

„Mein Gott! Diese Leute können Helenen's Züge vergessen haben!"

„Papperlapapp!" rief der Marquis aus. „Es ist viel klüger, wir nehmen an — Du hast wirklich einen kleinen Sporn."

Der Baron stützte den Kopf in beide Hände und verfiel einige Sekunden in tiefes Sinnen.

„Bin ich nun wahnsinnig oder nicht," sagte er endlich, „eins steht fest: ich liebe Gretchen!"

„Alle Wetter — das sehe ich!"

„Und Alles, was in meinen Augen Aehnlichkeit mit Gretchen hat!"

„Ah!"

„Diese Kreolin gleicht ihr —"

„Liebst Du die Kreolin schon?"

„Ich fürchte es!"

„Und Yvonette?"

„Die liebte ich gestern."

„Und wirst sie morgen wieder lieben!"

„Nie wieder!"

„Wir werden ja sehen!"

„Ich liebe die Kreolin, sie gleicht meinem Gretchen!"

„Zugegeben. Aber — die Kreolin liebt Dich nicht."

Der Baron trat einen Schritt zurück.

„Sie wird Dich niemals lieben."

Der Baron runzelte die Stirne und erröthete.

„Denn sie liebt einen Andern."

Der Baron erbleichte.

„Wen?“ heulte er.

„Ihren jungen Cousin.“

„Hektor?“

„Ihn selbst.“

„Sie kennt ihn kaum!“

„Wenn auch.“

„Gestern war er ihr noch fremd.“

„Heute ist er es nicht mehr.“

„Aber — er ist ein Kind.“

Simiane lachte.

„Das ist ein Grund mehr. Ein Flaumbart, rosige Wangen, blaues Auge, blondes Haar, zarte Gestalt, eine Frauenhand, ein Engelslächeln — das ist mehr, als er bedarf, um einer Frau von achtundzwanzig Jahren den Kopf zu verdrehen. Und er besitzt das Alles.“

„Oh!“ meinte der Baron geringschätzend.

„Wir,“ fuhr der Marquis fort, „wir dreißigjährige Männer, die wir bleich, abgelebt, schon übersättigt sind durch frühzeitige Ausschweifungen — wir machen kein Glück mehr auf dieser Welt, mein Lieber, außer bei jungen, unerfahrenen Mädchen, die in ihrem Gemal einen Lehrer und Meister suchen und nicht einen Schüler und Sklaven!“

„Das ist wahr!“ dachte Rossac, aber sein Stolz hielt ihn ab, es zuzugestehen.

„Nun,“ rief er zornig aus, „ich will, daß diese Kreolin mich liebt und — sie wird mich lieben!“

„Wahnsinn!“

Der Baron richtete sich auf, warf den Kopf stolz in den Nacken und sagte:

„Noch bin ich Nossac!“

„Du w a r st Nossac.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Daß Du nur mehr der Schatten Deines früheren Ich bist.“

Der Baron schrak zusammen und betrachtete seine bleichen, angegriffenen Züge in dem Spiegel.

„Du bist nur mehr der Schatten jenes Baron von Nossac, den ganz Paris, Versailles, die ganze Damenwelt noch vor einem Jahre bewunderten. Du warst berühmt durch die Gewähltheit Deines Anzuges, durch den feinen Geschmack, der in Deinem Hause herrschte, durch die Schärfe Deines Geistes und durch Deine unzähligen Liebes-Abenteuer. — Aber Du bist nicht mehr dieser parfümirte Don Juan, der unter einem Balkon wachte und schlief.“

„Ich habe mich also sehr verändert?“

„Sieh' Dich doch an!“

Der Baron trat näher zum Spiegel.

„Dein Gesicht ist bleich, mager, abgezehrt; Dein Auge blau umrändert, Deine Lippe schlaff — Dein Bart vernachlässigt. Deine Hände haben im letzten Feldzuge gelitten, Deine Taille hat ihre Geschmeidigkeit verloren, Dein Gesicht ist aufgedunsen.“

„Du übertreibst, mein Lieber,“ sagte Baron von Nossac, noch einmal in den Ton leichtsinniger Eitelkeit zurückfallend, der ihm einst eigen gewesen war, „Du übertreibst, und ich wette tausend Franks, daß die Kreolin mich lieben wird!“

„Ich halte die Wette — meinen Gläubigern zu Liebe. Wenn Du mich aber nicht ein sicheres Spiel gewinnen lassen willst, so mache diesem sentimentalen Gespräch dort unten ein Ende, mit dem die Kreolin und ihr Kousin, der schöne Hektor von Kerdrel, die Alleen Deines Parkes beglücken."

Und der Marquis von Simiane streckte spöttisch den Arm aus und zeigte dem Baron die sich an den Arm des jungen Mannes schmiegende Kreolin.

Ein Blitz zuckte aus dem zornig glühendem Auge des Barons.

Schnell legte er die Hand an den Degengriff und murmelte zwischen den Zähnen:

„Ich werde ihn tödten!"

Marquis von Simiane zuckte mit den Achseln.

„Thue es, mein guter Freund," sagte er, „tödte ihn, und meine tausend Franks sind mir gewiß."

„Wieso?"

„Ganz einfach. Sie liebt ihn und er ist ihr Kousin. Tödtest Du ihn also, so empfindet sie den ausgesprochensten Haß gegen Dich, den glühendsten Haß, der nur je das Herz eines schönen, vornehmen und verliebten Weibes erfüllt hat!"

„Du hast Recht," sagte der Baron.

„Ich, an Deiner Stelle, würde es vorziehen, ihn auf geschickte Weise zu entfernen."

„Aber — wie?"

„Bist Du nicht königlicher Oberst?"

„Ja wohl."

„Verleihe ihm ein Lieutenants-Patent und sobald sein Diplom ausgefertigt ist, ertheile ihm den Befehl, sich augenblicklich zu seinem Regimente zu verfügen.“

Die düstere gefaltete Stirne des Baron von Rossac hellte sich ein wenig auf.

„Das ist ein guter Gedanke,“ sagte er. „Eile — mein Freund — sage ihm, daß ich mit ihm zu sprechen wünsche.“

„Warum suchst Du ihn nicht selbst auf?“

„Die Kreolin flößt mir Furcht ein!“

„Deine Liebe ist sonderbar! — Du fürchtest das geliebte Weib!“

„Oh — ich werde davon genesen!“

„Gott gebe es!“

„Und — sie wird mich lieben!“

„Meinetwegen! Aber — Du bist nicht mehr schön, und um ein Frauenherz zu rühren, bedarf es der Schönheit, des Geistes oder Heldenmuthes. Deine Schönheit entschwindet mit Riesenschritten, Dein Geist leidet entsetzlich unter dem Einfluße der Erinnerung an Gretchen, und was Deinen Muth betrifft —“

„Nun —?“ rief der Baron, die Augenbraunen zusammen ziehend.

„So weiß ich wohl, daß er noch immer der alte ist, aber — es handelt sich darum, eine Gelegenheit zu finden, bei der Du ihn zeigen kannst.“

„Du kennst diese Gegend, nicht wahr?“

„Das will ich meinen! So gut wie Versailles!“

„Dann mußt Du wohl einen ungeleckten, unschuldigen Burschen aufzutreiben wissen, mit dem ich Händel an-

fangen, und sein Herz als Scheide für mein Schwert benützen kann!“

„Was hast Du vor?“

„Gegen gefährliche Uebel hilft nur ein energisches Mittel. Die Liebe stellt oft grausame Anforderungen.“

„Mein Lieber,“ sagte Simiane mit philosofischem Pflegma, „ein Duell ist — ein Spaß, ein Zeitvertreib, ein Nichts! — Heut zu Tage duellirt sich Alles — sogar der größte Schurke. — Mein Haushofmeister hat sich schon zweimal geschlagen — mein Schneider wird sich nächstens schlagen, und bietet sich nur die Gelegenheit, so schickt mein Lakai dem Kutscher eine Herausforderung. Deine Idee: Deinen Muth durch ein Duell zu beweisen, die, mein lieber Freund, mußt Du aufgeben!“

Wieder mußte Baron von Nossac sich gestehen, daß sein Freund Simiane Recht habe.

„Nun — und wenn ich vor ihren Augen, Körper an Körper mit einem Bären kämpfte?“

„Es gibt keine Bären hier in der Bretagne.“

„Und — ein Wildschwein?“

„Hm — das könnte sein. Die Idee ist jedenfalls geistreicher, als die Duell-Geschichte, besonders wenn es Dir gelingt, Dir von dem Unthier ein Bein aufschlitzen zu lassen. Die hinkenden Verehrer haben verteufeltes Glück bei den Damen!“

„Spotte wie Du willst: mein Entschluß steht fest!“

„Und wann willst Du dieses Schauspiel in Szene setzen?“

„Noch heute.“

„Mein lieber Freund — Du bist nicht mehr so von Sinnen — Du fängst an, wieder geistreich zu werden.“

„Ich versuche es,“ sagte Nossac bescheiden.

Marquis von Simiane näherte sich wieder dem Fenster.

„Schön,“ sagte er, „unser Liebespaar ist im Dickicht verschwunden!“

Ein Funke der Eifersucht glimmte in den Augen des Barons und, Simiane ganz betroffen stehen lassend, stürzte er die Treppe hinab und eilte schnellen Laufes in den Park.

VII.

Die Kreolin und der junge Hektor von Kerdrel hatten einen, von grünen Laubwänden gebildeten kleinen Salon erreicht, durch dessen dichte Gebüsche die heißen Sonnenstrahlen nicht einzudringen vermochten.

Die grünen Zweige vereinigten sich zu einem zierlichen Dache und beschatteten in dem kleinen traulichen Raume eine aus dem Boden emporsprudelnde Quelle, die dann plaudernd über den Rasen weghüpfte.

Als der von einem glücklichen Instinkt geleitete Baron diese Art Laube betrat, lag die Kreolin halb ausgestreckt auf einer Rasenbank und spielte zerstreut mit den elfenbeinernen

Fingern ihrer wundervollen Hand in dem seidenweichen Lockenhaar des zu ihren Füßen sitzenden Hektor.

Baron von Rossac schrak zusammen und fühlte einen lebhaften Schmerz im Herzen; allein dieser Schmerz brachte eine heilsame Wirkung hervor, denn er rettete ihn von jener unbegreiflichen, wunderbaren Aufregung, die sich seiner bemächtiget hatte, und die ihn sicherlich auch heute erfaßt haben würde.

Bei dem Schalle seiner Tritte zog die Kreolin schnell die Hand zurück und wandte langsam den Kopf ab, während Hektor erröthend und ein wenig verlegen sich von seinem Sitze erhob.

„Madame," sagte der Baron sich verbeugend, „ich suchte Sie —"

„Sie sind zu liebenswürdig, Herr Baron!" erwiederte die Kreolin.

„Das ist meine Pflicht als ihr Wirth, Madame; ich wollte Sie nochmals um Entschuldigung bitten —"

„Wofür, Baron?"

„Für mein albernes Benehmen von gestern."

Die Kreolin lächelte und sagte:

„Ich sehe diesem Gretchen also sehr ähnlich?"

„Oh — Sie sind es selbst!" rief Rossac aus.

„Welcher Wahnsinn!"

Baron von Rossac machte eine Bewegung der Ungeduld.

„Schon wieder dieses Wort!" rief er aus.

„Entschuldigen Sie mich, Herr Baron," sagte die Kreolin, „ich wollte sagen, daß es gar merkwürdige Aehnlichkeiten gibt!"

„Ja, Madame, sehr merkwürdige; Sie haben eine solche Aehnlichkeit mit Gretchen, daß sie sich auf die kleinsten Details erstreckt. Sie haben dieselben Linien in den Mundwinkeln, dieselben Grübchen in den Händen, dasselbe Grübchen im Kinn —“

Hektor war einen Schritt zurückgetreten und blickte mit dem Ausdruck der Eifersucht auf den Baron, der die Hände der schönen Kreolin noch immer zwischen die seinigen preßte.

Baron von Nossac fing diesen Blick auf und der kaum erloschene Zorn erwachte noch heftiger in ihm und brach in einem Blitz aus seinem Auge.

„Herr von Kerdrel,“ sagte er zu dem jungen Manne, „sind Sie Jäger?“

„Ja und nein, Baron.“

„Wieso ja und nein?“

„Weil ich alle Neigung für das edle Waidwerk habe, ohne sie ausüben zu können.“

„Warum nicht?“

Hektor erröthete.

„Mein Onkel ist arm; wir haben also weder Pferde, noch Hunde, noch Treiber.“

Auch die Kreolin erröthete bei dem Geständniß des jungen Mannes.

Dieser, welcher es bemerkte, hob nun stolz den Kopf empor, als hülle er sich in seine Armuth, wie in einen Königsmantel.

Baron von Nossac erbleichte.

Alles sprach gegen ihn, sogar die Armuth seines Nebenbuhlers, die in den Augen der Liebe mit den romantischsten

Farben bekleidet erschien und dem jungen Hektor beinahe zum Ruhme wurde.

Er sagte daher:

„Nun — Sie werden noch heute jagen!"

„Heute?"

„Ich kam, um Madame zu bitten, einer Wildschwein-Jagd beizuwohnen, die ich und mein Freund Simiane arrangirt haben."

„Mit Vergnügen!" erwiederte die Kreolin.

„Wir wollen gleich nach dem Frühstück aufbrechen — ich habe ausgezeichnete Pferde."

„Um so besser — Sie werden mir das feurigste geben lassen, Herr Baron!"

„Und mir das Unbändigste!" fiel Hektor in die Rede ein. —

Die Kreolin stieß einen schwachen Schrei aus, eine Mischung von Entsetzen und beinahe mütterlicher Liebe.

„Ich will es nicht!" rief sie.

„Und warum denn nicht?" frug der junge Mann.

„Weil Sie sich Arm und Beine brechen würden, Sie böser Wildfang!"

Und wieder strich sie mit der Hand durch sein volles Haar.

In Nossac's Innerem tobte es und er wurde aschfahl. —

„Seien Sie unbesorgt, Madame," sagte er mit schlecht unterdrückter Ironie. „Herr von Kerdrel ist ein guter Reiter und hat mir in kaum einer Stunde ein Pferd halb lahm geritten."

Nun machte Hektor eine Bewegung der Ungeduld.

„Und ich will ihn dafür bestrafen!“ fuhr der Baron, ohne darauf zu achten, fort.

Hektor nahm die Stellung eines Menschen an, der auf eine Herausforderenng gefaßt ist.

„Ich mache Ihnen das arme Thier zum Geschenk und verpflichte Sie dazu, es für sich zu behalten, mein junger Freund!“

Der Ton des Barons klang sehr herablassend.

„Ich nehme es an,“ erwiederte Hektor mit einem Anflug von Ironie.

„Und da ein Lieutenant der Garde gut beritten sein muß, so erlauben Sie mir wohl, Ihnen noch ein zweites anzubieten!“

„Ich bin aber kein Garde-Lieutenant!“ sagte der junge Mann verblüfft.

„Wissen Sie also nicht, daß ich Oberst der Garde bin?“

„Gewiß nicht!“

„Und ein Lieutenants-Patent zu vergeben habe?“

Hektor's Auge flammte auf.

„Es fehlt nichts darin als der Name,“ fuhr der Baron fort, dem diese Rolle des Edelmüthigen nur zum Vortheile gereichen konnte, „und wenn Sie erlauben, will ich die leere Stelle ausfüllen und Hektor von Kerdrel hinsetzen.“

Der junge Mann stieß einen Freudenschrei aus; allein die Kreolin fiel gleich ein:

„Ich will es nicht!“ rief sie mit ihrem halb schmollenden, halb heroischen Ton.

„Oh, Cousine!“

„Sobald Sie Lieutenant sind, wird der Herr Baron von Rossac Sie dem Tode in die Arme senden!“

„Oder — dem Hauptmanns-Rang!“ rief Hektor mit Enthusiasmus aus. „Ich nehme es an, Herr Baron!“

„Wenn ich es dulde!“ sagte die Kreolin.

„Oh, meine liebe, kleine Cousine!“ begann Hektor, sich vor der schönen Amerikanerin niederkniend. „Meine liebe, kleine Cousine — seien Sie doch gut — erlauben Sie mir —“

„Nun,“ flüsterte sie bewegt, „wir werden sehen!“

Baron von Rossac bebte vor Wuth.

Er begriff aber, daß es gerathen sei, jetzt abzubrechen, um die Sache nicht ganz zu verderben.

Er sagte also:

„Nun, wir sprechen noch darüber! — Jetzt wollen wir zum Frühstück gehen und den Grafen von Kervegan und seine Tochter aufsuchen!“

„Sie sind heute Früh nach Hause zurückgekehrt!“ sagte Hektor.

„Warum das?“

„Um ein Zimmer für meine Cousine vorzubereiten. Aber sie erwarten uns Alle heute Abend. Sagen Sie, Herr Baron,“ fuhr Hektor fort, „haben Sie eine gute Meute?“

„Nur zwölf Hunde.“

„Das ist zu wenig, um ein Wildschwein zu Tode zu hetzen.“

„Das wollen wir auch nicht.“

„Was sonst?“

„Ich will es mit meinem Jagdmesser durchbohren!“ erwiederte der Baron kaltblütig.

Ein Zug von Bewunderung flog über die Mienen der schönen Kreolin und anstatt Hektor's Arm zu nehmen, nahm sie den des Barons und stützte sich auf ihn, wie in dem Bewußtsein seiner Kraft und Stärke.

VIII.

An der Art und Weise, wie die Kreolin sich auf seinen Arm stützte, erkannte Baron von Rossac, daß er einen Schritt näher zum ersehnten Ziele gerückt war.

Er wandte sich zu Hektor und sagte:

„Ihnen, mein junger Freund, werde ich jedoch zu Ihrer Sicherheit ein paar Pistolen geben!“

Hektor wollte den Antrag zurückweisen, allein der Baron fuhr schnell fort:

„Und ein nicht gar zu empfindliches Pferd!“

Hektor machte eine Bewegung der Ungeduld und runzelte die Stirne.

„Denn als Neuling in der Reitkunst gehen Sie ein wenig unbarmherzig mit den armen Thieren um.“

Die Röthe stieg Hektor in's Gesicht, aber er schwieg und warf nur einen Seitenblick auf seine Cousine, als erwarte er von ihr ein Blick der Theilnahme oder Ermuthigung. —

Die schöne Kreolin jedoch schritt mit gesenkten Augen dahin.

Baron von Nossac begann abermals:

„Schon Madame zu Liebe, die dann nicht besorgt zu sein braucht, und eben so sehr über den Gedanken erschrak, Sie ein feuriges Pferd besteigen zu sehen!“

Diesmal war der Hieb ein direkter und die Kreolin biß sich in die Lippen.

Sie erwiederte in trockenem Tone:

„Wenn mein Cousin auch kein erfahrener Reiter ist, Baron, so ist er doch ein kühner! Und Kühnheit taugt oft mehr als Weisheit. Es wäre also wahrscheinlich lächerlich, seinem Vergnügen Einhalt zu thun, wie ein mürrischer Hofmeister!“

Hektor blieb nun ein wenig zurück. — Baron von Nossac und die schöne Kreolin gingen schweigend bis zum Schlosse.

So kamen sie in den Speisesaal, wo Marquis von Simiane sie erwartete.

„Sage doch, Nossac,“ sprach der Marquis ihn an, „es scheint, Deine Meute ist aufgelöst!“

„Bah!“

„Du hast ja nur zwölf brauchbare Hunde.“

„Ich weiß es!“

„Das erlaubt uns kaum, einen Eber zu jagen.“

„Glaubst Du?“

„Ich bin dessen gewiß.“

„Nun, ich will ein säugendes Weibchen in ihrer Höhle aufsuchen und mit meinem Waidmesser niedermachen.“

„Du bist toll!“

„Oh, Herr Baron,“ fiel die Kreolin ein, „das ist zu gewagt.“

„Finden Sie?“

„Gewiß — es ist zu viel Gefahr dabei!“

„Nein,“ erwiederte er ganz leise, „nicht, wenn Sie in meiner Nähe sind, wenn Ihr Blick im entscheidenden Augenblicke schützend auf mir ruht!“

Die Kreolin schlug die Blicke zu Boden und erröthete.

„Oh,“ dachte Baron von Nossac, „Sie liebt mich schon jetzt!“

In diesem Augenblicke trat Hektor ein.

„Herr Baron,“ sagte er im entschlossenen Tone, „ich will keine Pistolen mit mir nehmen.“

„Warum?“

„Weil Sie keine zu sich stecken.“

„Ist das Ihr einziger Grund?“

„Gewiß.“

„Und Sie — Sie wollten, wie ich —“

„Den Eber mit Messerstichen angreifen!“ rief der junge Mann kühn aus.

Die Kreolin hob den Kopf empor und sah ihn mit Befriedigung und einem unmerklichen Strahl der Freude an, was dem eifersüchtigen Baron nicht entging.

Hektor gewann wieder Terrain.

„Was Sie da thun wollen, mein Lieber," sagte Baron von Rossac, „ist unschön!"

„Unschön? Warum?"

„Weil Sie mein Leben in große Gefahr bringen."

„Wieso?"

„Nun — ganz einfach. Wenn Sie es versuchen, das Wildschwein mit einem Waidmesser zu erlegen, wie ich es vorhin beabsichtigte, so zwingen Sie mich, das Messer wegzuwerfen und das Best in meinen Armen zu erdrücken, als wär' es eine Ziege!"

Diesmal war der Sieg ein entschiedener.

So unerschrocken Hektor auch war — jetzt wagte er es doch nicht zu sagen:

„Ich will dasselbe thun!"

Er ließ den Kopf sinken, erröthete und schwieg.

Die Kreolin fühlte wahrscheinlich einen lebhaften Verdruß über dieses Zurücktreten, denn sie sagte in halb spöttischem, halb nachsichtsvollem Tone:

„Es ist nicht großmüthig von Ihnen, Baron, meinen jungen Cousin auf ein solches Terrain zu führen, er ist zu zart — zu schwächlich."

Hektor öffnete den Mund, wahrscheinlich um eine Antwort zu geben, die ihn an der Ueberlegenheit des Barons gerächt haben würde, allein ein verstohlener Blick schloß ihm die Lippen.

Baron von Rossac triumpfirte.

Er war edel und lenkte das Gespräch auf ein neutrales Feld, auf dem es sich während des Frühstücks fortbewegte.

IX.

Punkt eilf Uhr stieg die kleine Jagdgesellschaft zu Pferde.

Man führte der Kreolin einen Grauschimmel vor. Ein muskulöses, feuriges, prachtvolles Thier, das — wie man auf den ersten Blick erkannte — vor keinem Hinderniß zurückschrecken würde, nicht vor Zäunen, Hecken, Gräben, oder was immer ihm in den Weg kommen möchte.

„Madame," sagte Baron von Nossac zu der Kreolin, „hätte ich Ihr blitzendes Auge nicht gesehen, so würde ich es wahrscheinlich nicht gewagt haben, Ihnen ein solches Thier vorführen zu lassen; allein Sie besitzen sowohl die Unerschrockenheit, die Alles wagt und die Willenskraft, die sich Alles unterwirft! — Sie können dieses edle Thier besteigen!"

Und wie die Ritter des Mittelalters bot der Baron der Baron der Dame seine Schulter um sie in den Sattel zu heben, und bog sein rechtes Knie, damit es ihr als Treppe diene.

Die Kreolin berührte kaum mit der Spitze ihres kleinen Füßchen's das Knie des Baron's und sprang mit der Gewandheit eines erfahrenen Reitens und der Anmuth einer schönen Frau leicht in den Sattel.

Baron von Nossac verbeugte sich vor ihr, trat zurück und ging zu Hektor.

Dieser stand mit düsteren Falten auf der Stirne und ungeduldig seine Reitgerte zwischen den Fingern herumdrehend da. Trotz seines Unmuthes aber hafteten seine Blicke mit dem Ausdrucke offenbarer Bewunderung auf drei herrlichen Pferden, die von einem Stallknechte am Zügel gehalten wurden und mit ihren Hufen ungeduldig den Boden aufwühlten.

Alle drei waren von gleicher Größe und gleich edlem Bau; nur die Farbe war verschieden.

Eines war weiß, das andere schwarz wie Ebenholz, das dritte ein Goldfuchs.

Allein sie waren alle drei so überaus schön, sie schüttelten so stolz ihre flatternden Mähnen, sie kauten so feurig an ihrem Zaum, daß man wirklich in Verlegenheit war, welchem von den dreien man den Vorzug geben solle.

„Mein junger Freund," — sagte der Baron — „hier sind drei Pferde, von gleichem Alter, gleicher Race und lauter edle Vollblut-Thiere. Wählen Sie dasjenige, welches Ihnen am Besten gefällt!"

Hektor, gedemüthiget und doch erfreut, betrachtete abwechselnd jedes der Pferde und nachdem er einige Augenblicke geschwankt hatte, entschied er sich endlich für den Goldfuchs, dessen Beine ihn am sehnigsten und zierlichsten erschienen.

„Mein lieber Freund," — sagte der Baron von Rossac flegmatisch zu Hektor, sobald dieser gewählt hatte — „Sie nehmen mein feurigstes, aber auch mein unbändigstes Pferd. Der Zufall ist zu Ihren Gunsten, aber nehmen Sie sich vor Etwas in Acht. —"

„Wovor?" — frug Hektor mit einem stolzen Blick.

„Machen Sie Ihren ersten Sturz nicht an einer zu ge-

fährlichen Stelle — wir wären vielleicht nicht bei Ihnen, um Ihnen augenblicklich Hilfe und Beistand leisten zu können!"

„Ich werde nicht stürzen!"

„Sie sind dessen so gewiß?"

„Oh!" rief Hektor aus — „Sie sollen sehen!" — Und er sprang auf das Pferd und preßte die Flanken des Thieres kräftig mit seinen Knien:

„Sie sollen sehen!"

Und er lenkte sein Pferd mit hinreichender Kunstfertigkeit, um auch die besorgtesten Gemüther zu beruhigen.

„Madame und meine Herren — machen wir uns auf den Weg!" — sagte Marquis von Simiane.

„Man hat den Wald in aller Eile durchstreift, während wir beim Frühstück saßen und uns eine herrliche Wildsau aufgetrieben, sie ist groß, stark, säugt zwei Junge und wird unsern Hunden tüchtig zu schaffen geben, bis sie ihr den Garaus machen."

„Wenn ich sie nicht vorher erstickе!" — rief Baron von Nossac aus.

Man ritt ab.

Marquis von Simiane, der einzige, der die Gegend genauer kannte, setzte sich an die Spitze des kleinen Reiter-Trupp's und die vier Jäger erreichten nach einer halben Stunde im Trabb den Platz des Jagd-Rendezvous und eine Lichtung zwischen riesigen Waldungen, die nur hie und da von einem Stück Weideland oder einem Weiher durchschnitten waren.

Hier erwartete sie bereits der Treiber des Jägers mit der Meute und den Hunde-Jungen.

Das wilde Thier war in dem nächstgelegenen Walde aufgetrieben worden und man ließ nun die Hunde los.

Das „Hallali!“ — ertönte — die losgekoppelten Hunde jagten fort und zerstreuten sich im Dickicht; die angespornten Pferde sprengten ihnen nach und Hektor von Kerdrel, der sich auszeichnen wollte und etwas gut zu machen hatte, war der Erste, der der wilden Meute nachsprengte.

Das Gekläff der zwölf Hunde überheulte beinahe die Jagdhörner — und Baron von Rossac, von jenem Jäger-Enthusiasmus ergriffen, der die Anhänger des edlen Waidwerks, beim Schalle der Hörner erfaßt — der Baron, sagten wir — erinnerte sich mit einem Male an jene grauenhafte Fanfare, die er in den Waldungen des „schwarzen Jägers“ zu Holdengrasburg gehört hatte.

Und er stimmte diese Teufels-Fanfare aus aller Kraft seiner Lungen an, so daß man versucht war diese Töne für dieselben zu halten, die am Anfange unserer Erzählung den armen Landsknecht in solche entsetzliche Angst versetzt hatten.

Die Kreolin selbst, das lustige Kind der Tropen, war wie elektrisirt von dieser zaubervollen Melodie; sie gab dem Thier einen kräftigen Hieb mit der Reitgerte über den Hals und der Grauschimmel jagte mit schäumendem Maul, mit funkensprühenden Augen und bebenden Nüstern Hektor's Goldfuchs nach, daß die Funken aus den Kieselsteinen flogen, die das schöne Thier doch nur flüchtig mit seinen Hufen berührte.

Baron von Rossac trieb sein Roß weder mit Sporen noch Reitgerte an, aber er blies mit Macht in sein Horn, immer jene Zauberfanfare hinaus schmetternd, und ohne

dabei einen Zollbreit hinter dem Pferde der schönen Kreolin zurückbleibend.

Die Jagd hatte die Reiter — wie die Treiber es vorausgesagt hatten — in ein mit Felsblöcken besetztes Thal geführt, durch das ein breiter Wildbach floß.

Eine sanfte Röthe hatte sich über die feinen Wangen der Kreolin gebreitet, die von dem Momente enthusiasmirt mit bewundernden Blicken auf den ihr zur Seite reitenden Baron sah.

Wie ein Ritter von Eisen saß er festgewurzelt im Sattel, die Faust an der Hüfte und das Horn an den Lippen.

In diesem Augenblick war er schön; von jener männlichen, energievollen Schönheit, die der weibischen Zierlichkeit Hektor's weit überlegen war und nie ihren Eindruck auf ein Frauen-Gemüth verfehlt. —

Hektor war diesem schönen Paare etwa um hundert und fünfzig Schritte voraus und sah sich von Zeit zu Zeit voll Stolz über seinen großen Vorsprung nach ihnen um.

Da plötzlich versank sein Pferd mit ihm immer tiefer und tiefer, bis das Schilfrohr beinahe über ihm zusammenschlug und er einen Schrei des Entsetzens ausstieß, da er kein Mittel sah, sich aus dem Sumpf, in den sein Thier gerathen war, heraus zu ziehen.

Da half sich dieses selbst, — seine Vorderfüße hatten festen Boden berührt — mit einer Gewaltanstrengung raffte es sich zusammen und war mit einem Satze gerettet.

Der Baron und die Kreolin, die, voll Schreck über Hektor's Unglücksfall, inzwischen herangeritten kamen, mußten jetzt,

wo alle Gefahr vorüber war, herzlich über den komischen Anblick lachen, den der ganz mit Lehm überkleidete junge Mann bot.

„Mein Freund,“ sagte der Baron von Rossac, „für Sie ist es mit der heutigen Jagd vorbei! Kehren Sie in's Schloß zurück und kleiden Sie sich um.“

Hektor erröthete und erbleichte vor Wuth unter seiner Lehm-Larve.

„Um so mehr, als Sie häßlich zum Vogelschrecken in diesem Lehmüberzug sind!“ fuhr der Baron unerbittlich fort.

„Ja — gehen Sie, Kousin — Sie sehen abscheulich aus!“ rief die Kreolin mit einem mitleidigen aber doch spöttischen Lächeln, sprengte fort — der Meute nach und dem armen Hektor blieb nichts übrig in dem Zustande, in dem er sich befand, als nach Rossacs Schloß zurück zu reiten.

Der Baron und die Marquise von Bidan verloren plötzlich die Richtung, da das Gekläff der Meute verstummt war, so ritten sie allein vorwärts, da Simiane einen anderen Weg verfolgt hatte.

Bald jedoch fanden sie in dem Sande die Spuren des Wildes — nur die Hunde waren verschwunden, sie mußten von der Spur abgekommen sein.

Rossac und die Kreolin setzten also allein die Jagd fort — vorsichtig den Spuren im Sande folgend und so immer weiter und weiter in dem Thale vorschreitend, das einen wüsteren, schauerlicheren Charakter angenommen hatte.

Plötzlich hielt der Baron sein Pferd an, und zeigte mit der Hand nach einem Felsblock, auf dem sich eine dunkle Maße fortbewegte.

„Sehen Sie,“ sagte er zu der schönen Jägerin, „da ist das Thier!“

Die Kreolin folgte seinen Blicken und sah die Wildsau, die athemlos gehetzt, mit schäumender Schnautze auf ihren Hinterfüßen saß und den Angriff entschlossen zu erwarten schien.

„Madame,“ sagte der Baron, „ich habe Ihnen versprochen, ein Wildschwein in meinen Armen zu erdrücken — ich will mein Wort halten.“

Die Kreolin stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

„Sie sind wahnsinnig,“ sagte sie, „ich will es nicht! — tödten Sie das Thier mit Ihrem Waidmesser!“

„Oh — nein! — Das wollte ja auch Hektor thun!“

„Oh — er würde es nicht gethan haben!“

„Das weiß ich nicht. Aber er hat es gesagt — und das genügt mir.“

„Mein Gott,“ rief die Kreolin erbleichend aus, „liegt Ihnen so viel daran, ihn an Muth zu übertreffen, Baron?“

„Ja. Denn Sie lieben ihn!“

Die Kreolin machte eine Bewegung.

„Wer hat es Ihnen gesagt?“ frug sie.

„Ich habe es gesehen — errathen — begriffen.“

„Welche Thorheit!“

„Und,“ sagte kalt der Baron, „ich will, daß Sie mich lieben — mich!“

Er stieg kaltblütig ab, warf sein Jagdmesser bei Seite und näherte sich langsam dem Thiere, den Kopf hoch emporgerichtet, stolzen Schrittes, als ginge er einem Triumphe und nicht dem gewissen Tode entgegen.

„Herr — Herr — um Gotteswillen — halten Sie ein!“ rief ihm die Kreolin, fast außer sich, zu.

Er wendete sich zu ihr mit den Worten:

„Gott verzeihe mir — ich glaube, Sie lieben mich schon!“

Und er setzte seinen Weg fort, dem Wildschwein entgegen, welches sich dumpf erhob und ihm einen Schritt weit entgegentrat.

X.

Herr von Rossac war schön in diesem erhabenen Augenblick, schön wie jener römische Ritter, der sich zu Pferde und in voller Rüstung in den Abgrund stürzte, um die zürnenden Götter zu versöhnen und das Vaterland zu retten.

Er ging mit grausiger Langsamkeit mit kalter Sicherheit auf das Ungeheuer zu, welches ihn festen Fußes erwartete, nachdem es einen einzigen Schritt ihm entgegen gethan hatte.

Es war schwer zu entscheiden, wessen Stellung eine drohendere war — jene des fürchterlichen Thieres, welches seinen Feind mit gesträubten Borsten, mit blutigem Rachen, dunklen, wilden Auges erwartete, oder jene des Mannes

der ihm gegenüber stand, bloßen Hauptes, unbewaffnet, mit dem Vorsatz, es in seinen Händen zu ersticken — in seinen Händen, die so weiß und zart waren, als gehörten sie einem Weibe.

Die Kreolin war auf ihrem Pferde geblieben, versteinert, gefesselt, betäubt von so großer Kühnheit; sie folgte dem Baron mit erstauntem, schreckensvollem Blick — sie glaubte sich von einem wüsten Traum umfangen, so unerhört war das Schauspiel, welches sich hier vor ihr abspielte.

Zwei Schritte trennten nur mehr das wüthende Thier von seinem Angreifer.

Letzterer war allein vorwärts gegangen.

Da wendete er sich um und schaute nach der Kreolin zurück; sie war regungslos, wie eine aus Marmor gemeißelte Statue des Schreckens.

Umsonst versuchte sie es, einen Schrei herauszustoßen; umsonst wollte sie vom Pferde herab, dem Baron zu Hilfe eilen: ihre Kehle war wie zusammengeschnürt und der Sattel unter ihr hielt sie gleich einem eisernen Arme, keiner Regung fähig, auf dem Pferde fest.

Das Auge des Barons haftete einen Moment auf ihr, lange genug, um den allmächtigen Eindruck wahrzunehmen, welchen der waghalsige Mannesmuth auf Frauen hervorbringt.

Dann wandte er sein blitzendes Auge wieder dem Ungeheuer zu und ging abermals einen Schritt vorwärts.

Nun kreuzte er gleichzeitig die Arme auf der Brust und hielt an, als wollte er sagen:

„Werde denn nur ich allein den Weg machen?“

Aber das Thier blieb unbeweglich, es wagte keinen Angriff.

Es wich im Gegentheile zurück, nach dem Felsen zu, welchen es verlassen, als wollte es nun denselben als letzte Schutzwehr behaupten.

Dies sehend, ging der Baron noch einen Schritt vorwärts und das Thier lag unter seinen Händen.

Der Athem von beiden Seiten, die kalten, gemessenen Athemzüge des Barons, das keuchende, ruckweise Schnauben des Thieres begegneten sich; der ruhige, schreckliche Blick des Ersteren traf das blutsprühende Auge des Letzteren.

Und nun, gleichwie zwei Athleten eine Sekunde lang vor dem Ringen sich messen, so betrachteten sich Beide mit dem Auge umstrickend, ehe die kampfbereite Hand den geöffneten Rachen umfassen sollte.

Und während die Bestie noch zauderte, an dem Felsen die aufgestäubten Borsten reibend, während sie noch um einen Schritt zurückweichen wollte, ohne noch freien Raum hinter sich zu finden, breitete der Baron blitzschnell seine Arme aus und seine schmalen, aristokratischen Hände, deren sammtne Haut Muskeln von Stahl bedeckten, packten den hauerbewaffneten Rüssel des Ebers mit solch' kräftigem Druck, daß ein dumpfes Schmerzensröcheln aus der Gurgel des Ungeheuers hervordrang.

Das wilde Schwein warf sich über und spannte den muskelstarken Rücken, dann suchte es mit einem heftigen Ruck den Rüssel frei zu machen.

Gelang ihr dieß, so war der Baron ein verlorener

Mann — die fürchterlichen Hauer hätten ihn zerfleischt. Aber seine Hände hielten fest, sie klammerten sich noch enger um den schäumenden Rachen, und athemlos keuchte das Thier nach Luft, welche ihm die eisernen Finger Ruck um Ruck entzogen.

Der Felsen, an dem es sich gelehnt hatte, ward ihm verhängnißvoll, denn er schnitt jeden Rückzug ab, und hätte es sich auch auf die Hinterbeine gestellt und an diese unerschütterliche Mauer lehnen wollen, so war ihm jede Bewegung dieser Art unmöglich geworden.

Jetzt, da die Hände des Barons in einen Schraubstock verwandelt schienen und die Erstickungsgefahr seinen Gegner schwächte, hielt er eine Hand zur Umschnürung des Rüssels für hinreichend und umfaßte mit der andern die Kehle des Thieres.

Es war ein fürchterlicher Kampf zwischen dem Baron in seiner unerschütterlichen Ruhe, wie er seine funkelnden Augen in die geängstigten des Thieres bohrte, und dem Th:ere selbst, welches konvulsivisch um sich schlug, umsonst versuchend, sich der gigantischen Umarmung seines Gegners zu entwinden, dem Todeskampf des Erdrosselns zu entkommen, welcher langsam, unerbittlich heranrückte, das trübe werdende Auge mit einer Wolke von Blut verdunkelnd. — Wie lange dauerte dieses Ringen? Fünf Minuten vielleicht; doch Minuten waren eine Stunde für den Baron, ein Jahrhundert für das Thier und eine Ewigkeit für die Kreolin, deren Pferd, als verstünde es den Kampf ohnegleichen, ängstlich die Ohren spitzte und unter der Reiterin zu zittern anfing.

Ein letztes Röcheln, ein letztes halberſticktes Grunzen machte ſich unter den Eiſenfingern des Barons vernehmbar, dann verlor das Thier die letzte Kraft des Widerſtandes, und brach in der vernichtenden Umſchlingung des Meiſters zuſammen.

Eine Minute lang noch bohrten ſich deſſen Finger feſt in das Fleiſch des Thieres, als wollte er das Elfenbein ſeiner Hände darin färben.

Dann zog er endlich eine Hand von der Gurgel des Opfers zurück, packte damit einen der Hinterfüße des Thieres, er hob es mit einem gewaltigen Ruck, ſchwang es empor und warf die noch zuckende, doch widerſtandsloſe Maſſe vom Felſen, dem Schauplatze des erſchütternden Zweikampfes, in eine Abdachung von ſieben bis acht Schuh Tiefe, auf einen Klumpen Kieſelſteine, wo das mächtige Thier verendete.

Da erſt wich der ſchreckensvolle Zauber, welcher die Kreolin umfangen hielt, und mit einem Schrei, den keine Feder beſchreiben kann, den vielleicht keine menſchliche Stimme wiederzugeben vermöchte, ſpornte ſie ihr Pferd an und dem Baron entgegen, welcher nun wieder mit über die Bruſt gekreuzten Armen, ein Lächeln des Triumphes auf den Lippen, ſo ruhig wie vor dem Kampfe, nur bloß von dem ungeheueren Kraftaufwande erſchöpft, an dem Felſen ſtand, wo er, ein neuer Herkules, ſo eben eine faſt mythiſche That vollbracht hatte.

Zehn Schritte von Herrn von Noſſac entfernt, ſprang die Kreolin vom Pferde und ſtürzte auf ihn zu, blaß, ganz außer ſich, angegriffen von der Aufregung des Schauers,

wie auch er von der Anstrengung des Vollbringens der That.

„Mein Gott,“ hauchte sie mit schwacher Stimme, „sind Sie nicht verwundet?“

Er lächelte, wollte sprechen, und vermochte es aber nicht.

„Oh, Sie sind verwundet!“ fuhr sie tief erregt fort.

Sie hatte den blutenden Schaum bemerkt, womit das fürchterliche Thier die weißen Hände des Barons übergossen hatte.

Er schüttelte das Haupt und wies nach dem Kadaver.

Mit Anstrengung brachte er endlich die Worte heraus:

„Es ist sein Blut!“

Und dieser Mann, so stark und kalt, der ohne Zittern und Erbleichen der Todesgefahr gegenüber stand, fühlte jetzt eine nie gekannte Schwäche, eine wundersame Erschütterung an sich herantreten, als diese Frau mit brennendem Auge vor ihm stand.

Er wankte — sie fing ihn in ihren Armen auf.

„Verzeihung,“ flüsterte er, „Verzeihung, ich habe mich so angestrengt, so sehr —“

Und er sank bewußtlos zusammen.

Mit einem Sprung war die Kreolin an dem Wasser, welches im Thalesgrunde rieselte, nahm den Amazonenhut, dessen Feder im Buschwerk gebrochen war und geknickt darniederhing, benützte ihn als Gefäß und füllte ihn.

Darauf eilte sie zurück und schüttelte das Wasser dem Baron in's Antlitz.

Und da dies nicht hinreichte, den Ohnmächtigen zu erwecken, kauerte sie sich neben ihn hin, umfaßte das blasse Haupt mit ihren beiden Händen, stützte es mit den Knieen und drückte ihre glühenden Lippen auf die von eisigem Schweiß bedeckte Stirne.

Diese Berührung wirkte elektrisch und mit einem Freudenschrei öffnete der Baron die Augen, als er jene Frau, für die er den Tod herausgefordert, vor Rührung bebend über sich gebeugt erblickte.

Die Kreolin erröthete, richtete ihn auf, dann erhob sie sich mit Würde und zog sich in einige Entfernung zurück.

„Es ist zu spät, Madame,“ murmelte der Baron von Rossac.

„Was wollen Sie damit sagen —?“ erwiederte sie verwirrt.

„Ich weiß es nun — umsonst versuchen Sie, es mir zu verbergen —“

„Was denn aber —?“ flüsterte sie, immer mehr erregt.

„Sie lieben mich!“ jauchzte der Baron.

Herr von Rossac erwartete eines jener Worte, eine jener Gefühlseruptionen, wie sie in Momenten höchster Liebesseligkeit dem leidenschaftlich erregten Herzen unaufhaltsam zu entströmen pflegen.

Er täuschte sich indessen; durch jene plötzliche Reaktion der Seele, deren Geheimniß gewissen Frauen allein eigen ist und die bei ihnen als unwiderlegbarer Beweis der despotischen Herrschaft des kalten Verstandes über das heißblütige Herz anzusehen ist, gewann die Kreolin ihren Gleich-

muth wieder und konnte dem Baron ganz gemessen entgegen treten.

„Sie irren, mein Herr."

Der Baron wich starr vor Erstaunen zurück.

„Mein Herr," fuhr sie fort, „die Gefahr, welche Sie bestanden, hat mich lebhaft ergriffen, ich habe mich um Ihretwillen geängstigt, habe Ihnen Hilfe gebracht, weil dies meine Pflicht war. — Ich zitterte, weil Sie eine tollkühne Thorheit begingen, um mir zu gefallen. — Woher vermuthen Sie, daß meine Angst, meine Sorge, mein Schrecken — Liebe zu bedeuten hätten?"

Die Stimme der Kreolin bebte doch hörbar bei diesen Worten.

„Oh," rief der Baron, welchem dies nicht entging, „läugnen Sie nicht, Madame, läugnen Sie nicht!"

Sie zuckte die Achseln.

„Geck, der Sie sind!" war ihre Antwort.

Und da der Baron die Stirne runzelte, fuhr sie weiter fort:

„Legen Sie denn einen Werth auf meine Liebe?"

„Ja, denn ich liebe Sie mit der vollen Glut der Leidenschaft!"

Die Kreolin brach in helles Lachen aus.

„Vielleicht weil ich Gretchen ähnlich bin?"

Herr von Nossac zuckte erblassend zusammen.

„Nein," sagte er entschlossen, „ich liebe Sie, weil ich Sie liebe."

„Und —" spöttelte die junge Frau weiter, „Sie lieben mich also sehr?"

„So, wie ich noch niemals ein Weib geliebt!“

Ein ironisches Lächeln spielte um die Lippen der jungen Kreolin.

„Herr Baron,“ betonte sie scharf, „gestern Abends nach dem Souper, welches Sie uns gaben, während Sie sich vom Weine angegriffen auf Ihrem Zimmer erholten, hat uns Ihr Freund, der Marquis von Simiane, ein paar Kapitel aus Ihrer Ehestandsgeschichte zum Besten gegeben — den boshaften Streich, welchen die Herzogin Ihrer Gemalin gespielt hat, dann Ihre unwahrscheinlichen Abenteuer in Deutschland und endlich Ihre Doppelliebe für Gretchen und Röschen.

Herr von Rossac war getroffen.

„Ich liebte diese weniger als Sie,“ versicherte er.

„Wer beweist mir das?“

„Aber —“ stammelte der Baron, „was ich so eben gethan —“

„Spaß! Sie haben ganz andere Dinge gewagt, diesem Gretchen zu Liebe, auf das ich eifersüchtig bin.“

„Nochmals — ich liebte Gretchen weniger als Sie — jetzt hasse ich dieses Mädchen!“

Ein Blitz sprühte aus den Augen der Kreolin; der Baron gab nicht darauf Acht.

Er war ganz unter der Gewalt seiner Leidenschaft und bedeckte die weißen Hände der jungen Frau mit glühendheißen Küssen.

„Mein Herr Baron,“ sprach diese in kaltem Tone weiter, „ich bin weder Ihre Gemalin, noch Gretchen, ungeachtet jener Aehnlichkeit, welche Sie gütigst an mir finden

wollen; haben Sie daher wenigstens die Gewogenheit, mir nichts von einer Liebe vorzureden, die in Ihren eigenen Augen doch nichts weiter ist, als so zu sagen eine Liebe in Stellvertretung."

„Ich liebe Sie um Ihretwillen."

„Doch immer nur wegen meiner Aehnlichkeit mit Gretchen!"

„Mein Gott!" rief Herr von Rossac mit kaum verhehlter Ungeduld aus. „Gretchen ist schon längst vergessen; wozu erinnern sie mich immer?"

„Sie haben Gretchen vergessen?"

„Ja, Madame."

„Mein Herr, gestatten Sie mir, der Meinung Ihres Freundes, des Herrn von Simiane, zu sein."

„Wie so?" fragte der Baron.

„Sie sind ein Narr!"

Herr von Rossac warf sich auf die Knie und ergriff ihre Hände.

„Madame," rief er mit von Thränen bebender Stimme, „glauben Sie mir — ich liebe Sie!"

„Beweisen Sie es mir."

„Habe ich es denn nicht schon gethan?"

„Sie haben mir bewiesen, daß Sie Gretchen lieben."

Der Baron strampfte mit dem Fuße auf die Erde.

Mit einer raschen Bewegung zog er aus dem Halfter an dem Sattel seines Pferdes eine Pistole.

„Wenn Sie mir noch einmal sagen, daß ich Gretchen liebe und nicht Sie, so zerschmettere ich mir den Kopf."

Der Ausdruck dieser Worte war so entschieden und düster

daß seine ernste Absicht außer Zweifel stand. Die Kreolin eilte auf ihn zu, legte ihre schöne Hand auf seinen Arm, drückte diesen sammt dem Pistol herab und sagte:

„Ich glaube Ihnen.“

Der Baron stieß einen Freudenschrei aus.

„Und . . .,“ fragte er mit bebender Stimme, „Sie lieben mich?“

Die Gefahr war vorüber, denn die Pistole war wieder im Halfter versorgt. Die Kreolin entgegnete mit einem kurzen spöttisch-geistreichen Lachen:

„Das habe ich Ihnen nicht gesagt.“

„Aber — ich liebe Sie, ich.“

„Ich glaube es Ihnen . . .“

„Sind Sie denn von Marmor?“

Die Kreolin sah mit halbem Blick hernieder auf ihre Schultern, deren Rundung ihr dekolletirter Jagdrock sehen ließ, dann auf ihre Hände, deren untadelhafte Form und Reinheit einer antiken Statue würdig waren, und entgegnete dem Baron ein einziges großes Wort:

„Schmeichler!“ rief sie.

Herr von Rossac hatte geglaubt, sie mit seiner Apostrophe der Lieblingsphrase verschmähter Liebhaber, zu beschämen, sie aber nahm den Vorwurf auf und machte sich daraus ein Kompliment zurecht.

Die Antwort brachte den Baron eine Sekunde lang außer Fassung.

„Ha,“ fuhr die Kreolin fort, die Hand gegen Südost ausstreckend, „sehen Sie nicht, wie der Himmel sich verdüstert?“

„Was kümmert's mich!"

„Wir bekommen ein fürchterliches Gewitter."

„Desto besser!"

„Desto schlimmer, denn ich sehe rings umher kein Haus, keine Hütte, wo wir Schutz finden könnten."

„Wir werden doch wohl eine Grotte, eine Höhle finden . . ."

„Ich ziehe indeß eine Hütte vor. Auf denn, mein schöner Ritter, in den Sattel und fort!"

„Schon!" seufzte der Baron, und warf einen Blick des Bedauerns noch auf diese unwirthliche Einöde, wo er dieser Frau wegen muthwillig den Tod herausgefordert, wo sie ihn dafür muthwillig verspottete; er fühlte wohl, nach der Entfernung von dem Kadaver seines Opfers und nach der Rückkehr in die prosaische Wirklichkeit der Gesellschaft, würde der Nimbus seiner That, so schwach er ihn auch noch umfloß, sich vollkommen verflüchtigen.

„Es muß sein," erwiederte sie ihm, „ich fürchte mich vor dem Blitz! . ."

Aber, als hätte der Blitz diese Art von Herausforderung vernommen — da spaltete sich der dunkelschwarze Horizont, und blendend zuckte der Wetterstrahl mit betäubendem Schlag dicht in der Nähe des Paares zur Erde nieder.

Die Kreolin warf sich erbebend an die Brust des Barons.

„Oh," jammerte sie, „ich habe Angst . . retten Sie mich, beschützen Sie mich . . ."

„Sehen Sie wohl, daß Sie mich lieben!" rief er tri=

umphirend aus, „Sie schmiegen sich an mich, wie der schlanke Epheu an den starken Baum! . . .“

Herr von Nossac wandte den Blick nach allen Seiten und suchte nach einer Zuflucht inmitten dieser wilden, verstörten Gegend.

Das Thal war öde, verlassen, nirgends die Hütte auch nur eines Holzhauers oder Schäfers zu sehen.

Jetzt zerriß ein zweiter Blitz die wachsende Finsterniß, ein neuer Donnerschlag folgte. Abermals stieß die Kreolin einen Schrei aus und flehte:

„Mein Gott! Fliehen wir! Verbergen Sie mich! Ich fürchte mich! . . .“

Und angstvoll schlang sie fester die Arme um ihn.

Herr von Nossac zauderte nicht länger. Er faßte das junge Weib mit starkem Arme, setzte sie in ihren Sattel und schwang sich hinten auf, als erinnere er sich gar nicht mehr, daß er selbst auch ein Pferd habe. Die Kreolin ihrerseits vergaß vollends darauf.

Ein dritter Blitz schloß ihr die Augen, und sie überließ sich, vom Schrecken übermannt, willenlos dem Reiter, der, als wollte er sie fest vor sich halten, den schönen Leib dicht an die eigene Brust zog, so daß sie die raschen Schläge seines Herzens vernehmen konnte, an dem sie festgehalten lag. Auch ihr Herz schlug gewaltig, sie schauderte und umklammerte dabei die Hände des Barons mit solcher Heftigkeit, daß dieser jeden Augenblick den Ausbruch einer Nervenkrise befürchtete.

War es nur der Schrecken, welcher sie derart aufregte? Oder hatte der Baron Recht, als er ihr sagte: „Sehen Sie

wohl, Sie lieben mich schon!“ und war es nicht etwa der Unwille über sich selbst, die geheime Demüthigung, sich eine Niederlage gestehen zu müssen, welche ihr Blut derart in Wallung brachte?

Herr von Rossac, ohne Zweifel auf sein eigenes Pferd gänzlich vergessend, trieb das seiner Gefährtin zum schnellsten Galopp nach der Straße hin, auf welcher sie eine Stunde früher hergeritten waren.

Große Regentropfen begannen die weißlichen Steine des Thales zu benetzen und fielen mit trockenem, fast metallischem Geräusch auf die Laubkronen der großen Bäume nieder, welche hier und da ihre Aeste über den Fußpfad kreuzten.

Bald beschleunigten, verdichteten sich die Tropfen, und ergoßen sich endlich als Wolkenbruch. Da die Blitze unaufhörlich leuchteten, die Donnerschläge mit rapider Schnelligkeit folgten, schien es gefährlich, durch schnelles Reiten die Elektrizität anzuziehen. — Die Blicke des Herrn von Rossac forschten also abermals links und rechts nach einem Zufluchtsorte.

Er entdeckte endlich einen solchen.

Ein halb ausgehöhlter Fels neigte sich mit seinem oberen Theile weit genug über seine Grundfeste vor, daß er als eine Art von Grotte und Schutzdach angesehen werden konnte.

Der Baron lenkte also das Pferd nach dieser Richtung hin, sprang zur Erde, und trug die halb ohnmächtige Kreolin unter diesen von der Natur gebildeten Schirm.

Die Kreolin hüllte sich so dicht und warm als möglich

in den Mantel, welchen der Baron vom Sattel genommen und zum Schutze über sie gebreitet hatte. Die Zähne im Schrecken aneinander geschlossen, die Augen mit erschreckender Starrheit auf den vom Blitze erhellten Himmel gerichtet, lag sie unbeweglich und kalt neben dem Baron, welcher sie mit respektvollem Mitleid anschaute.

„Mir ist kalt!“ rief sie plötzlich.

Er umfaßte sie mit den Armen und preßte sie an's Herz.

„Sie thun mir weh!“ klagte sie.

Seine Arme lösten sich und gaben ihr die Freiheit wieder.

Bald darauf wimmerte sie abermals: „Gott, mir ist kalt!“

Er nahm sie nochmals in seine Arme, und diesesmal — sei es, daß die Kälte ihr wirklich zu empfindlich wurde, oder daß sie nicht mehr das volle Bewußtsein ihrer Lage hatte — setzte sie diesem Drucke keinen Widerstand mehr entgegen; sie senkte nach und nach ihr bleiches Haupt und die in Unordnung gerathenen Haarflechten auf Rossac's Schulter hernieder und entschlief.

XI.

Der Baron betrachtete sie eine Minute lang, wie sie, also gebrochen und gebeugt, in seinen Armen lag; eine Minute schwankte er zwischen der Achtung und der Leidenschaft;

dann, als letztere die Oberhand gewann, drückte er seine bebenden Lippen auf die bleiche Stirne des jungen Weibes.

Bei dieser Berührung zuckte sie zusammen und öffnete die Augen wieder.

„Was thun Sie?“ flüsterte sie matt.

„Ich liebe Sie,“ war seine Antwort.

„Lassen Sie mich . . .“

Sie entwand sich ihm rasch und sah ihn zürnend an.

Er kniete vor ihr nieder, faßte abermals ihre Hände und flehte:

„Ich liebe Sie so sehr . . ., vergeben Sie mir!“

Der zornige Strahl verschwand aus ihrem Auge. Sie schaute wieder auf den Knieenden, der sich so stark, so bewunderungswürdig mannhaft in den höchsten, schrecklichsten Gefahren erwiesen; sie sah ihn demüthig bittend vor sich, während sie, zitternd und fast wahnsinnig vor Furcht, von den Wetterschlägen erschreckt, vom eisigen Regen durchnäßt, sich außer Stand fühlte, allein zu fliehen, ja selbst nur einige Schritte zu wagen, so sehr hatte das Gewitter ihre Energie gebrochen.

Sie reichte ihm ihre Hand, ihre schöne, doch jetzt zitternde und kalte Hand, und sprach:

„Ich vergebe Ihnen . . .“

Und mit einer Bewegung der Freude flehte er: „Lieben Sie mich!“

Ein Blitz streifte so nahe an ihnen vorüber, daß die Kreolin abermals dem Baron in die Arme flog.

Er glaubte an ein schweigendes Geständniß, und be-

rührte mit seinen Lippen die aufgelösten Locken ihrer schwarzen Haare.

Sie zuckte zusammen, wie das erste Mal, wie das erste Mal unterdrückte sie einen Schrei, aber sie versuchte es nicht mehr, sich seiner Umarmung zu entziehen.

„Ein Wort!“ rief er bittend, „ein einziges Wort ...“

„Sie sehen ja, wie mich friert.“

„Er preßte sie stärker an sein Herz.“

„Aus Mitleid,“ wiederholte er, „ein einziges Wort!“

„Und — welches Wort?“

„Oh! Sie wissen es wohl ...“

„Ich schwöre Ihnen, daß ich es nicht weiß.“

„Sagen Sie mir — sagen Sie mir, daß Sie mich lieben!“

„Nun denn!“ seufzte sie, „es sei.“

Ein freudiges Hoffen durchzitterte ihn — sein Herz drohte zu zerspringen.

„Es sei,“ fuhr sie fort, „mein Herr Baron von Rossac, Gretchen liebt Sie ...“

Er stieß einen Schrei aus.

„Sie gestehen es also?“ rief er aus.

„Was gestehe ich?“

Und ihre Stimme klang wieder kurz und scharf.

„Sie gestehen, daß Sie Gretchen sind!“

„Nicht im Geringsten,“ versetzte sie mit ironischem Lächeln, „ich wollte Ihnen selbst beweisen, daß Sie Gretchen in mir lieben.“

Der Baron erröthete und ein Frösteln flog über ihn. Er sah starr auf dieses Weib, das ihn jetzt mit der frostigen Bosheit

eines Dämons anlächelte und, nachdem sie einen Augenblick dem Schrecken unterlegen, nun sich wieder höhnisch und verachtungsvoll wie früher emporrichtete.

Und er hatte kein Recht, sich zu beklagen, denn er hatte sie soeben grausam verletzt.

Sie nahm den Mantel ab und warf ihn dem Baron zu, indem sie sagte:

„Behalten Sie ihn für Gretchen, ich will nichts von Ihnen.“

„Wenn Sie noch ein letztes Gebet sprechen wollen,“ sprach er tonlos, „so thun Sie es jetzt!“

Sie wich entsetzt zurück.

„Jetzt gleich!“ wiederholte er mit kaltem Blute.

Sie wich noch weiter zurück.

„Wollen Sie mich denn tödten!“ schrie sie auf.

„Ja, Madame.“

„Aber was habe ich denn gethan?“

„Nichts.“

„Nun dann also . . .“

Jetzt las sie in seinem Auge so viel Zorn und drohende Entschiedenheit, daß sie unwillkürlich in die Knie sank und die Hände flehend emporhob.

„Dann also,“ fuhr der Baron fort, „werde ich Sie tödten und mich selbst hinterher. — Dieses öde Thal soll unser Grab, die Geier sollen unsere Todtengräber sein. Beten Sie, Madame.“

„Aber . . .,“ sagte sie, vor Angst bebend, „was habe ich denn verbrochen? Warum wollen Sie mir das Leben nehmen?“

„Weil ich Sie liebe.“

„Und . . .,“ fragte sie, „wenn ich Sie auch liebte, würden Sie mich dennoch ermorden?“

„Ja, wenn Sie es mir auch sagten, denn morgen vielleicht wäre es nicht mehr wahr.“

Sie erhob sich freudig, schlang die Arme um seinen Hals und rief:

„Tödten Sie mich jetzt — tödte mich . . . ich liebe Dich!“

Er hob die Waffe gegen sie, aber sie entfiel seinen Händen.

„Ich kann nicht, ich habe nicht die Kraft, Dich zu morden.“

Die Kreolin brach, plötzlich lebhaft erröthend, die sekundenlange Umschlingung ab, und trat einen Schritt von dem Baron weg.

„Mein Herr,“ — sprach sie, „wollen Sie mich anhören?“

Er erbebte wieder. Stand er vor einem neuen Räthsel dieses unheimlichen Weiberherzens?

„Wollen Sie?“ fragte sie nochmals.

„Sprechen Sie, Madame.“

„Mein Herr, ich bin sieben und zwanzig Jahre alt; ich bin Witwe und habe fünfzigtausend Livres Jahresrente. Wollen Sie, daß ich Sie liebe, so werden Sie mich heiraten.“

Herr von Rossac glaubte vor Entzücken zu sterben.

„Sie sind ein Engel!“ rief er.

„Ein Engel, nein. — Aber Ihre Frau werde ich sein — binnen acht Tagen.“

Und da das Gewitter sich verzog und die Nacht schon

ihre ersten Schatten auf die neblichten Hügel des Thales warf, fügte sie hinzu:

„Kommen Sie, der Regen ist vorüber und der Donner schweigt — gehen wir heim.“

Sie dachten auch nicht weiter an das zweite Pferd und hatten beide darauf vergessen.

So nahmen sie den Rückweg nach dem Schlosse, Eines das Andere umschlungen haltend.

Es war für den Baron eine Wiederholung jenes köstlichen Spazierganges vom vorigen Abend, zwischen dem goldenen Ginster, dem duftenden Haidekraut und unter den hohen bretagnischen Heckengängen, ein Spazierweg, bei dem die Natur mit tausendfältigem Athem zu dem Menschenherzen sprach.

Nur ein Einziges war anders geworden — sein Ideal.

Am Vorabend stützte sich Yvonette auf ihn.

Heute war es die Kreolin.

Als sie im Salon erschienen, fanden sie dort vier Personen: den Grafen und Herrn von Simiane, Yvonette und Hektor.

Hektor war sichtlich von heftigem Zorne erregt; sein flammender Blick haftete fest auf dem Baron.

Yvonette erbleichte, als sie die Kreolin an seinem Arme erblickte, dann färbte eine lebhafte Röthe ihre Wangen und eine Thräne zitterte an ihren langen Wimpern.

Herr von Nossac bemerkte sofort Hekor's verstörtes Aussehen und mied seinen brennenden Blick.

Ein Gefühl wilder Freude ergriff ihn und umzog seine Lippen mit triumphirendem Lächeln.

Als sein Auge sich von Hektor abwandte, traf es Yvonetten.

Nun kam das Erblassen und Erzittern über ihn, und ein bitteres Gefühl des Vorwurfs zog in sein Herz.

Yvonette betrachtete ihn mit stummem, entsagendem Schmerze.

Den Baron ergriff dieser thränenfeuchte Blick, wie ihn schon das bleiche Gesicht seltsam ergriffen hatte, das Gewissen in ihm regte sich immer mehr und sprach jede Minute lauter.

Er näherte sich ihr ohne Ziererei und ergriff ihre Hand.

Sie zog dieselbe wohl ohne Heftigkeit, aber entschieden zurück.

„Warum schmollen Sie mit mir?“ fragte er sie leise. „Sind Sie böse auf mich?“

Das junge Mädchen ward noch blässer, fand aber die Kraft, zu erwiedern:

„Sie irren, mein Herr. Weit entfernt davon, auf Sie böse zu sein, bin ich Ihnen im Gegentheile sogar dankbar dafür, daß Sie meine Cousine gesund und wohl heimgebracht haben.“

„Herr Baron,“ unterbrach Graf Kervegan das Gespräch zwischen Herrn von Nossac und Yvonetten, „wo fanden Sie denn Zuflucht während des Gewitters?“

„Unter einem Felsen, lieber Graf.“

„Und das ist — ich wette darauf — gewiß die interessanteste Episode Ihres heutigen Jagdtages?“

„O mein Gott, ja!“ sagte der Baron gleichgiltig.

„Verzeihung, Baron," sagte die Kreolin mit bezaubernder Stimme. „Sie vergessen das Wildschwein."

„Ah, diese Kleinigkeit —"

„Haben die Hunde vielleicht eines gepackt?" frug der Graf.

„Nein," rief die Kreolin mit Enthusiasmus, „er selbst hat es auf dem Platze getödtet!"

„Mit dem Fangmesser vielleicht!" warf Hektor spöttisch ein.

„Nein, mein junger Herr," erwiederte der Baron, der Kreolin einen zärtlichen Blick zuwerfend, „ich habe es einfach erwürgt."

Ein gleichzeitiger Schrei der eben genannten vier Personen folgte diesen Worten.

„Unmöglich!" sagte der Graf.

„Scherz!" rief Hektor mit zornigem Zähneknirschen aus.

„Welche Unbesonnenheit!" murmelte schaudernd Yvonette.

Der Baron hörte diese Worte und ward gerührt.

Er wollte sich wieder dem jungen Mädchen nähern, um ihre Hand zu fassen, ihr mit einem Blicke zu danken.

Die Kreolin aber kam dieser Absicht zuvor und stützte sich nachlässig auf seinen Arm.

„Baron," sprach sie mit bezaubernd schmachtender Stimme, „wollen Sie mir erlauben, Ihr Homer zu sein und Ihre Heldenthaten zu besingen?"

Bei jeder andern Gelegenheit hätte Herr von Nossac sich dies artig verbeten; aber Hektor war eben da, Hektor, der am Morgen zu den Knieen seiner Cousine lag, ihr so in-

solent die Hände küßte und ihn, den Baron von Rossac, mit so impertinent triumphirenden Blicken maß.

Er sprach denn nachlässig:

„Thun Sie es, Madame. Man muß stolz sein, einen Homer zu haben, wie Sie es sind, einen Homer mit so schönen Augen. Dem Sänger der Iliade fehlte leider dieser Vorzug, denn er war ja blind.“

Die Kreolin ergriff sogleich die Lyra und berichtete von dem ritterlichen Kampf des Barons mit einer Feinheit des Details, einer Wärme des Kolorits, einer Lebhaftigkeit der Schilderung, welche den Helden der Erzählung mit süßem Stolze erfüllten.

Diese Frau mußte ihn doch innig lieben, da sie die einzelnen Momente des Kampfes sich so fest eingeprägt hatte und sie mit einem so dithyrambischen Schwunge wiederzugeben wußte.

Das Antlitz Hektor's zeigte ein Gemisch von Zorn und Verdruß.

„Nun wohl,“ rief er, „wenn der Herr Baron Lust hat und morgen eine Wiederholung des Dramas wünscht, so übernehme ich seine Rolle!“

„Sie wollen ein Wildschwein erwürgen?“ frug Simiane, der bis dahin düster geschwiegen.

„Allerdings,“ entgegnete Hektor fest.

„Kind,“ lächelte die Kreolin mit gut imitirter, mütterlicher Zärtlichkeit, „ich werde eines von Pappe aus Nürnberg kommen lassen. Das läßt sich leichter erdrosseln und es ist gar keine Gefahr dabei.“

Hektor erblaßte und versuchte zu sprechen, aber Zorn und Schmerz schnürten ihm die Kehle zu und er war keines Lautes mächtig.

„Baron," setzte der Marquis das stockende Gespräch fort, „Du hast eine Hauptsache vergessen!"

„Und diese wäre?"

„Daß der Herr Graf von Kervegan bald heim will, und daß es gut wäre, wenn Dein Majordomus uns das Diner serviren ließe."

„Heim nach Kervegan?"

„Ja," bestätigte der Graf.

„Es ist eine finstere Nacht."

„Bah, ich kenne Weg und Steg."

Herr von Nossac warf der Kreolin einen bittenden Blick zu.

Sie verstand ihn und wandte schnell ein:

„Es ist doch nicht sehr angenehm, in finsterer Nacht zu reisen."

„Die Straße ist sicher, liebe Nichte."

„Und kothig, Onkel."

„Meinst Du?"

„Es hat stark geregnet."

„Dank," flüsterte ihr Baron Nossac leise zu.

Dann fuhr er laut und zu ihr gewendet fort:

„Also — Sie bleiben noch? Nicht wahr?"

„Gewiß, wenn mein Onkel es erlaubt. Ich für meinen Theil bin erschrecklich nervenschwach."

„Ja wohl. Das Gewitter hat Sie erschreckt und aufgeregt."

„Allerdings, in hohem Grade. Morgen, lieber Onkel, bin ich, wenn Sie es wollen, mit dem Frühesten zur Abreise bereit.“

„Nach dem Frühstück,“ setzte der Baron hinzu, „lasse ich Sie ohne Zögern nach Hause fahren.“

„Sei es denn.“

„Herr Baron, es ist aufgetragen,“ ließ sich der Majordomus an der Schwelle des Einganges vernehmen.

Baron von Nossac schickte sich an, der Kreolin seinen Arm zu bieten, doch Simiane kam ihm zuvor.

Der Baron wollte sich Yvonette zuwenden, doch diese nahm den Arm ihres Cousins und Nossac biß sich ärgerlich in die Lippen.

„Nun,“ — flüsterte Simiane heimlich zu der schönen Kreolin, — „sind Sie zufrieden?“

„Nicht ganz!“

„Sind Sie noch nicht völlig gerächt?“

„Nein!“

„Sie werden ihn tödten?“

Sie lächelte und blieb die Antwort schuldig.

Das Diner verlief heiter für den Baron und die Kreolin, sorgenvoll für Simiane, traurig für Yvonette, peinlich für Hektor.

Herr von Nossac zog sich zu früher Stunde zurück.

Er hatte das Bedürfniß, allein zu sein, einige Minuten mit sich selbst zu reden, seine Stirn in die Hände zu fassen und die fieberischen Schläge seines Herzens zu beruhigen.

Während der ganzen Nacht umgaukelten ihn die anmuthigsten Träume, und spät war sein Erwachen.

Wer hat doch gesagt, daß die Liebe den Schlaf nicht kenne?

Die Sonne sandte ihm ihre volle Strahlen durch die Vorhänge seines Gemaches, als er sich erhob. Langsam verließ er sein Bett, öffnete das Fenster und sog einige Minuten lang die frische Luft ein, welche auf die Gewitterdünste des vorigen Abends folgte, dann klingelte er seinem Kammerdiener, um sich ankleiden zu lassen.

Dieser erschien, einen Brief überreichend.

Der Baron eröffnete ihn eilig und las:

„Mein lieber Baron!

„Eine ruhige Nacht hat mich über einen närrischen Tag „zum Nachdenken geführt. Sie haben mich gestern zau„berisch umstrickt, und ich liebte Sie in der That — eine „Stunde lang. Ich glaube, Gott verzeihe es mir — ich „habe Ihnen sogar in einem Anfall fieberischen „Schreckens meine Hand versprochen.

„Diese Hand ist nicht mehr mein, Herr Baron, ich „habe meinem sterbenden Vater gelobt, seinen Neffen zu „heiraten. Hektor mußte mein Gemal werden. Bliebe „ich länger unter Ihrem Dache, so würden Sie mich „vielleicht im Ernste lieben, und ich würde eine Schul„dige, während ich bisher nur unbesonnen war. Ich „entführe also meinen — Gatten, und nehme ihn sammt „Onkel und Cousine nach Brest, wo wir uns auf der „Esperanza einschiffen, die nach den Inseln unter Segel „geht.

„Ich danke Ihnen, Herr Baron, für Ihre liebens-
„würdige Gastfreundschaft, und werde Sie für immer
„in gutem Andenken behalten. Hoffentlich grollen Sie
„mir nicht und verzeihen mir meinen Leichtsinn. Adieu,
„Gretchen wird Sie trösten. Küssen Sie meine beiden
„Hände und dann vergessen Sie mich.

„Marquise von Bidan.“

Herr von Nossac sank vernichtet zurück, und der Brief entglitt seinen Händen.

„Wo ist der Graf von Kervégan?“ war seine erste Frage. Er war sammt Familie nach Brest abgereist. Nossac traf nur den Marquis, der noch im festen Schlafe lag. Er weckte ihn stürmisch und beide verfolgten auf schnellen Pferden die Spur der Flüchtigen, ohne sich den Tag über und in der nächsten Nacht mehr als den allernöthigsten Aufenthalt zu gönnen.

Indeß — das Gewitter hatte die Wege aufgeweicht, und der Vorsprung der entflohenen Gäste war bedeutend. —

Auf jeder Poststation, in jedem Dorfe erfuhren sie, daß vor einigen Stunden ein Wagen in der Richtung nach Brest gefahren sei.

Endlich des nächsten Morgens gegen acht Uhr gelangten sie auf eine kleine Erhöhung, von welcher man Brest und die Rhede daselbst übersehen konnte.

Der Postwagen war ihnen noch immer weit voraus.

Am Mittag erreichten sie Brest und ritten dem Hafen zu.

Eine Handelsbrigg war eben im Begriff, die Anker zu lichten und in die hohe See zu stehen.

Sie fragten um den Namen des Schiffes — es war die

Esperanza. Der Baron wollte in einer Barke nachsetzen, doch man bedeutete ihm, das Schiff fahre unter günstigem Wind, mit vollen Segeln, und es einzuholen sei unmöglich.

Er klammerte sich an eine letzte Hoffnung an — es war der Gedanke, die Flüchtigen seien vielleicht nicht früh genug zur Einschiffung angelangt und die Esperanza führe sie nicht an Bord.

Er lief zu dem Rheder des Schiffes, begehrte das Passagierbuch, schlug es mit fiebernder Hast auf — und las die Namen des Grafen, seiner Tochter und seines Neffen.

Die Kreolin war, wie Gretchen, für ihn verloren.

Herr von Nossac überließ sich der Verzweiflung. In Fieberfantasien liegend brachte er mehrere Tage in einem Hotel Brest's zu; als die Reise vorüber war, begehrte er Pferde, um nach seinem Schlosse im Leonais zurückzukehren. Der Marquis aber, welcher ihn nicht verlassen hatte, widersetzte sich diesem Vorhaben und sagte:

„Gehen wir nach Paris. Dort nur kannst Du Deinen Schmerz übertäuben.“

Drittes Buch.

Das Hotel Nossac.

I.

Sechs Monate waren verflossen.

Den letzten heißen Sommertagen, während deren wir den Baron von Nossac in Brest, im Begriff nach Paris zu reisen, verließen, war die Herbstzeit, darauf der Winter und nun das erste Erwachen des Frühlings gefolgt. Wir stehen am Ende des März, am Abende der Mittfasten.

Der Tag war lau und rein auf das alte Paris niedergesunken. Viel buntscheckiges maskirtes Volk hatte vom Morgen an in muthwilliger Lust, tolle Schwänke treibend, sich gegenseitig bewundernd, die Quais und Boulevards durchlaufen und hatte auch in Longchamps, welches damals im Entstehen war,

mit jenem naiven Erstaunen des echten Parisers, der so geistreich und so einfältig zugleich ist, die letzte Frostperle, welche auf den keimenden Baumknospen glänzte, mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtet.

Die Statuen im Tuileriengarten, welche vier Monate lang ihre Nacktheit beklagt, schienen ihre durchfröstelten Leiber wollüstig unter den Küssen der Sonne zu dehnen.

Gegen Mittag war auf jeder Feuerstelle die Asche im Verglimmen, die Flamme im Erlöschen.

Die Wäscherinnen hielten ihren Aufzug durch die Straßen in hohen Carossen, wie Hofdamen geputzt: sie hatten heute das Recht dazu, es war ihr Festtag.

Die Hofdamen hingegen hatten es pikant gefunden, sich als Wäscherinnen zu verkleiden, und in Wägelchen aus Weidenruthen, deren Pferde gleich Rosenmädchen mit Bändern aufgeputzt waren, nach den großen und kleinen „Porcherons“ zu wandern.

Seine Majestät Ludwig XV., genannt der Vielgeliebte, damals ein Kind von zwölf Jahren, braun, ein wenig blaß, die Haare gelockt, mit rosigen Lippen, zarter und schöner Hand anmuthigen blauen Augen, Seine Majestät Ludwig XV. sagen wir, hatte es nicht verschmäht, an dem Festjubel theilzunehmen.

Er war aus Versailles gekommen, begleitet von dem ersten Minister, Herzog von Bourbon, von dessen Maitresse und augenblicklich thatsächlichen Regentin, Frau Marquise de Prie, von Herrn von Villeroy, seinem Hofmeister und von dem jungen Herzog von Richelieu, Obersten der Schweizergarde, welcher seine oftmaligen Einsperrungen in der Bastille unter dem verstorbenen Regenten, seine Mitschuld an der Verschwörung

des Cellamare, endlich seine Intimität mit der Frau Herzogin du Maine und der Coterie Sceaux, seit dem Hintritt des Herzogs von Orleans in hohe Gunst gebracht hatten. Der König, Abends zuvor in Paris eingetroffen, hatte in den Tuilerien übernachtet.

Tags darauf hatte er sich auf den Boulevards und im Stadthause gezeigt, wo von den Herrn Schöffen und Stadtrichter ein Tagesball veranstaltet worden war.

Da hatte er mit dem hübschesten Mädchen der Hauptstadt getanzt, und als er nach Beendigung des Balles gegen fünf Uhr in seinen Wagen stieg, um nach Versailles zurückzufahren, fand er auf seinem Wege eine von Enthusiasmus und Vergnügen trunkene Masse, die ihn mit donnerndem: „Es lebe der König!“ begrüßte.

Während der König im Stadthause tanzte, thaten ein Theil des Hofs, die Modedamen, die Roués und sonstige junge Narren das Nämliche in den Porcherons, und mischten sich ohne Bedenken mit dem Schwarm der Universitäts-Studenten und der Operntänzerinnen, letztere damals „diese Fräuleins“ (ces demoiselles) genannt.

Der König war der Held des Stadthauses gewesen, ein einfacher Edelmann wurde jener der Porcherons.

Wohl zählte dieser Edelmann kaum dreißig Jahre, er war schön, trotz seiner blassen Stirne und dem fiebernden Glanz seiner Augen, er war elegant in seinem Benehmen, geistreich bis zur Kühnheit, verschwenderisch bis zur Thorheit, und führte den Namen — Baron von Nossac.

Derselbe Baron von Nossac, welchen wir geistig gebrochen und vernichtet, auf der Straße von Brest nach Paris

verließen, der Baron von Nossac, den die Flucht der Kreolin zum Delirium gebracht, war hieher an den Hof zurückgekehrt, um sich von der Betäubung zu erholen.

Dies schien ihm vollständig gelungen zu sein.

Seit sechs Monaten galt er in Paris und Versailles für das „Non plus ultra“ eines lebenslustigen, geldverachtenden, prachtliebenden, geistvoll exzentrischen Edelmannes.

Seit sechs Monaten sprach man nur von den bizarren glänzenden Festen, welche er gab, von den täglichen Absonderlichkeiten seiner sprühenden Laune, von seinem originellen, ganz eigenthümlichen Wesen.

Herr von Nossac war der Alcibiades von Versailles geworden. Ein Einziger schien seinem Ruhme zu fehlen — ein Hund, welchem er, wie der griechische Held, den Schweif abschneiden konnte, um von sich reden zu machen. Einer seiner Freunde machte ihn scherzend auf diesen Mangel aufmerksam, und — stracks vermaß sich der Baron, sämmtlichen Bären im königlichen Thiergarten die — Ohren abzuschneiden.

In der That hatte er dies mit derselben wunderbaren Kaltblütigkeit und außerordentlichen Kühnheit ausgeführt, welche er in der Bretagne, im Kampfe Brust an Brust, mit dem Wildschweine bewiesen.

Heute war Baron von Nossac, gleich der größeren Anzahl der Genossen seiner Tollheiten, verkleidet.

Während Jeder schon mehrere Tage zuvor über die Art seiner Verkleidung nachsann, hatte der Baron die seinige fertig gefunden und doch nur einen Augenblick lang daran gedacht.

Eine chinesische Gesandtschaft, bestehend aus vier Mandarinen höchsten Ranges, war vor Kurzem eingetroffen, um dem Könige von Frankreich die Freundschaft des himmlischen Reiches anzubieten.

Am vorigen Abend war die Gesandschaft vom Könige zu Versailles in großer Audienz empfangen worden.

Der Baron war kraft — seines Ranges, als kommandirender Oberst, bei dieser Ceremonie zugegen.

Einer der Mandarine trug ein mondscheinfärbiges Kleid, worüber ganz Versailles bis zu Thränen lachte, ein Erfolg, welcher sich in ganz Paris mit ansteckender Gewalt verbreitete, so daß die Carosse des Mandarins, wenn sie die Champs-Elysées durchfuhr, jedesmal vom jubelnden Spotte der Gaffer und Straßenjungen verfolgt wurde.

Dies entschied die Wahl des Barons. Er nahm sich vor, am nächsten Tage ein „mondscheinfärbiges“ Kleid zu tragen, ganz nach dem Ebenbilde jenes, wie es der Mandarin produzirt hatte.

Eine einzige, aber große Schwierigkeit war dem entgegen:

Kein Schneider verstand ein solches Kleid zu machen, bei keinem Tuchhändler war auch nur ein Endchen Tuch von gleich absonderlicher Farbe zu finden.

Dennoch blieb der Baron bei seiner Idee, am nächsten Tage in den „Porcherons“ durchaus ein „mondscheinfärbiges“ Kleid zu tragen.

— Reißen Sie uns den Mond mit den Zähnen herunter, sagten ihm seine Lieferanten, und wir wollen Ihnen aus einem Stück davon Ihr Kleid fertigen.

Der Baron wies den Lieferanten die Thüre, und hielt trotz all'dem sein Projekt noch immer für ausführbar.

Abends besuchten die Mandarinen die große Oper, wo „Dido" von weiland Herrn Quinault aufgeführt wurde.

Der Mandarin mit dem Mondscheinkostüme nahm eine Einladung zum Besuch der Bühne an, und erhielt als Führerin zu den Geheimnissen der Coulissenwelt eine junge Tänzerin, deren graziöse Fußtouren, während der Vorstellung das Herz des „großen Chinesers" entzückt hatten.

Von seiner leichten Ariadne geführt, zwängte sich der Mandarin mit ihr durch enge dunkle Gänge, wandelte durch dichte Wälder von Pappendeckel und durch eine zahlreiche Bevölkerung von Phönizierinnen, Trojanerinnen u. dgl., deren verführerische Nähe die Gravität des erhabenen Würdenträgers mehrmals auf eine gefährliche Probe stellte.

Da wich plötzlich ein Fallbrett, der Boden glitt unter seinen Füßen weg, und mit einem Aufschrei verschwand er in der Tiefe. Der Mandarin war ganz hinunter, in die dritte Versenkung, glücklicherweise auf weiche Matratzen gefallen.

Des andern Tages gab es in den „Porcherons" nicht geringes Erstaunen, als man den Mandarin, mit einer Sammtmaske vor dem Gesicht und mit dem sattsamen populären „mondscheinfärbigen" Kleide angethan, Menuette tanzen sah. Als endlich der Mandarin die Mäske abnahm, erscholl lärmender Beifall, denn man erkannte den Baron von Rossac!

Was war aus dem wirklichen Mandarin geworden? Lag er noch in der „dritten Versenkung?" Niemand wußte darüber etwas Gewisses. Nur behaupteten einige böse Zeugen unter

diesen Fräuleins „vom Schauspiel,“ die Oper habe noch eine vierte Versenkung . . . und diese sei das Boudoir der bewußten Tänzerin.

Ein Diner von zweihundert Couverts, schloß das Fest bei den Porcherons. Nach dessen Beendigung wurde des eintretenden Nebels wegen, der Weg nach Paris oder Versailles eingeschlagen.

Ein Kreis von jungen, schönen Frauen in Maske, von weinbegeisterten Seigneurs, stark angetrunkenen Offizieren und reichgewordenem Gesindel in prachtvoll gestickten Kleidern, umgab den Baron.

Der Baron nahm jede der Frauen beiseite, und flüsterte ihr die Frage in's Ohr:

„Woher, schöne Unbekannte? Vom Hofe oder von der Oper?“

Jenen, die entrüstet erwiderten: „vom Hofe!“ rief er zu: Ich gebe in acht Tagen einen Ball und lade Sie ein!

Jenen, die mit stolzer Demuth bekannten, sie gehörten dem Reiche der Coulissen an, sagte er ganz leise:

„Heute um Mitternacht Souper, bei mir, Straße St. Louis, im Marais. Stille!“ Ebenso bei den Männern.

Jenen, die vordem an den intimen Gelagen, den freien Soupers des Regenten theilgenommen, raunte er zu:

„Heute Nacht — Souper bei mir!“

Die Andern lud er, wie er es bei den Hofdamen gemacht, zum Ball über acht Tage, und empfahl allen tiefes Stillschweigen.

Diese Empfehlung wurde so gewissenhaft beachtet, daß nachdem der Baron in seinen Wagen gestiegen und in dem

mondscheinfärbigen Kleide nach Paris gefahren war, binnen wenigen Minuten die Hofleute alsbald wußten, die Roués und „diese Fräuleins“ würden dieselbe Nacht bei dem Baron soupiren; so wie anderseits wieder „diese Fräuleins“ und die Roués erfuhren, der Baron gebe in acht Tagen einen Ball, von welchem sie ausgeschlossen seien.

II.

Eine Viertelstunde vor Mitternacht war das Hotel Rossac so still und einsam, als hätte seit einem halben Jahrhundert kein menschliches Wesen diese Schwelle überschritten.

Kein einziges Fenster war erleuchtet, kein einziger Wagen war im Hofraum zu sehen. Die Straße war ringsherum leer, stille, und die friedlichen Bürger der Insel St. Louis schliefen den Schlaf der Gerechten.

Ein vierspäniger Postwagen, dessen Gespann athemlos und bestaubt aussah, fuhr im Galopp an dem Gitter vor und ein Mann im Reisegewande stieg aus.

Es war der Marquis von Simiane. Er kehrte von St. Petersburg zurück, wohin er einige Tage nach seiner Rückkehr aus der Bretagne in geheimer diplomatischer Mission entsendet worden war.

Dreimal läutete er dem Kammerdiener, ehe die Gitterthür sich öffnete.

Endlich drehte sich das Schloß in seinen rostigen Angeln, doch ohne daß ein lebendes Wesen, Herr oder Diener erschien.

Ebenso geheimnißvoll öffnete sich die Eingangspforte.

Der Marquis ging allein weiter, und gelangte in ein weites, schlecht erleuchtetes Vorhaus, wo ein alter Diener, stumm und steif wie eine Statue, ihn erwartete.

Oh! oh! dachte der Marquis, sollte mein armer Baron gestorben sein?

„Was wünscht der Herr Marquis?“ fragte der Diener, welcher ihn nun erkannte.

„Nun,“ erwiederte der Ankömmling, „ich möchte Deinen Herrn sprechen. Ist er etwa nicht daheim?“

„Er ist zu Hause, Herr Marquis.“

Der Diener setzte sich in Bewegung, ließ die Hauptstiege, welche nach den Empfangssälen führte, rechts liegen, wandte sich einer Nebentreppe zu und führte den Marquis in ein kleines Gemach, wo der Baron, an einem schwach unterhaltenen Feuer träumerisch versunken saß. Er hatte den Kopf in die Hände gestützt und trug noch sein mondscheinfärbiges Costüme.

Das Gemach war nicht besser beleuchtet als das Vorhaus und so gewahrte der Marquis nichts von den bizarren Zeichnungen auf dem sonderbaren Gewande seines Freundes.

Was er aber sogleich bemerkte, war das blaße Gesicht das fiebernde Auge, das niedergeschlagene, leidende Aussehen des Barons.

„Mein Gott!“ rief er, ihm die Arme entgegenbietend, „bist Du unwohl?“

„Ah! Du bist's," entgegnete langsam der Baron; „wie geht es Dir?"

„Das frage ich Dich, Du bist krank!"

„Ich? nicht im Geringsten."

Der Baron erzwang sich mit gewaltsamer Anstrengung ein Lächeln und richtete seine zusammengesunkene Gestalt schlank in die Höhe.

„Mein Lieber," versicherte er, „ich befinde mich ausgezeichnet; ich bin gesund an Geist und Körper."

„Bist Du dessen gewiß?"

„Schöne Frage!"

„Nun, ich habe sechs Meilen von hier la Brillère begegnet, der hat mir sonderbare Geschichten von Dir erzählt."

„Zum Beispiel?"

„Erstens, daß Du den Bären des Königs die Ohren abgeschnitten hast."

„Richtig."

„Dann, daß Du die Tochter eines Gerichtsadvokaten entführt, an Deinen Kammerdiener verheiratet und ausgesteuert hast, unter der Bedingung, daß das junge Paar am Hochzeitsabend sich trenne, um sich nie wieder zu sehen."

„Ebenfalls wahr."

„Der Geier!" rief da plötzlich der Marquis, „Du hast ja einen kuriosen Schlafrock."

„Es ist das Hofkleid eines chinesischen Gesandten."

Der Baron erzählte nun seinem Freunde die Geschichte von der dritten Versenkung in der Oper.

Herr von Simiane hörte ihm mit wachsendem Erstaunen zu.

„Du bist verrückt!“ rief er.

„Nein, aber ich bin todtkrank und will lustig sterben.“

„Todtkrank?“

„Leider.“

„Und weshalb, wenn man fragen darf?“

„Ah!“ seufzte der Baron, „das ist eine traurige und sehr unwahrscheinliche Geschichte.“

„Schön!“ dachte Herr von Simiane, „das giebt eine zweite Ausgabe des Abenteuers von Schloß Holdengrasburg.“

Und leise sagte er zu sich selbst:

„Ich fange an, die Rolle zu bereuen, welche ich gespielt habe; diese Frau wird ihm das Leben kosten.“

„Denke Dir, mein lieber Freund,“ begann der Baron — —

In diesem Augenblicke schlug es Mitternacht und er hielt inne.

„Ich werde Dir das morgen erzählen. Es schlägt zwölf und ich erwarte Gäste zum Souper.“

III.

Der Marquis machte eine Geberde des Staunens.

„Du giebst ein Souper?“

„Ja wohl.“

„Wem denn?“

„Nun,“ antwortete der Baron, „es ist eine gewählte, zahlreiche Gesellschaft — unsere alten Freunde von den Soupers des Regenten und — die „Fräuleins“ von der Oper.“

„Das Souper ist hier?“

„Ohne Zweifel.“

„Ich sehe ja aber gar keine Vorbereitung dazu.“

„Komm' nur,“ sagte der Baron, „Du sollst sogleich sehen.“

Er öffnete eine Thür, ergriff die Hand Simiane's und geleitete ihn durch einen dunkeln Gang bis zu einer entlegenen Pforte. Er öffnete — und ein Meer von Lichtern blendete sein Auge.

Der Marquis warf einen Blick durch die Thüre und stieß einen Ruf der Ueberraschung aus.

Der Saal war mit schwarzen Draperien ausgeschlagen; auf dem düstern Grunde glänzten silberne Tropfen, wie fallende Thränen geformt.

In der Mitte war eine reich besetzte Tafel servirt. In jeder der vier Ecken des Saales hielt ein Todtengerippe eine Fackel in der fleischlosen Hand.

Sie waren passende Kandelaber zu der Leichendekoration des Ortes, welcher an den traurigen Speisesaal in Holdengrasburg mahnte.

Nur der Sarg fehlte.

Herr von Simiane war wie vom Blitze getroffen.

„Ich habe eine ähnliche Dekorirung in Deutschland gesehen,“ sagte ruhig der Baron, „und sie hat mir so ge-

fallen, daß ich sie hier nachahmte. — Bist Du die große Treppe heraufgegangen?"

„Nein."

„Sie ist ebenso ausgeschlagen."

„Welche Narrheit!"

Der Baron öffnete ein Fenster.

„Meine Gäste zögern, wie mir scheint," murmelte er.

„Allerdings, die Straße ist vollkommen stille."

„Nun denn," versetzte der Baron, „bis sie kommen, werde ich Dir die bewußte traurige Geschichte erzählen."

Herr von Nossac lud den Marquis mit einer Geberde ein, Platz zu nehmen, und ließ sich selbst abgespannt und erschöpft auf einem Stuhle nieder.

„Mein lieber Freund," wandte er sich kraftlos an den Marquis, „ich habe nicht mehr acht Tage zu leben."

„Du scherzest!"

„Sehe ich nicht sehr blaß aus?"

„Das wohl."

„Ich kann nicht mehr schlafen."

„Und warum nicht?"

„Es ist mir eben unmöglich. Ich erinnere mich jetzt öfter einer Geschichte, welche mein Onkel, der Erzbischof von Marmonde, mir erzählte. Er war ein Missionär, den man in Cochinchina zu Tode marterte, indem man ihm den Schlaf entzog."

„Und was hindert Dich am Schlafen?"

„Ein Gespenst."

Der Marquis erbebte.

„Du hattest von jeher eine überreizte Fantasie."

„Durchaus nicht. Ich sehe jede Nacht ganz deutlich ein Phantom.“

„Ich wette — Deine Frau?“

„Ja,“ sagte der Baron traurig.

Der Marquis lachte laut.

„Immer die nämliche Geschichte,“ murmelte er.

„Du spottest, doch mit Unrecht. Es ist wahr —“

„Wer sagt Dir, daß es nicht Gretchen ist?“

„Gretchen?“ rief der Baron ergriffen, „nein, Gretchen ist nicht hier, Gretchen ist es nicht.“

„Nun, sage mir,“ fragte der Marquis, „wie zeigt sich Dir dieses Phantom? Wodurch stört es Deine nächtliche Ruhe?“

„Oh,“ seufzte der Baron erschöpft — „das wollte ich Dir eben erzählen. Das Phantom bewohnt mein Schlafzimmer und weckt mich, sobald ich eingeschlafen bin.“

„Du glaubst also an Gespenster?“

„Sobald ich sie sehe.“

Der Marquis schüttelte den Kopf.

„Du bist toll,“ rief er.

Der Baron lächelte traurig und fuhr fort:

„Das erste Mal, als ich nach meiner Rückkehr aus der Bretagne in diesem Schlosse übernachtete, erfaßte mich eine unnennbare Angst, eine Art abergläubischen Schreckens, dessen ich mich nicht erwehren konnte.

„Ich sah meine Frau überall wieder; im Ballsaale, wo am Hochzeitstage so viel Gemeinplätze mich quälten, in den Korridoren, auf den Stiegen, im Brautgemach, wo ich sie durch ein Verhängniß fortgerissen, verließ, um jener fluch-

würdigen Herzogin zu folgen, zu deren Sklaven mich ein gegebenes Wort gemacht hatte . . . Ich hatte so viel Selbstbeherrschung, um mir selbst Vernunft zuzusprechen, mir zu sagen, der Tod sei nicht mehr zu ändern und eine ewige Reue unmöglich. Wir waren drei Tage im Postwagen gefahren, ich war todtmüde, begab mich zeitig zu Bette und fiel in einen tiefen Schlaf. Inmitten der Nacht weckte mich ein Geräusch, langsam, eintönig, ruckweise näher kommend, und ich erwachte.

„Mühsam öffnete ich die Augen und glaubte eine weiße Gestalt zu sehen, die sich am entgegengesetzten Ende meines Zimmers bewegte und wie in einem schleppenden, doch regelmäßigen Takte, die Füße auf dem Parket nach sich zog.

„Ich erhob mich mit halbem Leibe; die weiße Gestalt ging ruhig auf und nieder. Da fiel das Mondlicht auf sie und und ich erblickte ein blasses Gesicht, halb bedeckt von schwarzen, bis zur Erde herabrollenden Haaren, ein blutleeres, trauriges Antlitz, mit einem markdurchbohrenden Lächeln, mit hohlen, glänzenden Augen . . .

„Ich erkannte jene arme Helene Borelli, welche — dem Namen nach — Rossac's Frau geworden war."

„Du hast geträumt, lieber Freund."

„Ich glaubte das auch . . . Ich fiel bewußtlos in eine Art von Delirium — es lag mir schwer wie ein Alp auf der Brust und als der helle Tag mich weckte, war das Phantom verschwunden. Ich meinte geträumt zu haben.

„Der Tag verfloß unter mannigfaltigen Geschäften und Zerstreuungen. Ich hatte Audienz bei dem Könige, ich knüpfte alte Bekanntschaften wieder an und begann meine Zerstreuungskur.

„Der Abend nahte, ich war eben so erschöpft, wie des früheren Tages und entschlief eben so rasch.

„Um die zwölfte Stunde erwachte ich über das nämliche Geräusch wie Nachts zuvor, ich erblickte dieselbe weiße Gestalt, und mit fest geschlossenen Zähnen, mit wirrem Auge, mit verhaltenem Athem sah ich sie hin und her wandeln. Ich wagte nicht, mich zu regen, und hätte es auch nicht vermocht. Der Schrecken hielt mich gebannt und umsonst versuchte ich die Augen zu schließen.

„Das Phantom blieb nur bis vier Uhr Morgens sichtbar. In dem Augenblick, als der erste schwache Sonnenstrahl zwischen den Vorhängen und Jalousien durchleuchtete, entfernte es sich weiter und weiter, als wichen die Mauern vor ihm zurück, und mit einem Male verschwand es, ohne daß es mir möglich war, zu entdecken, wie und wohin es seinen Ausgang genommen."

„Sonderbar!" murmelte der Marquis.

„Die nächste Nacht — dieselbe Erscheinung."

„Wieder?"

„Immer wieder. Das erneuert sich jede Nacht um die zwölfte Stunde und endet um vier Uhr Morgens. Die Angst hält mich wach bis zur Erscheinung des Gespenstes, und der Schreck thut dasselbe, nachdem es verschwunden ist."

„So schläfst Du denn gar nicht?"

„Doch wohl, aber es ist ein fieberhafter, unerquickender Schlaf, der mich fast ebenso aufreibt wie das Wachen selbst."

„Und Du nimmst Dir nicht vor, aufzustehen und die Gestalt zu verjagen?"

„Nein, denn sie liebt mich."

Die Stimme des Barons klang tief erschüttert.

„Sie liebt Dich?"

„Ja. Oft, wenn sie vorüber wandelt und meinem Bette nahe kommt, sieht sie mich mit einem Ausdruck von Liebe und Trauer an, der mir das Herz zerschneidet."

„Spricht sie zu Dir?"

„Niemals."

„Hast Du es nicht versucht, Deine Lampe brennen zu lassen?"

„Ja wohl."

„Nun, und —"

„Sie verlosch jedesmal, ohne daß ich mir erklären konnte, warum."

„Das ist zu arg," entgegnete der Marquis; „Du bist das Opfer einer Mystifikation."

Baron von Rossac schüttelte das Haupt.

„Es ist meine Frau," sagte er.

„Oder vielleicht Gretchen?"

„Nein, denn Gretchen war meine Frau."

„Ah! Du bist verrückter als je!"

„Du magst mir glauben oder nicht, ich aber weiß wohl, daß ich nicht im Mindesten verrückt bin."

„Dann ist es vielleicht die Kreolin."

Der Baron schauderte und fuhr mit der Hand nach der Stirne.

„Die Kreolin?" sagte er. „Die Kreolin war meine Frau."

„Auch diese?"

„Meine verstorbene Frau! Sie kam nach Deutschland unter dem Namen Gretchen, nach der Bretagne unter jenem

der Marquise von Vidan, hieher unter ihrem eigenen Namen, um sich zu rächen, mein Freund, um sich an mir zu rächen."

„Vielleicht ist sie nicht todt."

Der Baron schrie laut auf: „Oh, welcher Gedanke!"

Eine Minute schwieg er, und blickte sinnend vor sich hin.

„Thorheit!" fuhr er dann fort. „Ich sah sie auf dem Sterbette, ich fand sie wieder, von Würmern zernagt, in ihrem Sarge."

Der Marquis runzelte die Stirne.

„Welchen Monatstag haben wir heute?"

„Den zwölften März."

„Verhängniß!" murmelte Herr von Simiane vor sich hin. „Erst morgen werde ich frei und meines Wortes ledig sein. Ich darf nicht sprechen . . . Wenn er eher stürbe!"

„Woran denkst Du?" fragte der Baron.

„Ich sage mir, daß es eine Mystifikation ist."

„Du glaubst also nicht an die Todten?"

„Sehr schwach, aber sehr stark an die Lebenden."

„Siehst Du," sprach Baron Nossac weiter, „nun sind es sechs Monate, seit ich nicht mehr schlafe, und mit jedem Morgen erwache ich schwächer, gebrochener, meinem Grabe näher."

Es lag in der Stimme des Barons ein solcher Klang der Wahrheit, der verzweifelten Ueberzeugung, daß Herr von Simiane davon im Innersten ergriffen wurde.

„Sei's, wie immer!" sagte er vor sich hin, „ich breche mein Wort, denn nur so verhüte ich seinen Tod — ich sage ihm Alles."

Und nach kurzer Pause fuhr er fort:

„Soll ich Dir einen Rath geben?"

„Sprich . . ."

„Wenn heute Nacht das Phanton erscheint" — —

„Es wird heute Nacht nicht erscheinen, da ich nicht zu Bett bin und vor Tag nicht zu Bett gehe."

„Nun denn! Also die nächste Nacht."

„Gut. Was soll ich dann thun?"

„Wenn es erscheint, so springe aus Deinem Bett, fasse es beim Arm und sage ihm . . ."

Der Marquis hielt schaudernd inne.

Er saß einem riesigen venetianischen Spiegel gegenüber — da sah ihm aus dem Glase ein blasses Haupt mit strengem Blick entgegen, und legte den Finger schweigengebietend auf den Mund.

„Nun, was sage ich ihm denn . . .?" frug der Baron.

„Dann," stammelte der Marquis, völlig aus der Fassung gerathen, „ersuche es, seines Weges zu gehen und Dich ruhig schlafen zu lassen."

Nossac zuckte die Achseln und schwieg.

„Da kommen meine Gäste," rief er aus. „Jetzt wollen wir lustig soupiren."

„Du siehst eben nicht sehr lustig aus."

„Je nun, siehst Du," erwiederte der Baron mit traurigem Lächeln, „ich führe ein Doppelleben. Bei Nacht bin ich ein sterbender Mann; am Tage berausche ich mich im Vergnügen, im Weine, in Frauen . . ."

Er hatte nicht die Zeit zu vollenden; die Thür ging auf, und die Geladenen traten ein.

Ein Schrei, gemischt aus Staunen und Schrecken, ent-

fuhr ihnen beim Anblick der Trauerdekoration des Saales; die Frauen drohten in Ohnmacht zu fallen, die Herren brachen in lautes Gelächter aus und fanden den Scherz allerliebst. Was immer der Baron that, war „allerliebst.“

Der Marquis heftete seinen Blick gespannt auf Rossac.

IV.

Baron von Rossac war plötzlich ein anderer Mensch geworden.

Der krankhafte, zusammengebrochene Gespensterseher mit dem stieren Auge war verschwunden.

An dessen Stelle war ein Kavalier voll Spannkraft getreten, der lächelnden Mundes, lebhaften Auges, raschen und leichten Schrittes einherging, und seine Gäste mit reizendem, geistreichem Geplauder unterhielt.

Er entledigte sich seiner Mandarinenhülle und erschien vor der Gesellschaft in einem eleganten kirschfarben durchbrochenen Wamms mit blauen Bändern verziert, in Strümpfen von scharlachrother Seide, mit einem Jabot von feinen Spitzen, mit Schönpflästerchen wie eine Marquise, eine Hand im Jabot vergraben, die andere leicht auf den Griff eines kurzen Hofdegens gelegt, den er quer hinter dem Rücken trug. —

„Er ist bezaubernd!“ flüsterten die Frauen.

„Zu Tische!“ erscholl munter die Stimme des Barons.

Ungeachtet der düsteren Einrahmung des Saales, trotz der Gerippe, welche als Kandelaber fungirten, war es ein lustiges Fest, eine feine und raffinirte Orgie, wie die Regentschaft allein deren zu schaffen wußte, und deren Geheimniß die letzten Roués des Herzogs von Orleans mit sich in's Grab nahmen.

Die Flaschen voll Aï, Xeres, Malvasier und anderen ausgesuchten Weinen, die Wildpretpasteten, Suprêmes von Fasan, Marmeladen von Aal, Ragouts von Krebsen, Repphühnerkraftsuppen, Geflügel, Trüffeln u. dgl. verschwanden mit zauberischer Schnelligkeit.

Je mehr die Köpfe schwerer wurden, desto leichter, freier, geistvoll-dekolltirter flogen die Worte.

Man war mehrmals nahe daran, die Kerzen zu verlöschen und die Skelett-Kandelaber mit dem Inhalt der unberührt gebliebenen Wasser-Karaffen zu begießen.

Die Frauen demaskirten sich — eine einzige ausgenommen.

„Schöne Maske,“ sprach sie der Baron an, „zeige uns Dein frisches Gesichtchen.“

„Ich bin blaß,“ erwiederte kalt die Maske.

„Ich bitte —“

„Der Lichterglanz schmerzt meine Augen.“

„Sei nicht spröde, schöne Maske!“ sekundirten mehrere Herren die Bitte des Barons.

„Wenn man darauf besteht,“ sagte die Maske entschieden, „so entferne ich mich.“

„Hm,“ dachte der Baron, „ich bin verrathen. Es ist

eine Dame vom Hofe, die sich unter „diesen Damen" eingeschlichen hat."

„Baron," rief plötzlich der Marquis aus, „wie viel kostet Dich Dein Souper?"

„Frage meinen Intendanten,"

„Baron, Du richtest Dich zu Grunde!"

„Das ist mir sehr gleichgiltig."

„Im Grunde hast Du Recht."

„Wie meinst Du das?"

„Weil Du in zwei Tagen weder reicher noch ärmer sein wirst; hättest Du nun hunderttausend Livres Renten oder drei Millionen Schulden."

„Bah! Und wieso?"

„Erinnere Dich an einen Paragraf im Testament Deiner Frau!"

„Welchen meinst Du?"

„Jenen, der Dich verpflichtet, vor Ablauf von zwei Jahren wieder zu heiraten, um Dein Vermögen zu erhalten."

„Wahrhaftig, Du hast Recht! Ich dachte nicht daran. Nun, diese Frist —"

„Geht übermorgen zu Ende, Baron. Es bleiben Dir vierundzwanzig Stunden, um eine Frau zu wählen."

„Ich will mich nicht verheiraten."

„Warum nicht gar! Und weßhalb?"

„Weil ich meine Frau liebe," bemerkte der Baron.

Alles lachte.

„Die Todten liebt man nicht!" sagte die maskirte Dame.

„Glaubst Du, schöne Maske?"

„Ganz gewiß.“

Die Dame hohnlächelte unter ihrer schwarzen Sammtmaske.

„Es ist traurig, Baron,“ begann wieder der Marquis, „sehr traurig, versichere ich Dir, daß ein Vermögen, wie Deines ist, einem schwachköpfigen Schwiegervater und unbekannten Neffen anheimfallen soll.“

„Da hast Du nicht Unrecht!“

„An Deiner Stelle zöge ich es vor, wen immer und was immer zu heiraten.“

„In der That,“ lachte der Baron, „ich habe Lust, auf der Stelle eine Frau zu suchen! In acht Tagen bin ich ja todt und mache vor meinem Ende noch eine glücklich.“

„Köstlich!“ erscholl es von allen Seiten.

„Wer will mich heiraten?“ fragte der Baron, um sich blickend.

Die Frauen sahen sich gegenseitig an, dann riefen sie alle zugleich:

„Ich! ich! ich!“

„Wir leben nicht in der Türkei,“ beschwichtigte der Baron. „Gestatten Sie mir also, eine Wahl zu treffen. Wohlan, meine Dame, auf die Brautschau! Ich werde die Schönste erkiesen.“

Die maskirte Dame allein sprach kein Wort und behielt ihre Sammtlarve vor.

„Die Maske herab!“ rief der Baron.

„Mein Herr,“ entgegnete sie spöttisch, „wenn Sie mich heiraten wollen, so müssen Sie mich mit der Maske nehmen, wenn nicht — so will ich nicht.“

Und durch die Augenlöcher der Maske schoß ein flammender Blick.

„Meinetwegen," erwiederte der Baron, „Sie sollen die Meinige werden, ich heirate Sie!"

„Ich danke!" war ihre kurze Antwort.

Sie reichte ihm die Hand und der Baron erzitterte heftig bei dieser Berührung, ohne sich selbst sagen zu können, warum.

V.

Trotz des bekannten exzentrischen Wesens des Barons, konnten die Gäste doch eine Bewegung des Staunens nicht zurückhalten.

„Wie," hieß es in der Runde, „er wählt die maskirte Unbekannte?"

„Warum nicht?"

„Sie kann ja häßlich sein!"

Die Maske vernahm dies wohl und mit einem Blicke, leuchtender als der Blitz, zuckte sie die Achseln, während ein trockenes, spöttisches Lächeln ihre Zähne bloßlegte.

„Mit solchen Augen und solchen Zähnen ist eine Frau niemals häßlich," sagte der Baron philosophisch.

„Wohl gesprochen, Baron," erwiederte der Domino. „Wann unterzeichnen wir den Kontrakt?"

„Nun denn, morgen."

„Es ist höchste Zeit," fügte Simiane hinzu.

„Indeß," bemerkte Baron von Rossac, „ist es doch

gut, sich zuvor ein Bischen kennen zu lernen, und ich bitte daher um eine Gnade, Madame."

Sprechen Sie, Baron."

„Gewähren Sie mir nach dem Souper eine Stunde zu einem Tête-à-Tête!"

„Zugestanden, Baron."

„Dann also, beenden wir das Souper."

Das Ende des Gelages war übermäßig heiter, aufgeweckt und reich an brillanten Witzfunken.

Der zuerst rosig angehauchte Teint der Frauen verwandelte sich in tiefes Hochroth, der Champagner gab ihren Augen magnetischen Glanz, ihre Worte — ihre Gewänder wurden mehr und mehr lose und locker.

Gegen Ende war die Beleuchtung gefährdet.

Zum Glück erinnerte Herr von Rossac:

„Meine Damen, vergessen Sie nicht, daß ich mich morgen vermäle, daß also mein Hotel vor Tagesanbruch geräumt sein muß."

„Schön, jetzt predigt Baron Rossac Moral!" rief ein Roué.

„In seinem Interesse," bemerkte eine Tänzerin.

„Ich habe eine Idee!" sagte wieder eine Dame.

„Heraus mit der Idee!"

„Kehren wir zu den Porcherons zurück."

„Bravo! Bravo!"

Die Gäste erhoben sich in Schwärmen — man öffnete die Fenster, um ein wenig Luft einzulassen und die Geister des Champagners zu beschwichtigen.

Dann überschüttete man den gastfreien Wirth mit beißenden Ausfällen, scharfen Epigrammen und schlüpferigen Anspielungen

„Nun, jetzt bleibt oder geht," rief der Baron. „Ich fordere Euch nicht zu diesem und nicht zu jenem auf, aber ich bitte mich zu entschuldigen — ich habe mit meiner Frau zu reden."

„Gehen wir!" erscholl es in der Runde.

Und die übermüthige Schaar ergoß sich taumelnd über die Stiegen und Gänge.

Den ganzen Weg bezeichneten schallendes Gelächter, abgerissene, weinbenetzte Manschetten, Parfümdüfte und weggeworfene welke Blumen.

Der Baron bot dem Domino den Arm und sprach mit traurig-ernster Stimme, die sonderbar mit der früher erkünstelten Fröhlichkeit kontrastirte: „Kommen Sie, Madame!"

Das Gemach, wohin der Baron den Domino geleitete, war ein geräumiger Saal, mit blauem Sammt ausgeschlagen, mit schweren Eichenmöbeln, großen vergoldeten Kandelabern, Venetianerspiegeln von seltener Höhe und einem schweren Teppich aus der königlichen Tapetenmanufaktur der Gobelins, welcher eine Szene aus Fénélon's „Telemach" darstellte.

Das Gemach hatte einen ernsten, doch nicht frostigen Charakter; das Herz fühlte sich dort nicht gepreßt, man athmete sogar leicht, und dennoch konnten die Schwingen der Seele sich nicht voll entfalten.

Einem Dichter hätte das Zimmer vielleicht Anregung zu lyrischer Träumerei geboten; ein Liebender mußte darin schaudern.

Der Domino hatte sichtlich denselben Gedanken und sagte zum Baron: „Der Saal sieht recht traurig aus."

„Finden Sie?"

„Ja — für eine Liebesunterredung —"

Der Baron zog die Augenbrauen zusammen.

„Wer sagt Ihnen, „daß ich von Liebe sprechen will?“

Der Domino erzitterte.

„Oh!“ sprach er bewegt.

Der Baron schien sich einen Augenblick zu besinnen, dann faßte er die Hand der Dame, führte sie schweigend durch den Salon, öffnete eine Thüre am entgegengesetzten Ende und trat mit ihr in ein kleines, in Weiß und Gold verziertes Boudoir, von leisem Duft feinsten Wohlgeruches durchzogen uud von einer venetianischen Lampe mit farbigen Gläsern matt erleuchtet.

Der Baron ließ seine Begleiterin auf den Kissen des Sofas nieder, er selbst aber nahm nicht an ihrer Seite Platz, sondern lehnte sich an das Kamingitter, stützte den Kopf an die Pendeluhr aus Muschelwerk, setzte den Fuß auf die kupfernen Tritonen, welche den Feuerherd zierten, und schien seine Gedanken zu sammeln.

Der Domino betrachtete ihn aufmerksam und kauerte sich mit der koketten, geschmeidigen Nonchalance einer hübschen Frau auf dem Sofa zusammen.

„Madame,“ begann der Baron, „beliebt es Ihnen, mich anzuhören?“

Der Domino öffnete kaum die Lippen zu der hierauf erfolgten kalten Frage: „Wird es lange dauern?“

„Nein,“ antwortete er. „In zwei Worten bin ich fertig.“

Der Domino stützte das Kinn auf seine schöne Hand und den Ellbogen auf das Knie.

„Ich höre,“ erwiederte er.

„Madame,“ sagte der Baron, „heute bin ich sehr reich; in zwei Tagen, wenn ich Sie nicht heirate —“

„Werden Sie ruinirt sein, nicht wahr?"

„Ja," nickte der Baron. „Ich heirate Sie also, in den Augen der Welt im Allgemeinen und unserer Gäste im besonderen, um mir mein Vermögen zu erhalten. Ich weiß nicht, Madame; sind Sie reich, adelig oder bürgerlich, vom Hofe oder von der Oper?"

„Was kümmert Sie das?"

„Nichts. Wollen Sie geliebt werden?"

„Nun," antwortete der Domino spottend, „warum nicht?"

„Das ist eine Unmöglichkeit."

„Wahrhaftig?"

„Ich liebe eine Andere."

„Charmant! In diesem Falle geben wir unsere Heirat auf."

„Das wäre Thorheit!"

„Durchaus nicht. Ich bin vielleicht ebenso reich, wie Sie. Ich will Liebe und nicht Gold."

Ein bitteres Lächeln zuckte um die Lippen des Barons.

„Glauben Sie, daß ich fähig sei, zu lieben?" — fragte er.

„Ich wage es zu hoffen."

„Sie täuschen sich bitter, Madame. Sie täuschen sich abermals, wenn Sie glauben, ich heirate Sie wegen der Rücksicht auf mein Vermögen."

„Bah!"

„Die Todten brauchen nichts."

„Sie sind also todt?"

„Ich werde es in acht Tagen sein."

Der Domino machte eine dem Schreck ähnliche Bewegung des Staunens.

„Sie sind verrückt!" entgegnete der Domino.

„Ich war es, aber ich sterbe vernünftig.“

„Warum und an was sterben Sie?“

„An einem unheilbaren Uebel.“

„Worin besteht dieses?“

„Ich liebe eine todte Frau.“

Ein noch heftigeres Erzittern des Dominos folgte diesem Wort.

„Hören Sie,“ sprach der Baron weiter, „ich fühle meine Lebenskraft schwinden; mein letzter Seufzer, meine letzte Stunde sind nahe. Ich sterbe lachend, doch dieses Lachen ist vergiftet . . . Ich will Ihnen aber mein Geheimniß anvertrauen; Sie allein sollen es kennen — Sie allein weihen dann vielleicht meinem Grabe eine Thräne.“

Der Domino spöttelte nicht mehr, er hörte ruhig zu.

„Vor kurzem,“ fuhr der Baron fort, „dachte ich nicht daran, mein Vermögen habgierigen Seitenverwandten zu entreißen, obwohl diese für mich nur Haß und Verachtung hegen. Nun aber kam mir ein Gedanke; ich könnte vielleicht im Tode noch Glück stiften, nachdem mich das Glück im Leben geflohen . . . So bot ich denn meine Hand einer Unbekannten, diese Unbekannte — sind Sie: Sie werden meinem Andenken das Bedauern nicht versagen.“

Der Baron hielt inne und schien eine Antwort zu erwarten.

Der Domino schwieg noch immer.

Baron von Nossac fuhr fort: „Ich liebe seit zwei Jahren eine Todte; diese Todte ist meine Frau.“

Der Domino zuckte die Achseln.

„In Deutschland fand ich ein junges Mädchen, das

ihr glich, und ich liebte dieses Mädchen. In der Bretagne fand ich eine Kreolin, die ihr gleichfalls ähnlich war, und ich liebte diese Kreolin. Aber in Beiden liebte ich nur meine Frau."

„Wahrhaftig?" bemerkte der Domino etwas höhnisch.

„Bei meiner Ehre, Madame."

„Wissen Sie, Baron, daß Ihre Frau recht sehr zu bedauern ist?"

„Wieso, Madame?"

„Weil sie von Ihnen erst nach dem Tode geliebt wurde."

Dem Baron entfuhr ein leiser Schrei.

„Oh! — das ist falsch!"

„Kaum!"

„Ich liebte sie von dem Augenblicke an, als ich sie sah."

„So sehr, Herr Baron, daß Sie die Hochzeitsnacht in den Armen einer Maitresse zubrachten. Das ist doch eine etwas sonderbare Liebe."

„Woher wissen Sie das, Madame?"

„Je nun, ich weiß es, das sei Ihnen genug."

Der Baron wurde mit einem Male traurig und feierlich.

„Madame," sprach er, „was würden Sie von einem Edelmanne denken, der sein Wort gegeben hat und dieses mit Füßen tritt?"

„Ich würde sagen, dieser Edelmann ist ein Elender!"

Ein Freudenstrahl drang aus den Augen des Barons.

„Nun denn, so hören Sie weiter! — Ich hatte früher eine Maitresse, ich war zu Grunde gerichtet, der Regent war eben gestorben. Ich hatte die Frau, die meine Gemalin werden sollte, niemals g sehen, ich heiratete sie also liebelos, und

nur, um mich vor dem Ruin zu retten. Aber ich mußte mich um jeden Preis meiner Maitresse entledigen, und hatte die Schwachheit, ihr einen Schwur zu leisten. Ich versprach ihr, von meinem Vermälungstage an, eine Nacht — nach ihrer Wahl."

Der Domino erhob sich.

„Und . . .?" klang die hastige Frage.

„Als ich meine Frau erst gesehen, liebte ich sie auch. Ach! es war zu spät, meinen Schwur ungeschehen zu machen. Am Hochzeitabend, im Augenblick, als ich meine Frau in's Brautgemach geleitet, als ich vor einem Glücke stand, so rein und himmlisch, daß ich es nicht mehr verdiente — vor der Liebe einer Jungfrau — — da trat ein Bedienter ein, flüsterte mir einige Worte zu, und ich folgte ihm . . . Ein Wagen harrte an dem Thore des Hotels, und meine Maitresse saß darin. Sie forderte die Erfüllung meines Schwurs und ich mußte sie leisten. Oh! welche Nacht der Höllenqual! Die namenlosen Martern, die tödtliche Reue, welche ich während jener Stunden gelitten, vermag ich noch nicht zu schildern. Ich stand zwischen einer geliebten, angebeteten Frau, einer Jungfrau, keusch und rein, die mit klopfendem, unentweihtem Busen des Gatten im Brautgemach harrte und einer schon alternden, blasirten, übersättigten Maitresse, von deren Lüsternheit die Alleen zu Versailles und die Boudoirs am Hofe zu erzählen wußten. Mein Herz begehrte die Liebe der Einen und verabscheute die Liebkosungen der Anderen . . . Und diese Frau, dieses schmachbeladene Weib legte Beschlag auf die Küsse meiner Lippen, kraft des Schwures, den sie mir entrungen. Ihr gehörte ich ganz und gar, ich besaß nicht einmal das Recht, mich zu weigern, mich zu sträuben. — Ich war ihr Sklave

auf vierundzwanzig Stunden, ihr Wille war mein Herr, ich mußte mich ihrem Belieben ergeben. — Als die Stunde meiner Befreiung schlug, flog ich nach dem Hotel Borelli; meine Frau war nach der Bretagne abgereist. Ich warf mich in den Postwagen und eilte ihr nach. Auf dem Wege traf ich mit dem neuesten Galan meiner gewesenen Maitresse zusammen. Es war ein hübscher Junge, verliebt und ritterlich, wie man es eben mit zwanzig Jahren ist. Er brachte mir einen tüchtigen Degenstoß bei, der mich vierzehn Tage lang in einem Gasthofbett festnagelte. Als ich im Stande war, die Reise fortzusetzen, als ich bei meiner Gattin anlangte, war sie gestorben!"

Der Baron schwieg, und bedeckte sein Antlitz mit zitternden Händen, auf welchen der Schweiß in kalten Tropfen perlte. Der Domino hatte sich ihm langsam genähert. Nun faßte er seine Hand, und fragte mit bewegter Stimme:

„Hatten Sie denn keinen einzigen Freund auf Erden?"

Der Baron schien aus einem quälenden Traum zu erwachen.

„Warum diese Frage?"

„Weil es mich Wunder nimmt, daß Sie Niemandem das Geheimniß Ihres räthselhaften Benehmens mitgetheilt haben."

„Sie haben Recht, Madame, ich will Ihnen indeß mein Schweigen erklären. Ich hatte als Kavalier meinem Schwur Genüge gethan, war aber zu feige, dies einzugestehen, jetzt in einem Jahrhundert, wo die alten Begriffe von Ehre und Manneswort zu verschwinden beginnen. Ich wagte nicht, den Genossen meiner früheren Vergnügungen und Orgien mein Festhalten am geleisteten Schwure und die Liebe zu meiner Gattin zu gestehen. Ich hatte nur einen vertrauteren Freund,

den Marquis von Simiane; auch er war blasirt und skeptisch, und hätte mich unbarmherzig verspottet. Der Stolz verschloß mir die Lippen und darum schwieg ich."

„Herr Baron," sagte der Domino, und trat näher zu dem Herrn des Hauses, „sind Sie auch überzeugt von dem Tode Ihrer Gattin?"

Herr von Nossac versetzte mit tiefer Erschütterung:

„Ja, ich sah ihren Leichnam, von Würmern benagt."

„Sie haben sich getäuscht — das war nicht sie."

Der Baron taumelte zurück.

„Wer hat Ihnen das gesagt?" rief er bebend.

Der Domino riß die Maske herunter. Der Baron stieß einen Schrei aus, und erfaßte sinkend den Kamin.

„Gretchen!" stammelte er.

„Nicht Gretchen, sondern die Kreolin, nicht die Kreolin sondern Helene . . ."

„Sie!!"

„Jene Frau, welche Sie im Sarge gesehen haben, war meine Milchschwester. Ich war nicht todt und reiste in der Nacht vor — meinem Begräbnisse ab."

„Baron," sprach der Domino mit erregter Stimme, „ich glaubte mich beleidigt, ich wollte mich rächen — Verzeihung!"

Herr von Nossac, wankend und todtenblaß, umklammerte seine Gattin mit beiden Armen. Er war sprachlos vor Erschütterung.

„Das Schloß Holdengrasburg," erzählte die Baronin weiter, „die schwarzen Jäger, das Schloß Kervégan, Hektor, Röschen und Yvonette, alles das war nur eine abscheuliche,

fürchterliche Komödie, die ich mit Gold bezahlte. Die Gaukler waren arme Studenten, welche ich mir mit Leib und Seele dienstbar gemacht hatte."

„Aber — Röschen," rief der Baron, als er endlich die Sprache wiederfand.

„Diese war mehr werth, als die anderen. Es war ein armes unwissendes Mädchen, das seine Rolle aus Liebe spielte und derselben zum Opfer fiel."

„Und . . . Yvonette?"

„Yvonette war die Geliebte Samuels, der sich in der Bretagne Hektor nannte, und Röschen war Wilhelm's Braut."

Der Baron griff mit der Hand an die Stirne.

„Bin ich nicht wahnsinnig?" murmelte er.

„Nein," rief die Baronin, und stürzte zu seinen Füßen, „Du bist es nicht, und wirst auch nicht sterben, denn ich liebe Dich!!" — —

— — — — — — — — — — — —

Es war eine köstliche Nacht, welche die Beiden zusammen verlebten, Hand in Hand verschlungen, die Welt um sich vergessend, bis die Kerzen erloschen und die ersten Grüße des Tagesgestirns durch die Jalousien drangen.

Da öffnete sich die Thüre und Simiane trat ein.

„Madame," sprach er kalt, „Sie haben mir für zwei Jahre Stillschweigen auferlegt; die zwei Jahre sind um, ich werde reden."

„Nicht nöthig," erwiederte die Baronin mit himmlischem Lächeln, „er weiß schon Alles."

Der Baron sah erstaunt auf.

„Was bedeutet das?“ fragte er.

„So höre,“ sprach Madame de Rossac. „Die erste Nacht nach Deinem Duell lagst Du fantasirend in einem aufgeregten, von schrecklichen Träumen begleiteten Schlafe. Ich gewann Deinen Wirth mit vielem Gold, drang in Dein Zimmer, setzte Dir eine Pistole an die Stirn, und wollte Dich in rasender Rachelust tödten. Ein Mann war herzu geeilt. Er stand an der Schwelle und sein lauter Aufschrei verhinderte die That. Ich zauderte, und ein neuer Gedanke erfaßte mich. Ich sagte dem Manne: „Das Leben des Barons ist in meiner Hand . . ein Schritt, ein Ruf und ich tödte ihn.“ Und da der Schrecken ihn lähmte, fuhr ich fort: „Ich schenke Ihnen dieses Leben unter der Bedingung.“ — „Welche?“ fragte er. „Ich will mich rächen,“ fuhr ich fort, „während zweier Jahre haben Sie mir blind zu gehorchen und stumm zu bleiben.“ — „Und Sie werden ihn nicht tödten?“ — „Nein.“ — „Geben Sie mir Ihr Wort!“ Er gab es und wurde mein Mitschuldiger, um Dein Leben zu retten.“

Der Baron reichte Herrn von Simiane die Hand.

„Du hast Dich geirrt, mein Freund, Du glaubtest mich zu retten —“

„Nun?“ fragten Beide zugleich.

„Diese Aufregungen haben mich jetzt vernichtet, ich sterbe!“

Ein Schrei der Baronin und des Marquis antwortete ihm.

Baron von Rossac umfaßte mit seinen zitternden Händen das bleiche Antlitz seiner Gattin, drückte einen innigletzten Kuß darauf, hauchte ein Wort des Lebewohls und stürzte rücklings nieder.

„Mit der Phantasie ist nicht zu spielen," sagte er mit tonloser Stimme, „im Gehirne wohnt das Leben."

Und er hauchte seinen Geist aus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Noch viele Jahre später sahen die Bauern im Leonais an neblichten, kalten Abenden unter den blätterleeren Bäumen des Parks, über die mit Gelb gemischten Wiesen, eine weibliche Gestalt dahin wandeln.

Sie war stets in Schwarz gekleidet, blaß, das Auge in Irsinn glänzend, und schritt ungleichen, hastigen Schrittes einher.

Die Gestalt, einem Phantom ähnlich, dessen Nähe man scheute, sang unter erschütterndem Lachen die Legende des schwarzen Jägers:

„In mitternächt'ger Stunde sitzt allein
Des Schlosses Herr in tiefem Sinnen,
Verglommen ist des Feuers letzter Schein
Und Schweigen liegt auf allen Zinnen."

Und fragte man die Leute aus der Umgegend, wer die Dame sei, so antworteten sie erschrocken:

„Es ist das Gespenst der verstorbenen Baronin."

Ende.

Druck von Heinrich Spitzer in Wien.